This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Unter den Frauentürmen.

Unter den Frauentürmen

Ein Roman aus dem
Münchner Leben von

Maximilian Krauß

Zweite Auflage

Stuttgart und Leipzig * Deutsche Verlags-Anstalt

1901

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
237162A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Alle Rechte,
insbesondere das Recht der Ueberſetzung in andere Sprachen, vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Papier und Druck der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Hermann Lingg ◆ ◆ ◆

in dankbarer Verehrung gewidmet.

Erstes Kapitel.

Zweifellos war sie ein interessantes Weib, diese Frau Leonie Hubmaier . . .

Der Schriftsteller Emanuel Geiger unterbrach seinen Gedankengang unwillkürlich, wie ihm dieser Name durch den Kopf fuhr. Als hätte man ihm was Unangenehmes gesagt, so rückte er ungeduldig seinen Stuhl hin und her, schlürfte den Rest seiner Kaffeetasse aus und starrte dann in die halbverloschene Glut seiner Zigarette. Hubmaier! Dieser spießbürgerliche Name! Er erinnert an Weißwürste, den Bierdunst und Tabaksqualm — Hubmaier! Und der Mann, der Träger dieses Namens, war gesetzlich rechtmäßiger Eigentümer dieses pikanten Weibes mit den exotisch glühenden Augen — mit diesem wunderbaren, blauschwarzen Haar und den feinen, zarten und dennoch so lebensvollen und sinnefreudigen Lippen — dieses Weib —!

Geigers Augen schweiften über den Tisch nach den roten Plüschsitzen an der Wand, als wollte er sich noch einmal von dem überzeugen, was er doch noch vor wenigen Minuten mit seinen beiden Augen so deutlich dort hatte sitzen sehen.

Sie, das interessante Weib, Frau Leonie Hubmaier und ihren Gatten, den Herrn Antiquitätenhändler Wolfgang Hubmaier. Geiger kannte den Mann mit seinen Plattfüßen schon seit ein paar Jahren. Irgendwo in einer Sumpfgesellschaft war er ihm einmal vorgestellt worden. Aber er war ihm immer aus dem Wege gegangen. Sie grüßten sich beide, der Hubmaier in seiner aufdringlich devoten Art sehr höflich, während es Geiger immer mehr eine Last denn ein Vergnügen war, den Gruß des andern zu erwidern. Was war ihm der Mann? Ein ganz unbedeutender Kaufmann, ein Ladenhüter: Antiquitätenhändler — bah! Es giebt so viele bessere Trödler in dem kunsttriefenden München! Die Zahl ihrer Geschäfte kommt gleich nach der der Bierhäuser, Kunsthändler und Metzgerläden. Es war wirklich verzeihlich, wenn Geiger sich um diesen einen ebensowenig kümmerte wie um die andern. Aber jetzt mit einemmal ärgerte es den jungen Schriftsteller doch, daß er den Menschen so vernachlässigt hatte. Er hatte das unangenehme Gefühl, als wäre er ihm etwas schuldig geblieben, und der andre habe es ihm, ohne ein Wort drüber zu verlieren, geschenkt.

Diese verdammt gutmütige Höflichkeit, diese biersselige Freundlichkeit des Antiquitätenhändlers! Wieder schweifte Geigers Blick unter den grimmig zusammengezogenen schwarzen Brauen hinüber nach dem roten Plüschsofa. Wie kam nur der Mann mit seiner Gattin, so ohne daß es Geiger merkte, dahin? Es schien ihm, wenn er es jetzt überlegte, fast so, als habe sich Hubmaier absichtlich an den Tisch gedrängt, um mit dem Schriftsteller anzuknüpfen und ihm gegenüber mit seiner schönen Frau zu protzen.

„Wie geht's, Herr Doktor? Hab' schon lang nicht mehr das Vergnügen g'habt!"

So fing's an. Dabei grinste der Antiquitäten-

händler mit seinem ganzen Gesicht so besitzesfroh über den Tisch.

Dann kamen ein paar gleichgültige Redensarten, vom Wetter, vom Schmutz auf den Straßen, von den Redouten . . .

„Wir ha'm auch schon ein paar Redouten mitgemacht!" lachte der Antiquitätenhändler und warf dabei einen ganz indiskreten Seitenblick auf die schöne Dame, die fortwährend durch eine Lorgnette den Schriftsteller halb neugierig, halb aufmunternd anguckte.

Wir?!

Der Schriftsteller wollte fragen. Doch der andre war schon wieder am Reden.

„Ich bin erst vor vierzehn Tag' von einer großen G'schäftsreis' aus Brüssel zurückgekommen." Wieder derselbe indiskrete Seitenblick auf die schöne Frau.

„So! Von Brüssel?" antwortete der Schriftsteller, um auch etwas zu sagen. Denn im Grunde seines Herzens war's ihm eigentlich „wurscht", welchen Weltteil der Antiquitätenhändler mit seinen Plattfüßen betrat, und wenn's der Nordpol selbst gewesen wäre.

„Ja — von Brüssel, Herr Doktor! Es war eine ziemlich anstrengende und wichtige G'schäftsreis' — ich hab' nämlich in Brüssel g'heiratet."

Hubmaier lachte, daß es nur so dröhnte. Er fühlte, daß er einen famosen Witz gemacht habe. Geiger warf einen erstaunten, fast verblüfften Blick auf die junge Frau, die ihm vergnügt zulächelte und wie zum Gruße leise den schönen Kopf nach vorn neigte.

Geiger machte eine tiefe Verbeugung und nannte seinen Namen, da der Antiquitätenhändler, der noch immer an seinem famosen Witz würgte, keine Anstalten machte, seine Frau und den Schriftsteller vorzustellen.

‚Lackel‘, dachte Geiger im ſtillen. Trotzdem aber glaubte er der neugeſchaffenen Situation gegenüber ſeine bisherige Zurückhaltung aufgeben zu ſollen — die Geſchichte fing an, ihn zu intereſſieren. Er war ein feiner Kenner, was Frauenſchönheit betraf. Und ebenſo ſtreng, wie er in ſeinem Urteil war, ſo leicht entzündbar war er, wenn ſeine Kritik die Waffen ſtrecken mußte.

„Wiſſen S', Herr Doktor! Meine Leonie iſt nämlich eine Brüſſelerin! Eine geborene halbete Franzöſin!“ bemerkte der Antiquitätenhändler nach einer Weile in ſeinem nachläſſigen Münchener Dialekt. „Ihre Eltern ſind aber Deutſche. Der Papa hat in Brüſſel ein großes Antiquitätengeſchäft. Ich hab' oft mit ihm zu thun g'habt —“

Er ſah ſeine Frau ſchmunzelnd an, die, ſo ſchien es Geiger, die Redſeligkeit ihres Gatten unangenehm berührte.

‚Alſo eine Intereſſenheirat!‘ dachte Geiger, um ſich dann ganz mit der ſchönen Brüſſelerin zu beſchäftigen. Mit einem Eifer, der ſonſt nicht ſeine Sache war, ſchilderte er der jungen Frau, wie ſchön München ſei, machte er ſie aufmerkſam, was ſie in den nächſten Tagen ſich anſehen müſſe, und erbot er ſich, den Führer zu machen.

Herrn Hubmaier gefiel dieſer Eifer offenbar. Er ſtrahlte förmlich vor Vergnügen; man konnte es ihm von ſeinem breiten Geſicht ableſen, wie ſtolz er auf den Eindruck war, den ſeine ſchöne Frau machte.

Geiger dagegen entging es nicht, daß er das Intereſſe der jungen Frau in hohem Grade erweckt hatte. Sie machte auch gar kein Hehl daraus. Und als ihr Gatte ſie endlich mahnte, ans Nachhauſegehen zu denken, griff ſie nur widerwillig nach dem ſchweren, pelzverbrämten Mantel und dem Muff, den ihr Herr Hubmaier über den Tiſch hinweg zuſchob.

Geiger ließ es sich natürlich nicht entgehen, der Dame beim Anziehen des Mantels behilflich zu sein, nachdem der Antiquitätenhändler nicht die geringsten Anstalten machte, seiner Gattin diesen Ritterdienst zu thun. Als der Schriftsteller Frau Hubmaier den Mantel hielt, schien es ihm, als ob sie absichtlich recht lange dazu brauchte, in die engen Aermel hineinzuschlüpfen. Dabei kam er ihrem Gesichte so nahe, daß das seine es beinahe streifte. Einen Augenblick lang ruhten ihre Blicke fest und forschend ineinander. Er hätte sie jetzt umarmen mögen, heiß und leidenschaftlich . . .

Frau Hubmaier atmete tief auf, dann reichte sie Geiger die kleine Hand und sagte: „Sie besuchen uns doch recht bald, Herr Doktor! Wir wohnen Königinstraße Nummer 85."

„Wenn es Ihnen und — Ihrem Herrn Gemahl angenehm ist!" entgegnete der Schriftsteller mit einem Seitenblick auf den Antiquitätenhändler, der neben ihnen stand und noch einmal die Zeche zählte, die er gemacht hatte.

„Ja, natürlich! Kommen Sie nur einmal, Doktor! Kommen Sie nur!" rief er, als er die ermunternden Blicke bemerkte, die ihm seine Gattin zuwarf.

Dann nahm er den Arm seiner Frau und trappte schwerfällig aus dem Café . . .

*

„Ja was is denn mit Ihnen, Herr Doktor! Is Ihnen was übers Leberl g'laufen, weil S' gar so wild dreinschau'n?!"

Geiger wachte aus seinem Brüten auf und sah mechanisch lächelnd in das Gesicht seiner Stammtischkellnerin, die an seinen Stuhl herangetreten war, so dicht, daß ihre weiße Schürze seinen Arm berührte. Auf ihrem Busen wogte ein mächtiger Rosenstrauß auf und nieder.

„Sie! Herr Doktor! Wer war denn die Dame, die da neben Ihnen g'ſeſſen is? Die muß Ihnen ganz b'ſonders g'fall'n haben! Is' 's a Frau g'weſen?"

Die blonde Marie hatte ſonſt ungeniert die indiskreteſten Fragen an Herrn Geiger ſtellen dürfen. Sie wußte ja, der Herr Doktor war ihr ganz beſonders freund. Da konnte ſie ſich manchmal ſchon was erlauben. Das beruhte ſo gewiſſermaßen auf Gegenſeitigkeit. Aber heute war dem Schriftſteller die Aufdringlichkeit ſeiner Stammtiſchkellnerin doch nichts weniger als angenehm. Er ärgerte ſich über dieſe Neugier, und er empfand zum erſten Male, daß er der Marie doch zu viel Rechte über ſeine Perſon eingeräumt hatte.

Geiger ſagte gar nichts, ſondern ſtand auf und ſah nach ſeinem Ueberzieher.

Die Kellnerin ſchaute „ihren Doktor", wie ſie ihn ſo gerne nannte, halb verwundert, halb ſcheu an. Sie hatte ein gutes, liebes Geſicht, und der treuherzige, aufrichtige Zug um den etwas breiten Mund ſtand ihr ganz beſonders hübſch. Sie war ein Mädel, dem man nicht bös ſein konnte. Eine Kellnerin, die nicht nur dafür ſorgt, daß dem Gaſt das Bier nicht ausgeht, ſondern die es verſteht, ſich unter ihren Gäſten Freunde zu erwerben. Notabene in allen Ehren. Von einem eigentlichen Schatz wollte ſie nichts wiſſen. Da hatte ſie ihre eignen Anſichten. Und Verſuche, ſich ihr wie ein liebegirrender Tauber zu nähern, wies ſie ſtets mit dem ihr eignen kernigen, geſunden Humor zurück. Es war ein offenes Geheimnis, daß ſie einmal bis über die Ohren in einen Leutnant verliebt war. Er hatte nicht wie ein Ehrenmann an ihr gehandelt. Das Kind, das ſie von ihm hatte, war glücklicherweiſe bald nach der Geburt geſtorben. Damit war auch die Geſchichte mit dem ſchneidigen

Leutnant aus. Wenn sie davon ihren Freunden am Stammtisch erzählte, geschah es in ganz ruhiger, leidenschaftsloser Weise. Sie wußte ganz genau, daß sie nicht die einzige war, der es so ergangen war. Zum Schlusse kam immer dieselbe Redensart. „Aber so dumm bin i nimmer, daß i mich noch amal so anschmier'n laß. Wann i noch amal einen gern hab', nachert muß er mi auch heiraten. Ehnder giebt's nix'n!"

Dieses Bekenntnis erweckte stets schallende Heiterkeit an dem Stammtisch. Man wußte, wie man dran war, und man versuchte gar nicht, auf eine Sinnesänderung der Marie einzuwirken. Es wäre doch vergebens gewesen. Vielmehr bestärkte man sie in ihrem Entschlusse, und besonders Geiger war es, der mit großer Lebhaftigkeit immer dafür eintrat, daß man Marie in ihren Gefühlen und Empfindungen schone.

Aber heute hatte er für die Kellnerin absolut kein Interesse. Ihre Freundlichkeit war ihm sogar lästig, und als ihm Marie den Mantel hatte anziehen helfen, vergaß er absichtlich, ihr für den kleinen altgewohnten Dienst zu danken.

„Jessas! Jessas!" schmollte Marie und nahm an ihrem Serviertischchen Platz. „Sie sind aber heut granti!" Sie stemmte ihre Arme auf das Tischchen und vergrub ihre Nase in das Rosenbouquet auf ihrer Brust.

Geiger nahm seinen Hut vom Nagel und stülpte ihn auf seine Locken. Dann grüßte er Marie kurz und verließ das Café.

Marie hatte sich umgedreht und ihm nachgeschaut. Dann, als er hinter den roten Portieren der Eingangsthüre verschwunden war, murmelte sie kopfschüttelnd:

„Den hat's!"

Zweites Kapitel.

Als Geiger aus dem Café Luitpold auf die Briennerstraße hinaustrat, schlug es vom Turme der nahen Theatinerkirche sieben Uhr. Der Schriftsteller überlegte eine Weile zögernd, dann schlug er den Kragen seines Havelocks in die Höhe und ging eiligen Schrittes die Briennerstraße hinab an der Feldherrnhalle vorbei in die Maximiliansstraße. Es war ein leichter Schneefall eingetreten, der die Straße mit ihrem schier endlosen Spalier von violett leuchtenden elektrischen Lampen mit einer dünnen weißen Decke überzog. Geiger bummelte an den hellstrahlenden Läden vorüber, blieb hier und dort stehen, entweder um einen Blick auf die Auslagen zu werfen oder um der und jener bekannten Dame, die an ihm vorüberkam, nachzusehen. Aber weder die Auslagen noch die Damen konnten ihn heute fesseln. Es hatte sich seiner eine Stimmung bemächtigt, die ihn hin und her warf zwischen Unzufriedenheit mit sich selbst und einem wilden Drange nach Genuß. Die schwarze Brüsselerin hatte ihn bis ins tiefste Innere erregt. Er suchte vergebens, von dem Eindrucke, den sie auf ihn gemacht hatte, sich zu befreien. Dieser Eindruck wirkte

gerade um so stärker, als er seit Wochen ganz zurückgezogen gelebt hatte, ganz einer litterarischen Arbeit hingegeben, auf die er große Hoffnungen setzte. Noch heute nachmittag saß er, um sich einige Ruhe zu gönnen, im Café, in Gedanken ganz mit seinem Werke beschäftigt. Da, mit einem Male riß ihn dieser Antiquitätenhändler, oder vielmehr sein Weib, aus seiner Ideenwelt. Es war ihm zu Mute wie einem, den man aus der heimlich trauten Gaststube mit einem Rippenstoße hinausbeförderte auf die Straße.

Geiger war eine empfindsame, weiche, leicht erregbare Natur. Darüber hatte er sich oft geärgert, weil dadurch seine Entschlüsse und Absichten nicht selten mit einem Schlage über den Haufen geworfen wurden. Eine Zufälligkeit, und monatelang wohlerwogene Pläne waren abgedankt. Daher kam es auch, daß seine besten Arbeiten die waren, die er in einem Tage, in ein paar stillen Stunden aus sich herausgeholt hatte. Sie waren meist aus einem Guß, außerordentlich temperamentvoll und immer mit einem starken Zug ins Pathetische. Aber das befriedigte ihn nicht. Er wollte was Großes, Bedeutendes schaffen.

Jetzt war er auf dem besten Wege dazu gewesen. Aengstlich hatte er sich vor seinen Freunden verborgen. Mit wahrem Feuereifer hatte er an dem Werke gearbeitet, das ihm einen Namen machen sollte. Tag für Tag freute er sich mehr, wie sich Blatt um Blatt häufte. Er war ganz stolz auf seine Standhaftigkeit und Ausdauer — da mußte er diese Bekanntschaft mit der Brüsselerin machen.

Er kannte sich ganz genau. Wenn er jetzt nicht die Herrschaft über sich selbst behielt, wenn er der Spielball einer neuen Stimmung wurde, dann war's um das große Werk geschehen.

Und wenn er es ruhig bedachte, war diese Stimmung schon im Anzuge ... Da mußte noch rasch ein letzter Versuch gemacht werden, ihr zu entgehen.

Andre Gesichter, andre Gedanken!

Geiger machte energisch kehrt, eilte wieder die Maximilianstraße hinauf, dann ging's am Kostthor hinunter, und wenige Augenblicke darauf trat er durch den großen, spärlich erleuchteten Thorbogen in den Hof des Hofbräuhauses ein.

Allabendlich fanden sich dort in der sogenannten Kapelle die Freunde Geigers ein. Die Tischnachbarn, meist biedere Bürger, Packträger, Handwerksleute, aber auch Beamte und hohe pensionierte Militärs nannten die Corona am Ecktisch nur kurzweg die Komödianten. Aus dem einfachen Grunde, weil diese originelle Gesellschaft, die sich in dem rauchgeschwängerten Lokal ein Stelldichein gab, zum größten Teile aus angehenden Schauspielern und Opernsängern bestand, die es natürlich nicht daran fehlen ließen, die ihnen noch mangelnde Berühmtheit durch einen oft ziemlich großen Aufwand von Stimme oder, um ein Wort zu gebrauchen, das die Herren Mimen so gerne hören, von Organ zu ersetzen.

Natürlich waren alle diese Kunstjünger geborene Helden oder mindestens Heldenliebhaber. Da wurde an einem Abend in der feuchten Ecke hinter den Maßkrügen mehr Leidenschaft verzapft als fünf Othello und Marquis Posa zusammen in einem ganzen Jahre brauchen. Es war eine merkwürdige Gesellschaft. Flammender Idealismus beseelte diese Leute, deren Wiege zumeist in guter Eltern Hause gestanden hatte. Aber wenn man schärfer hinhorchte, konnte man beobachten, daß dieser Idealismus da und dort schon manch ein Loch in seinem flimmernden Kleide hatte. Und der eine oder andre in dem Kreise stand schon im Begriffe, den kleinen, aber folgen-

schweren Schritt vom Schauspieler zum Komödianten zu machen.

Ganz echt und klar im Geist war nur einer, ein kleiner, ungemein lebhafter, von der Natur nicht besonders liebevoll ausgestatteter Mensch: Franz Zippelmann hieß er. Sogar den Namen hatte ihm, wie er oft mit tragischem Pathos zwischen den Zähnen hervorstieß, das Fatum verhunzt. Aber es stak in dem Kerlchen was Großes. Die Ruhe und Gelassenheit, mit der es neben vielem andern Spott auch den Spitznamen Hampelmann, den ihm der Cyniker der Gesellschaft, ein schon zweimal im Staatskonkurs durchgefallener Rechtspraktikant, Fritz Schork, gegeben hatte, hinnahm, war die Ruhe eines Menschen, der sich seines Wertes bewußt ist, der weiß, was er will. Zippelmann war der einzige unter den Komödianten, den aufrichtige Freundschaft mit dem Schriftsteller Geiger verband. Geiger und er waren Gesinnungsgenossen. Wenn sie beisammensaßen, wurden Welten gestürzt, Königsthrone zertrümmert und aus dem harmlosen Gerstensaft der giftigste Haß gesogen gegen das dickfellige Spießbürgertum, den Philistersumpf der engeren und weiteren Heimat.

Der dritte im Bunde war ein Mediziner in den letzten Semestern, Werner von Croning. Er stammte aus Norddeutschland. Sein Vater war Rittergutsbesitzer. Der Sohn hatte, solange er an norddeutschen Universitäten sein wildes Studentenleben führte, ganz die feudalen Grundsätze seines Vaters angenommen und verfochten. Er war Dreibändermann. In den nobelsten Corps hatte er sich ein Paar prächtiger Schmisse geholt und riesige Schulden gemacht, die der Alte knurrend hatte zahlen müssen. Auch in München war er bei einem vornehmen Corps eingesprungen, aber nur vier Semester hatte er seine Farben getragen. Croning war studierenshalber nach

München gekommen. Es war die höchste Eisenbahn, wie er selber oft sagte. Er studierte auch fleißig. München bot dem feudalen Corpsstudenten absolut kein Vergnügen, das seine Nerven hätte kitzeln können. Berlin, dieser große Sündenpfuhl, wie er sich so gerne ausdrückte, hatte ihn ein wenig blasiert gemacht. Und er hatte nach München die kühle Denkart eines Lebemannes mitgebracht. Aber gerade hier am Isarstrande vollzog sich eine Wandlung an ihm. Er hatte durch einen Zufall Geiger kennen gelernt. Der Mensch mit seinen revolutionären künstlerischen und wissenschaftlichen Ideen war für den feudalen Corpsstudenten, der schließlich nichts mehr kannte, wenn er mit seinen andern Vergnügungen am Ende war, als sich stark parfümierten, bis auf das Hemd in Seide gekleideten Weibern in die Arme zu werfen — dieser junge Sprudelkopf, Enthusiast, Idealist war für ihn eine Offenbarung. Und suchte er anfangs seine Gesellschaft, weil ihm dieser Schriftsteller originell und merkwürdig erschien, weil er es komisch fand, wie man sich über die Entwicklung des Menschengeschlechts, über seine Bedürfnisse, seine Bestimmung in einen heiligen Eifer hineinreden konnte — so war er später mit ihm herzlich freund geworden, je mehr er in seinem Innern sich darüber klar wurde, daß er bis vor seinem Aufenthalt in München ein erbärmliches, zweckloses Leben geführt hatte. Langsam, ganz langsam war er ein andrer geworden. Die spezifisch norddeutsche Prägung verwischte mehr und mehr. Er blieb zwar immer etwas kühl und schroff, aber die Ueberlegenheit — es war fast Ueberhebung — mit der er zuerst auf die Süddeutschen herabschaute, wich allmählich einer warmen Anteilnahme an dem Volkscharakter, unter dessen warmblütigen Vertretern er sich befand.

Man sah ihn an dem Komödiantentische in der Hofbräuhauskapelle immer gerne. Er verstand tapfer

zu zechen. Sein schier unverwüstlicher Magen gestattete ihm in dieser Hinsicht dieselben Extravaganzen wie sein stets gefülltes Portemonnaie. Und wenn er erst ordentlich eingeheizt hatte, dann kam bei ihm die übermütige, tolle Studentennatur zum Vorschein, dann mischte sich Erinnerung und Gegenwart in seinem Gehirn zu einem wunderlichen Kompositum von grotesker Sentimentalität, cynischem Pessimismus und ätzender Kritik. In solchen Stunden kam's dann auch vor, daß er ingrimmig über die preußischen Junker räsonnierte und in demselben Atemzug behauptete, den Sozialdemokraten könnte nur mit Granaten und Kartätschen das freche Maul gestopft werden. Je mehr er dabei den starken, mit Hilfe der Schnurrbartbinde alltäglich wohlgepflegten Schnurrbart in die Höhe zwirbelte, daß die Spitzen fast bis an die Schläfen reichten, um so bierseliger leuchteten dann die kleinen, braunen, lebhaften Augen aus dem martialischen Gesichte Cronings — ein ungemein komischer Kontrast.

So originell wie Zippelmann und Croning war keiner mehr von der ganzen Gesellschaft.

Palanka, ein robuster Mensch mit starknochigem Gesicht und einer Löwenmähne, war der Organprotz der Runde. Er hatte das Münchener Konservatorium absolviert, war dann zu den Meiningern gegangen, bei denen er es trotz seines kolossalen Organs nicht weiter brachte als zum Statisten, der die ungemein inhaltsschweren Worte zu sprechen hat: „Herr Graf, die Pferde sind gesattelt."

Er war ein ungemein nüchterner Mensch, und was Geldsachen betrifft, entschieden nichts weniger als Schauspieler. Palanka verfügte über ein hübsches Vermögen, das ihm seine Eltern hinterlassen hatten. Damit wirtschaftete er wie ein geborener Banquier. Neiderfüllte Kollegen behaupteten sogar, er wuchere mit seinem Gelde. Das war aber mehr Spott als

Wahrheit. Thatsächlich pumpte er ziemlich freigebig, und mancher von der Tafelrunde steckte bei ihm tief in der Kreide. Das Mahnen und Schuldeneintreiben war nicht Palankas Sache. Er ließ manches hübsche Sümmchen fahren, ohne dem lieben Kollegen, der es ihm schuldig war und dann über Nacht ins Engagement nach Dingsdorf in der Polackei, das heißt zu deutsch auf Nimmerwiedersehen, verduftet war, eine Aufforderung, zu zahlen, nachzusenden. Dagegen verlangte er von seinen Freunden und Schuldnern uneingeschränkte Bewunderung seiner mächtigen Stimmmittel. Auf die war er eitel wie ein Hahn auf seinen schillernden Schwanz. Diese kleine Schwäche Palankas, des schönen Eduards, wie er sich auch gerne nennen hörte, wurde natürlich von seinen Freunden ordentlich ausgenutzt. Wenn er mit irgend einem Citat aus Schiller oder Shakespeare loslegte, ließen sie es an Beifall nicht fehlen.

„Herrgott, Mensch, du hast ein Prachtorgan! Wunderbar, du mußt den Othello spielen! Unbedingt den Othello! Das ist eine Rolle für dich!“

Solche Bemerkungen bewirkten gewöhnlich, daß sich Palanka in die Brust warf, räusperte, hustete und schluckte, als steckte ein halbes Hähndl in seinem Schlund. Dann gröhlte er in den tiefsten Tönen, daß die Gurgel sich aufblähte wie ein Kropf, mit einem selbstgefälligen Grinsen:

„Ha! Humhaha! Wenn ich nur nicht so verdammt heiser wäre! Hm, haah! Ich möchte den Ozean vergiften, daß sie den Tod aus allen Quellen saufen! Ha! Humhaha!“

Das war eines seiner beliebtesten Citate, mit denen er seine Stimmorgien zu krönen pflegte.

„Saufen! Prost, Stimmprotz!“ klang's dann wirr durcheinander, und an den Nebentischen reckten die Gevatter Schneider und Schuster die Hälse und

wisperten einander höhnisch, mit den Augen zwinkernd, zu: „Er laßt net aus, der Finessenfepperl!“

In solchen Momenten kriegte Zippelmann immer einen puterroten Kopf. Zippelmann war von jeher Palankas grimmiger Widersacher, und es geschah nicht selten, daß er mit ihm hart zusammengeriet.

„Zum Teufel, laß doch deine verdammte Brüllerei! Dieses stiermäßige Geschrei is doch meiner Lebtag keine Kunst!“ schrie Zippelmann, schlug mit beiden Fäusten auf den Tisch und zappelte nervös mit den Beinen.

„Halt 's Maul, Kröte von einem Menschen!“ donnerte ihn darauf gewöhnlich Palanka an, während ein breites Lächeln seine harten Züge überflog. „Was verstehst denn du von Kunst, du ungespickte Gansleberpastete! Humhaha!“

Palanka war groß in der Erfindung solch komischer Epitheta. Meist erreichte er, was er damit bezweckte: er brachte die Lacher auf seine Seite. Das war ihm genug. In einen ernsten Ideenkampf ließ er sich nicht ein.

Einmal hatte Zippelmann behauptet, er vermeide einen solchen Kampf nur deshalb, weil er einfach zu dumm dazu sei. Aber da wäre es dem kleinen, cholerischen Menschen beinahe übel ergangen. Palanka war aufgesprungen, hatte mit seiner klotzigen Rechten über den Tisch hinübergegriffen und Zippelmann am Kragen gepackt, daß er wirklich zappelte wie ein Hampelmann. Seitdem wagte Zippelmann solche Ausfälle nicht mehr. Um so wütender bekämpfte er den Stimmgewaltigen in der Defensive. Und wenn alle die Organausbrüche Palankas mit einem wahren Indianergeheul erwiderten, hielt er sich mit beiden Händen die Ohren zu und schrie, was er nur schreien konnte: „Stimmprotz, Stimmprotz!“

Drittes Kapitel.

Als Geiger in die Kapelle trat, begrüßte ihn die Gesellschaft mit lautem Hallo. Aus dem dicken Tabaksqualm griffen mehrere Hände heraus und zogen den Schriftsteller in die Ecke. Ein wirres, stürmisches Fragen hub an.

„Kerl! Wo steckst du denn die ganze Zeit?“ rief Zippelmann und schlug seinem Freunde mit derber Zutraulichkeit auf den Rücken.

„Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt, Graf Isolan — humhaha!“ citierte Palanka und schüttelte Geigers Rechte, daß ihm die Knochen krachten.

Geiger ließ ruhig den ersten Sturm vorübergehen. Er kannte seine Leute. Sie redeten immer in der Ekstase, solang ihnen die Zunge noch nicht schwer war.

Einstweilen beschäftigte er sich mit der dicken Cenzi, die an seine Seite getreten war und in der riesigen Speisenkarte mit ihrem stumpfen Bleistift herumstrich wie ein wütender Schullehrer in der Hausaufgabe seines schlechtesten Schülers.

„Wie geht's Eahna denn, Herr Doktor! I hab' scho g'moant, Sie san mir untreu wor'n, weil S' Eahna

gar nimma seh'ngn lass'n! Ham S' denn so gar viel z' thun?" erkundigte sich die Kellnerin, während Geiger geistesabwesend in die mit Fettflecken übersäte Speisenkarte hineinstarrte. Nach einer Weile legte er sie wieder auf den Tisch. Er wählte nie gerne aus, und heute abend war er dazu am allerwenigsten aufgelegt.

„Was giebt's denn noch?" fragte er zerstreut, ohne auf die teilnahmsvolle Erkundigung der Cenzi zu achten.

„Ja, mein' — a Lungerl mit Knödl is no daber — a Surfleisch mit Kraut —"

„Du, Geiger! Das Surfleisch is großartig!" beteuerte Zippelmann. „Ich hab' auch eins gegessen! Eine kolossale Portion und nur vierzig Pfennig!"

Bei Zippelmann war für die Güte des Essens stets die Quantität und der billige Preis maßgebend. Wenn er die Größe der Regensburger Würste rühmte, konnte man sicher sein, daß in seinem Geldbeutel Ebbe eingetreten war.

Geiger bestellte und that dann einen langen Zug aus dem Maßkruge, den ihm die Kellnerin einstweilen hingestellt hatte.

„Na, Emanuel! Was machst du?" fragte jetzt Croning, der bisher den stummen Beobachter gemacht hatte und mit scharfem Blick sofort erkannt hatte, daß mit seinem Freunde was Besonderes los war.

Geiger hätte am liebsten gleich gebeichtet, aber die Umgebung stimmte nicht zu dem Hymnus auf ein Weib, den er auf dem Herzen hatte. Die andern verstanden das Schweigen Geigers nicht und glaubten es so auslegen zu müssen, als befände er sich in Geldverlegenheiten. Besonders Zippelmann galt jeder Hauch von Pessimismus lediglich als das Resultat materieller Bedrängnis. Andre Sorgen kannte er nicht. Denn daß er mit seinem Talent einmal keinen

Erfolg erzielen würde, das schien ihm ein Ding der Unmöglichkeit. Und Frauenzimmer —! Die konnten ihn nur dann in Erregung bringen, wenn sie in Gestalt einer Kellnerin ihm die schönsten Leibspeisen vor der Nase aus dem Speisezettel strichen.

Geiger trank hastig in sich hinein und verschlang dann, mehr um fertig zu werden als aus Hunger, das Essen, das ihm die Cenzi mit einem „Gut'n Appetit" hingestellt hatte.

Währenddem erzählte Palanka mit dröhnender Stimme eine Reihe echter Schmierenwitze, die Croning, so gerne er sie sonst hörte, heute nur mit geteiltem Interesse hinnahm.

Immer wieder schweiften seine Augen zu Geiger hinüber, der mit zusammengezogenen Brauen vor sich hinstarrte und mit einem gespitzten Zündhölzchen in den Zähnen herumstocherte.

„Menschenskind! Nu' man los! Wat is denn mit dir?" rief er endlich ärgerlich und versetzte Geiger einen ziemlich kräftigen Rippenstoß. „Du starrst ja vor dich hin wie 'n verliebter Kater! Raus damit! Wo wohnt sie denn? Ist sie zu tugendblödig? Na, dann laß sie man laufen. Es giebt doch noch andre schöne Weiber!"

„Ach was!" brummte Geiger und biß nervös an seinen Bartspitzen herum. „Mußt du denn alles über einen Leisten schlagen?"

„Hallo! So tief sitzt die Geschichte!" triumphierte Croning hell auflachend. „Du willst wohl gar heiraten?"

„Errötend folgt er ihren Spuren —! Humhaha!" deklamierte Palanka, wobei die „R" wie Trommelwirbel klangen.

„Unsinn!" — lachte Geiger gezwungen. Im Grunde seines Herzens schämte er sich selber seiner Sentimentalität.

„Kinder! Ich will euch was sagen!“ rief Croning und klappte geräuschvoll den Deckel seines Maßkruges zu, den er mit einem kräftigen Schluck geleert hatte. „Das Bier schmeckt mir nicht mehr! Wir kaufen uns noch 'ne Flasche im Ratskeller!“

„Bravo! Ich denke, der Champagnerwein wird, wo er wächst, am besten sein!“ gröhlte Palanka.

Zippelmann machte ein bedenkliches Gesicht. „Ich hab' kein Geld für'n Ratskeller, Leut'!“ stöhnte er, indem er seinen Mund schief zog.

„Ah bah! Kommen Sie nur mit, Zippelmann!“ lachte Croning, der diese Art Bedenken schon kannte. „Die Herren sind meine Gäste.“

„Aber — aber — das Bierl is doch auch ganz gut!“ bemerkte Zippelmann treuherzig, während er schon den fadenscheinigen Havelock vom Nagel heruntergeholt hatte.

„Das Bier lassen wir die Philister saufen. Die Spießgesellschaft — wir leisten uns was Besseres! Vorwärts!“ kommandierte Croning, den mit einem Male die Lust anwandelte, eine ganz feine „Fête“, wie er sich auszudrücken pflegte, zu arrangieren.

„Jawohl!“ schnarrte Palanka, während er den mächtigen Künstlerschlapphut auf die Locken stülpte. „Hampelmann bleibt ewig ein Stümper, der nie versteht, das Leben zu genießen.“ Dann deklamierte er:

„O, daß ich große Laster säh',
Verbrechen, blutig, kolossal —
Nur diese satte Tugend nicht,
Und zahlungsfähige Moral!“

Es paßte zwar nicht hierher. Aber Palanka kam es niemals auf den Sinn seiner Citate an. Er wählte sie meist um einiger Worte willen, die besonders wuchtig klangen. Und dieses „große Laster“ schien ihm gerade jetzt vorzüglich zu passen, wo die Gesellschaft die Reise zum Ratskeller antrat.

Zippelmann dagegen war das Wort „zahlungsfähig“ in die Nase gestiegen, und als sie den Hof des Hofbräuhauses, in dem einige Bassermannsche Gestalten von Tisch zu Tisch huschten und liegengebliebene Speisereste zusammenklaubten, verließen, rempelte der kleine Held den großen Stimmgewaltigen mit den Worten an:

„Mensch! Du willst mich wohl vor dem Doktor Croning blamieren! So 'n Stimmprotz in Goldfassung kann freilich nicht jeder sein!“

„Was willst denn schon wieder! Du ewiger Nergler! Brauchst du Geld — na — da, Miniaturbierhuhn — da hast du eins!“ Mit diesen Worten zog Palanka lachend sein Portemonnaie und holte daraus ein Zehnmarkstück hervor, das er dem sich sträubenden Zippelmann in die Hand drückte.

Der Kleine plapperte in seiner Verlegenheit alles mögliche daher. „Guter Kerl — rücksichtslos — — nicht zahlen können — —“ Aber dabei vergaß er ganz, das Geldstück wieder zurückzugeben.

Palanka that, als hörte er ihn nicht. Plötzlich blieb er stehen, legte sein beiden Arme wuchtig auf Zippelmanns Schulter und sagte in seinem Theaterpathos:

„Was, Kleiner! Meine ‚R‘ sind doch tadellos?“

Zippelmann starrte den Frager einen Augenblick an, dann machte er sich heftig von ihm los, schüttelte eigensinnig den Kopf und fauchte Palanka wie eine Nachteule an: „Ah was! A Stimmprotz bist!“

„Brav! brav!“ brüllte Palanka lachend. „Du bist halt ein Ehrenmann! Aber von Kunst — von Kunst verstehst nix — du Gesinnungstrottel! — Vorwärts!“ Damit packte er Zippelmann am Arm und zog ihn mit auf die Straße.

*

Inzwischen waren auch Croning und Geiger nachgefolgt.

Die beiden gingen eine Weile schweigend nebeneinander her, während vor ihnen Zippelmann und Palanka miteinander über Kunst, über wahre Kunst stritten, daß die Straßen davon wiederhallten.

Croning versuchte einmal, das Schweigen zu brechen. Aber Geiger sagte nur kurz:

„Ich sag' dir schon, um was es sich handelt! Laß mich jetzt nur in Ruhe!"

So gingen sie wieder wortlos weiter. Sie bogen in die Dienerstraße ein. Wenige Schritte von ihnen entfernt leuchtete die große rote Laterne über dem Eingang zum Ratskeller. Als Geiger und Croning dort ankamen, waren Palanka und Zippelmann schon die Treppen hinuntergestiegen und in den Keller eingetreten. Geiger blieb oben einen Augenblick stehen.

„Nanu! Was is?" fragte Croning ungeduldig.

Geiger sah ihn fest an.

„Du!" sagte er. „Ich bin wahrhaftig verliebt!"

„Na also! Ich hab' doch meine Augen!" triumphierte Croning. „Wer ist's denn?"

„Eine Frau — eine schöne Frau — ein wunderbares Weib —!"

„Eine Frau —?!" Croning riß die Augen weit auf und hob die rechte Hand, als ob er den Freund warnen wollte, in die Höhe. „Du — nimm dich zusammen! Das kann mitunter gefährlich werden!"

Geiger nickte leise vor sich hin. Die banale Drohung Cronings hatte einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht, als sein Freund beabsichtigt hatte. Eine Weile stand der Schriftsteller, in Gedanken verloren, da, dann packte er nervös Croning am Arm und zog ihn über die Treppe hinab in den Keller.

*

Ganz hinten, am mächtigen grünen Kachelofen, fanden sie Zippelmann und Palanka. Es war der Stammtisch der jungen Leute.

Als Geiger mit seinem Freund in die lauschige Ecke trat, deklamierte Palanka schon wieder. Er hatte die Kellnerin, eine hübsche, schlanke Brünette, um die Taille gefaßt und rief, daß es durch die weite Halle dröhnte:

„O Königin, das Leben ist doch schön!“

„Doch, doch!“ verbesserte ihn Zippelmann eifrig, weil er den Accent auf „das Leben“ gelegt hatte.

„Halt 's Maul, dramatischer Polizeisergeant!“ gröhlte Palanka. Zippelmann wollte gerade wütend auffahren, da ließ Croning lachend den Pfropfen der Champagnerflasche in die Luft knallen.

„Jetzt wird nichts mehr gestritten, meine Herren! Bitte, Ihre Gläser!“ rief er.

Als der Geschäftsführer mit der Glocke durch den Keller ging und die Polizeistunde ankündigte, entkorkte die braune Mirzl an dem Tische in der Ecke hinterm Kachelofen die dritte Flasche.

„O Königin, das Leben ist doch schön!“ seufzte Palanka mit schwerer Zunge.

Zippelmann verbesserte ihn diesmal nicht mehr. Er war schon sanft eingeschlafen.

Es dauerte nicht lange, so machte es ihm Palanka nach. Und Schulter an Schulter schnarchten die beiden Widersacher, die sonst nie miteinander einig werden konnten über die Aufgaben der dramatischen Kunst.

Geiger erzählte unterdessen seine Herzensgeschichte dem hochaufhorchenden Croning. Und als er geendet hatte, that der Mediziner einen kräftigen Schluck aus seinem Glase und schüttelte, spöttisch lächelnd, den Kopf.

„Laß mich aus mit den Weibern!“ rief er, den oberbayrischen Dialekt nachahmend. „I kenn' sie!“

„Was kennst du für Weiber!“ grollte Geiger. „Grisetten —“

„I kenn' sie alle — alle —! Nimm dich zusammen!“

Viertes Kapitel.

Königinstraße 85 ...

Wenige Tage nach der langen Sitzung im Ratskeller stand Geiger vor dem Hause, in dem der Antiquitätenhändler Hubmaier wohnte. Er hatte Croning in jener Nacht, in der sie noch eine Heidenarbeit hatten, den der eignen Fortbewegungsfähigkeit beraubten Palanka nach Hause zu bringen, halb und halb versprochen, sich die Geschichte mit der schönen Brüsselerin aus dem Kopfe zu schlagen. Croning — er erinnerte sich nur noch dunkel daran, denn auch er hatte im Eifer der Verteidigung der wahren, großen Liebe mehr von dem Sekt getrunken, als gut war — Croning hatte ihm in seiner Art all die Folgen haarklein aufgezählt, die ihm aus ähnlichen Abenteuern mit Frauen und — wie er sich mit süffisantem Lächeln ausdrückte — andern Weibern erwachsen waren.

Es war eine ganz stattliche Liste von Abenteuern, mit der Croning aufwartete. Berlin figurierte an erster Stelle. Feine, vornehme Damen und Ladenmädchen, stramme Kellnerinnen und mehr oder weniger noble Grisetten — Croning war kein Kostverächter gewesen. Und die lieben, blonden, schwarzen und brünetten Dinger rissen sich nur so um ihn. Denn er war ein schneidiger Kerl, ein Kraftmensch

der nichts von Sentimentalitäten weiß, der rücksichtslos auf sein Ziel losstürmt und ebenso rücksichtslos es wieder verläßt, wenn seine Wünsche erfüllt sind. Die Sache ist immer dieselbe. Mehr oder weniger interessant, mehr oder weniger pikant, aufregend, amüsant — aber immer dieselbe! Eins nur machte Croning Skrupeln. Diese Weiber kosteten ein heilloses Geld. Ja, noch mehr — sie konnten unter Umständen gefährlich werden für den guten Namen, für Ehre, Zukunft, für die ganze Existenz. Wenn er nicht so bärenmäßig kräftige Nerven hätte, wenn er nicht so vernünftig bei der Sache geblieben wäre, und vor allem, wenn das Geld nicht gewesen wäre! Das Geld! Den Teufel auch! Er hatte ein ganzes Vermögen in Berlin zurückgelassen. Kein Wunder! Wenn man mit so einem feudalen Weib bei den Rennen in Carlshorst unsinnige Summen verwettet. Wie da diese Frauenzimmer auftauen! Wie sie lebendig werden, wenn ein paar tausend Mark auf dem Spiel stehen! Wie sie schön sind in der Ekstase, wenn der Gaul, auf den man gesetzt, leicht, wie er wollte, übers Band geht. Und wie sie voll hingebender Schwermut sind, wenn die Schindmähre als ganz hoffnungsloser Außenseiter endet.

„Ja, das ist ein Leben! Aber — das ist für euch gemütliche hausbackene Süddeutsche nichts!“ sagte Croning mit überlegenem Lächeln, indem er in seiner Predigt mit weinschwerer Zunge fortfuhr: „Darum — Junge, nimm dir ein Weib, das deinem Sinn gefällt — aber keine Ortrud, wie dieser Pantoffelheld von einem Telramund, sondern ein braves Weib, heirate es, dichte und zeuge Kinder —! Ich bin vorläufig noch nicht reif dazu,“ setzte Croning mit einem Anflug von Pessimismus hinzu. „Mich reitet noch immer der Teufel Leichtsinn. Die Erinnerungen an Berlin lassen mich noch nicht schlafen. Wenn's nicht höchste Zeit

wäre, hier endlich das verfluchte Examen zu machen, das mich berechtigt, dereinst als wohlbestallter Landdoktor einem Trottel von Bauern die kranke Zehe zu amputieren — weiß Gott, ich führe mit dem nächsten Schnellzuge nach Berlin und — und —"

*

Geiger stand noch immer vor dem Hause Königinstraße 85. Mit einem Male hatte ihn die Erinnerung an die jüngste Ratskellernacht wieder gepackt. Er war den gewaltigen Katzenjammer noch immer nicht los, den er aus dem Ratskeller davongetragen hatte und der ihm am andern Morgen wie Blei in allen Gliedern lag. Er war unfähig, selbständig zu denken. Sein Gehirn war angefüllt mit Cronings Gedanken, mit Cronings Pessimismus. Auch jetzt stürmten all die Worte seines Freundes von neuem gewaltsam auf ihn ein. „Nimm dir ein Weib, das deinem Sinn gefällt —" Ja, was wollte er denn? Welche Absichten führten ihn vor dieses Haus, an dessen schmiedeeisernem Gartengitter neben dem Eingangsthore eine protzige Porzellantafel festgemacht war, die die Inschrift trug: „Wolfgang Hubmaier, Antiquitätenhändler, K. b. Hoflieferant."

Was wollte er bei dem Weibe dieses Mannes? Momentan tauchte vor seinem geistigen Auge das halb cynisch, halb mitleidig-freundschaftlich lächelnde Gesicht Cronings auf. Und unwillkürlich fuhr Geiger die Frage durch den Kopf: Würde Croning dieses Weib fliehen, wenn es ihm auf halbem Wege entgegenkäme? Wieder sah er das lächelnde Gesicht des Freundes, und in seinen Ohren klangen ihm die Worte: „Die Sache ist immer dieselbe!"

Geiger schüttelte energisch den Kopf, als wolle er alle fremden Einflüsse von sich schleudern. Es war eben nicht dieselbe Sache, wenn er ein Weib liebte und wenn Croning eins liebte. Nein, das war ein

himmelweiter Unterschied. Und wie er jetzt an die berückende Frau dachte, erschien ihm das, was Croning ihm eingeredet hatte, wie eine nichtswürdige Profanation. Cronings Urteil über das Weib im allgemeinen war durchaus unlauter! Im einzelnen mochte es wohl zutreffen, aber nur auf jene Weiber, mit denen ein Croning verkehrte, in deren fragwürdiger Gesellschaft er sein Leben vergeudet hatte. Aber diese Frau Leonie Hubmaier —

Merkwürdig! dieser Name klang gar nicht so spießig wie anfangs. Und der Träger des Namens, der Mann selber, war doch eigentlich ein ganz gemütliches Haus! Ein tüchtiger Geschäftsmann. Daß er Plattfüße hatte und ein wenig plump in seinem Benehmen war, das beeinträchtigte keineswegs den Wert seines Charakters. Es kann nicht jeder ein Croning sein. Uebrigens hatte sich Hubmaier durchaus loyal benommen. Es war entschieden taktvoll, daß er Geiger gegenüber nicht die leiseste Andeutung gemacht hatte, wie inkommentmäßig er ihn, den älteren, jahrelang geschnitten hatte.

Vielleicht bot sich Geiger hier eine Zufluchtsstätte, nach der seit langer Zeit seine Seele lechzte. Vielleicht fand er hier endlich die Menschen, die ihm und seinem Schaffen ein volles, reines, durchaus selbstloses Verständnis entgegenbrachten. Denn Croning, auf den er so große Hoffnungen gesetzt hatte, war gerade in diesem Punkte ungemein launenhaft. Heute begeisterte er sich an den Versen Geigers, und morgen war ihm all das schöne Reimgeklingel bis in die Seele hinein zuwider, wenn der herrschsüchtige, unstete, unzufriedene Junker in ihm wieder die Oberhand gewann über den ruhigen, vernünftigen Menschen.

Geiger ließ seine Blicke gedankenvoll über die menschenleere, einsame Straße weg nach dem Englischen Garten schweifen. Weithin dehnte sich eine

mächtige, schneebedeckte Fläche, umrahmt von hohen Bäumen und malerischen Strauchgruppen, auf denen der Schnee schwer lastete. Ein eigentümlicher, weicher, violetter Duft hüllte die Landschaft ein, deren schwermütige Monotonie durch die säulengetragene Kuppel des Monopteros einen charakteristischen Zug erhielt. Das war ein Teil von dem kunstfrohen Hellas, dessen Schönheit der königliche Mäcen Ludwig I. am grünen Isarstrande zu neuer Blüte erweckte . . .

Geiger mußte unwillkürlich über diesen Gedanken lachen. Ein merkwürdiges Stück Hellas, dieses Isarathen! Grauer, trostloser Himmel, öde, einförmige Schneeflächen — fröstelnde Stille ringsum — nein, eben trollte ein altes Weib in verschlissenen, fadenscheinigen, schmutzigen Kleidern vorüber, mit einem Sack auf dem Rücken.

„Hüaaderlu—u—ump!“ kam es von den blaugefrorenen Lippen der Frau, die durch den hohen Schnee mühsam dahinstapfte, die verkörperte Nüchternheit und Jämmerlichkeit des Lebens.

Und drüben der Monopteros —! Wie oft war in schönen Sommertagen Geiger da oben auf dem Hügel gestanden. Wie oft hatte ihn der Ingrimm gepackt, wenn er die Säulen des Manentempels ansah, die so viele Hunderte von Huber, Maier, Müller, Schuster und Schneider mit ihren so bedeutsamen Namenszügen besudelt hatten. Das war eine Bethätigung künstlerischen Schaffensdranges! Aber die Leute verstanden's ja nicht besser. Besondere Ehrfurcht flößte der Tempel eigentlich auch gar nicht ein, in seinem verwahrlosten Zustand, mit seinem abbröckelnden Mauerwerk, seinen verblichenen, verwaschenen Farben. Er war so recht ein Beweis von dem, was man in dem schönen Isarathen unter Pietät und Kunstpflege verstand.

Geiger machte eine energische Bewegung, als wollte er die Gedanken von sich abschütteln, die auf

ihn einstürmten, wie die leichten, wirbelnden Schneeflocken, die ihm ein schneidender Nordost ins Gesicht blies.

„Kunststadt!“ murmelte er höhnisch vor sich hin. Vor seinem geistigen Auge tauchte ein andres Bild auf. Ein Mann, ein Greis mit mächtiger silberweißer Löwenmähne, mit einem furchenreichen Angesicht, einer hohen, kühnen Stirne. Draußen hinter den Propyläen wohnte er, der stille, vom Alter gebeugte Mann, der Poet, der seinem Vaterlande so viele herrliche Werke geschenkt. Wer kannte ihn in München, wer wußte überhaupt, daß er in Isarathen wohnte, daß er noch lebte? Den ließ man auch zerfallen, wie drüben den Monopteros, wie so manches andre — in dem kunstfrohen München. Niemand kümmerte sich darum. Wenn man sich in München um jeden Künstler, jeden Dichter kümmerte! Da hätte man viel zu thun. Sie kümmerten sich ja nicht einmal untereinander um sich. Der eine lief dahin, der andre dorthin, man suchte vergebens nach einem geistigen Bande, das sie umschlang und zusammengehalten hätte. Sie rührten und meldeten sich selbst dann nicht, wenn in dem schönen Isarathen die heiligsten Interessen, die höchsten Forderungen der Kunst durch die Strauchritter geistiger Inferiorität und künstlerischer Indolenz bedroht waren — und wie oft waren sie es — entweder sie blieben daheim oder sie begnügten sich mit der halb hysterischen, halb denkfaulen Anbetung des kleinen Kreises von Bewunderern, deren selbstgefällige Halbgötter sie waren.

Das war ein klassischer Boden für junge, aufstrebende Talente! Geiger hatte die Empfindung, als stiegen ihm die scharfen Dünste leergetrunkener Maßkrüge in die Nase. Ein Ekel überkam ihn ... Er trat rasch in das Haus ...

Fünftes Kapitel.

„Ist Herr und Frau Hubmaier zu Hause?“

Das Dienstmädchen, das Geiger auf sein Läuten hin die Thüre im ersten Stock geöffnet hatte, nahm seine Karte in Empfang und sah neugierig zu ihm empor.

„Herr Hubmaier ist nicht da — er ist im Geschäft — aber die gnä' Frau —“

Geiger hatte das Gefühl der Erleichterung, als ihm das Dienstmädchen das sagte. Er war durchaus nicht in der Stimmung, jetzt mit dem Antiquitätenhändler Höflichkeitsphrasen auszutauschen. Alles in ihm verlangte nach einer mitfühlenden Seele, die seinen psychischen Katzenjammer linderte, der dem physischen gefolgt war.

„Die gnä' Frau wird sofort erscheinen!“ sagte das zurückkehrende Dienstmädchen, öffnete eine Thüre und ließ Geiger eintreten.

Als sich die Thüre hinter ihm geschlossen hatte, atmete er tief auf. Wie würde sie ihn empfangen? Das war die Frage, die jetzt mit einem Male alle seine Gedanken gefangen nahm.

Er hatte nicht lange Zeit, darüber nachzugrübeln. Im Nebenzimmer hörte er Schritte, die sich rasch

näherten. Jetzt wurde die schwere türkische Portiere, die den Thürrahmen zum Salon verschloß, zurückgeschlagen, und Frau Hubmaier trat ein.

„Guten abend, Herr Doktor!“ rief sie vergnügt und reichte Geiger ihre beiden kleinen Hände, die dieser wärmer drückte, als es die Sitte erlaubte.

„Mein Mann ist leider im Geschäft. Sie müssen also mit mir vorlieb nehmen!“

Ein kokettes Lächeln huschte über ihr Gesicht.

Geiger machte einige höfliche Bemerkungen und folgte dann ihrer Aufforderung, Platz zu nehmen.

Einen Augenblick saßen sich die beiden wortlos gegenüber. Geiger sah, wie eine verräterische Blutwelle das Gesicht der schönen Frau tiefer färbte. Oder war es nur eine Täuschung? Der Winterabend warf seine frühen Schatten durch die Fenster in den Salon. Frau Hubmaier saß mit dem Rücken gegen das Licht, so daß sich das vornehme, ausdrucksvolle Profil ihres Gesichts ungemein scharf abhob. Hatte sie sich mit Absicht so gesetzt? War das auch ihr Platz, wenn sie die Besuche andrer empfing. Oder geschah es nur heute, um das Urteil des Schriftstellers, des Künstlers zu bestechen?

Während Geiger von allem Möglichen und Gleichgültigen sprach, beschäftigten ihn diese Gedanken. Sie wurden genährt durch die Art, wie sein Gegenüber sich benahm. Das war nicht die Dame des Hauses, die einen gleichgültigen Bekannten oder einen Freund ihres Mannes empfängt. In jeder ihrer Bewegungen lag die unverkennbare Absicht, den Schriftsteller für sich einzunehmen, und eine ganze Reihe von Fragen, die sie an ihn richtete, verriet ihm, daß sie sich seit ihrer ersten Begegnung mehr mit ihm beschäftigt hatte, als er zu hoffen gewagt haben würde. Das schmeichelte seiner Eitelkeit ebenso wie der Umstand, daß sie sein charakteristisches Künstlergesicht, auf das

das ganze Licht des erlöschenden Tages fiel, ziemlich ungeniert und mit nur schwach verhüllter Freude betrachtete.

Es war also nicht Koketterie, warum sie sich so gesetzt hatte. Sie wollte ihn ganz sehen, ihn genau studieren. —

Dieses Zusammensein mit dem schönsten Weibe, das Geiger je gekannt, hatte etwas Berauschendes für ihn. Was war sein ganzer Frauenverkehr gegen diese eine halbe Stunde im Angesicht eines Weibes, das eine ganze Skala von Gefühlen und Empfindungen in ihm erklingen machte. Und wie mußte dieses Weib erst sein, wenn es sich Einem ganz und ohne Rückhalt anvertraute. Wenn es keine Schranke konventioneller Höflichkeit und Phrase zwischen ihm und dem Einen mehr gab, der das Glück hatte, seine Freundschaft zu erringen.

Frau Hubmaier war aufgestanden. Was sie zuletzt noch gesagt hatte, war fast spurlos an seinem Ohr vorübergegangen. Nur die Worte „Schönes München", „Gute Freunde" und „recht vergnügt sein" klangen in ihm nach.

Geiger hatte sich gleichfalls erhoben und nach seinem Hut gegriffen. Frau Leonie war ganz dicht an ihn herangetreten und sah lachend zu ihm empor.

„Um Gottes willen! Wie groß Sie sind, Herr Doktor!" sagte sie mit schelmischem Augenaufschlag.

Geigers Augen leuchteten. Unwillkürlich hatte er Leonies Hand ergriffen und einen Kuß darauf gedrückt.

Sie ließ es ruhig geschehen und sah ihn mit ihren großen, tiefen Augen fest an.

„Ich hätte gar nicht gedacht, daß die Münchener so galant sein können! Meinem Mann ist das noch nicht eingefallen!"

Die Naivetät, mit der dieses Bekenntnis über ihre Lippen kam, verblüffte Geiger. War diese Naivetät

wirklich echt? War Frau Leonie noch dieses kindliche Geschöpf, als das sie sich im Laufe des Gesprächs gegeben hatte? Dieses unerfahrene Wesen, das alles bewundert, alles anstaunt, an allem seine Freude hat, über alles in Entzücken gerät, weil es eine ganz neue Welt ist, in die es mit einem Male durch seine Verheiratung versetzt wurde? Zweifellos! Es lag ein eigner Reiz in den zarten, ebenmäßigen Linien dieses lebensfrischen Frauengesichts. Etwas von der duftenden Schönheit einer eben erblühten Rose. Und doch paßte dies Bild nicht ganz auf Frau Leonie. Die geradezu meisterhafte Art, wie sie das von Zeit zu Zeit stockende Gespräch mit ihrem Gaste, der noch immer mit dem Hut in der Hand vor ihr stand, immer und immer wieder zu beleben und fortzuspinnen verstand, wie sie ihn ausholte, wie sie ihn über Dinge fragte, die weit, weit ab von dem gewöhnlichen Gesprächsthema einer Anstandsvisite liegen — das alles ließ die kleine Frau reifer, vollwertiger, selbständiger erscheinen, als man nach ihrem Aeußeren annehmen durfte.

Geiger verwirrte diese seltsame Mischung einigermaßen. Aber bei ihm siegte der tiefe Eindruck, den die Frau auf ihn gemacht hatte, über die klare, ruhige Ueberlegung. Als er sich mit einem zweiten Handkuß von Frau Hubmaier an der Salonthüre verabschiedete, nahm er nur die eine Empfindung mit fort, daß er in die Gattin des Antiquitätenhändlers bis über die Ohren verliebt war.

Draußen auf dem Gange half ihm das Dienstmädchen in den Ueberzieher und öffnete ihm die Wohnungsthür.

Langsam, ganz in Gedanken versunken, stieg Geiger die Treppe hinunter. Erst als er sich draußen auf der Straße befand, als ihm der eisige Nordwind die spitzen Schneenadeln in das Gesicht trieb, wachte er auf aus seinem traumhaften Brüten. Es war dunkel geworden, als er das Hofgartenthor durchschritt.

Er wählte den kürzeren Weg durch den verschneiten Hofgarten, weil er die Absicht hatte, ins Café Luitpold zu gehen. Dort traf er sicher Croning. Es war ihm ein Bedürfnis, sich mit ihm auszusprechen.

„Ah! Guten abend, lieber Doktor!“ tönte ihm plötzlich eine bekannte Stimme entgegen.

Geiger schrak unwillkürlich zusammen.

Es war Hubmaier, der auf dem Heimwege begriffen war.

„Woher kommen Sie denn? Doch nicht aus dem Englischen Garten? He? Oder doch! Ein kleines Rendezvous g'habt?“

Hubmaier lachte vergnügt und drückte Geiger mit der ihm eignen Derbheit die Hand.

Geiger war diese Begegnung peinlich. Brüsker konnte er nicht daran erinnert werden, daß die schöne Frau, von der er eben kam, für ihn eigentlich nicht existieren durfte.

Ein gewisser Trotz übermannte ihn bei diesem Gedanken, und herausfordernd maß er die gedrungene, plumpe Gestalt Hubmaiers, die vor ihm so breitspurig dastand wie ein täppischer Faun.

„Ich komme soeben von Ihrer Frau Gemahlin, Herr Hubmaier!“ sagte Geiger, kurz angebunden.

„Ah! Das is schön, daß Sie uns endlich amal b'sucht haben! Lieber Doktor! Da wird sich meine Leonie aber g'freut haben! Sie hat ja schon die ganze Woche von Ihnen g'schwärmt —!“

„Das hat sie — hat Ihre Frau Gemahlin?“ Geiger hatte die Worte mit so unverhüllter Freude hervorgestoßen, daß es der Antiquitätenhändler eigentlich hatte bemerken müssen. Aber Hubmaier war nichts weniger als ein scharfer Beobachter.

„Ja, wissen S', meine Leonie — die hat ein Faible für alles, was mit der Kunst zusammenhängt. Ein Musiker mit langen Schmachtlocken, ein Schauspieler

mit einem schönen Organ oder ein Schriftsteller mit einer geistreichen Nasen — wenn sie so was z'sehen kriegt, dann is sie ganz weg!" Hubmaier lachte, daß es weithin durch den stillen, menschenleeren Hofgarten hallte. Er konnte den geringschätzigen Blick nicht sehen, den ihm Geiger zuwarf, der mit fest aufeinander gekniffenen Lippen den Ergüssen Hubmaiers zuhörte.

„Wissen S'! Meine Leonie is halt noch ein halbets Kind!" fuhr der Antiquitätenhändler in ernsterem Tone fort. „Und ein verwöhntes Kind noch dazu! Sie! Mein lieber Doktor! Ich sag' Ihnen, die kleine Frau hat ihre Marotten!"

Geiger gefiel die Art, wie Hubmaier ihm gegenüber so ohne jede Zurückhaltung von seiner Frau redete, durchaus nicht. Aber es bereitete ihm dennoch eine grimmige Genugthuung, wahrzunehmen, daß der Mann der Frau, die Gott weiß unter welchen Umständen gerade seine Frau wurde, nicht im geringsten würdig war.

Der Antiquitätenhändler schwatzte gemütlich weiter. Er hatte seinen Arm in den Geigers geschoben und den ihm mit einigem Widerstreben folgenden Schriftsteller fortgezogen.

„Sie! das Stehn in der Kält'n is grad nit angenehm. Kommen S', begleiten S' mich noch ein Stückl!"

Eine Weile schritten die zwei Männer, ohne zu sprechen, nebeneinander her. Dann fing Hubmaier in seiner knabenhaften Manier wieder an zu plaudern.

„Meine Frau langweilt sich furchtbar in München. Wissen S', die is ein ganz andres Leben gewöhnt! Ihr Papa, der is einer der größten Antiquitätenhändler in ganz Belgien. Die Leute hab'n ein großartiges Haus gemacht. Da san die Festlichkeiten gar nit ausgangen. Na! Und die Leonie war die einzige

Tochter! Da können S' Ihnen denken, wie die umschwärmt worden is. Schön war s' auch — Gelten S', meine Leonie is schön —?"

Geiger mußte laut auflachen. Der Mensch wirkte in seiner Naivetät unbedingt komisch. Er machte einige schwulstige Phrasen, die Herrn Hubmaier ungemein schmeichelten.

„Ja! Und jetzt denken S' Ihnen —! Dieses Goldkäferl hat absolut meine Frau werden wollen!"

Das war allerdings mehr als merkwürdig. Geiger konnte es nicht begreifen.

„Nun! Sie werden jedenfalls einen tiefen Eindruck auf Fräulein — auf Ihre Frau Gemahlin gemacht haben!" bemerkte er; es war ihm unmöglich, eine gewisse Ironie in der Fragestellung zu unterdrücken.

Hubmaier schien diese Ironie gar nicht zu bemerken.

„Eindruck! Eindruck!" machte er, indem er den dicken Kopf auf den Schultern hin und her wiegte. „Wissen S', ich hab' mir das gar nicht träumen lassen. Ich hab' dem Mädel die Cour g'schnitten wie die andern auch. Für was Schöns bin ich immer z'haben g'wesen!" fügte er mit einem Anflug von Cynismus hinzu, der Geiger das Blut in die Wangen trieb.

„Und wie sind Sie denn dann mit der Dame ins reine gekommen?" fragte er den Antiquitätenhändler.

„Auf einmal is g'schehen g'wesen. Ich müßt' lügen, wenn ich zu sagen wüßte, wie's gangen is. Sie hat mich auf einmal vor allen andern ganz besonders ausgezeichnet. Wo sie hingegangen is, hab' ich dabei sein müssen. Im Theater, auf'm Turf, im Konzert und Gott weiß wo! Mir is die G'schicht manchmal z'wider g'wesen. Aber sie hat's einfach haben wollen. Na ja! G'schmeichelt hat mich diese

Bevorzugung schon. Und so dumm war ich doch nit, daß ich net g'merkt hätt', daß sie mich gern sieht. Also! Und so hab' ich halt einen Anlauf g'nommen bei ihrem Papa."

„Sie haben sich erklärt?" fragte Geiger ganz atemlos.

Hubmaier nickte.

„Ja! die Sach' is ganz ohne Anstand gegangen. Der Herr Papa sagte zu mir: ‚Meine Leonie hat mir's schon gesagt. Und wenn meine Leonie glücklich ist, dann hab' ich nichts dagegen.' Am andern Tag war ich verlobt. Fünf Wochen drauf haben wir g'heiratet! So bin ich in den Ehstand kommen wie der Pontius ins Credo!" schloß Hubmaier seine Rede humoristisch.

Geiger atmete tief auf. Ein Sturm der Entrüstung wehte in seinem Innern. So redete der Mensch über ein Glück, für das er selbst das Leben hingegeben haben würde, wenn er es nur einen Tag hätte sein eigen nennen dürfen. Wie dem Schlaraffen die gebratene Taube in den Mund, so war dem Spießbürger ein Weib an die Brust geflogen, das er nie und nimmer verdiente, dessen Wert er gar nicht zu schätzen verstand.

„Wie ich mit meiner Frau nach München kommen bin, haben meine Verwandten und Bekannten Maul und Augen aufg'rissen. Das hätten s' nicht gedacht, daß ich noch heiraten thät! Und noch dazu ein so schönes junges Weiberl. Sie san alle baff g'wesen! Sie! das war ein Neid! Na! So ganz ohne Grund war er auch nit. Und i bin stolz auf meine Leonie. Ich hab s' von Herzen gern. Wirklich von Herzen. I weiß ja ganz guat, daß i koa Adonis bin — und wenn i aa an schön' Brocken Geld hab', meine Leonie hätt' ja schließlich einen andern aa noch g'funden, der dös g'habt hätt', — aber sie hat trotzdem mi'

g'nommen, weil's mich gern g'habt hat — aber grad deswegen schätz ich s' so hoch, daß s' mich g'nommen hat!"

Hubmaier brach plötzlich ab. Er schien bewegt. Seine Stimme zitterte sogar ein wenig, als er die letzten Worte sprach.

Geiger horchte hoch auf. Das hatte er nicht erwartet. Das war nicht mehr der seichte, langweilige, nüchterne Geschäftsmann, der spießbürgerliche Alltagsmensch. Hinter der nichtssagenden, plumpen Hülle verbarg sich ein warmes Gemüt, eine starke Empfindungsfähigkeit. Welchen Ausdrucks mochte sie erst fähig sein, wenn er allein war mit diesem schönen, begehrenswerten Weibe, seinem Weibe!

Geiger war zu Mut, als hätte man ihm alle seine Träume, seine Hoffnungen zertrümmert. Das Gefühl der Ueberlegenheit über den schwerfälligen Antiquitätenhändler wich plötzlich einem wilden, hellauflodernden Neid.

„Da bin i ja schon z' Haus!" sagte Hubmaier und blieb vor dem Hause stehen, aus dem Geiger vor einer halben Stunde erst wie ein Traumwandler auf die Straße getreten war.

Der Schriftsteller sah mit einem scheuen Blick zum ersten Stock hinauf. Da waren die Fenster hell erleuchtet. Sie harrte des Gatten. Vielleicht sogar mit Ungeduld? Geiger biß die Zähne aufeinander. Mit kurzem Gruße verabschiedete er sich von Hubmaier.

„I dank Ihnen schön für die Begleitung, lieber Doktor!" sagte der Antiquitätenhändler und schüttelte Geiger herzlich die Hand. Dann fügte er leiser hinzu: „Sie! Am Samstag gehn wir auf die Redoute. Meine Frau und ich. Wissen S', z' Haus is 's halt gar so langweilig!"

Geiger war starr.

„Gehn S' auch mit, Doktor!“ fuhr Hubmaier unbeirrt fort. „Ham S' eine Karten?“

„Ja — ich — ich habe ein Passepartout!“ antwortete Geiger, vollständig außer Fassung.

„Ah! Ein Passepartout?“ Hubmaier riß die Augen weit auf. „Für Ihnen allein?“

„Nein, für zwei Personen!“ entgegnete Geiger, zog seine Brieftasche heraus und entnahm ihr die Karte.

Hubmaier griff neugierig nach ihr, trat in den hellerleuchteten Hausgang und las halblaut vor sich hin: „Doktor Geiger mit Frau . . .“ Er lachte in sich hinein und sah mit einem schlauen Blick zu Geiger empor, der sich verlegen abwandte.

„Mit Frau . . . Sie san auch einer! Doktor!“

Dann, nach einer kleinen Pause, sagte er:

„Wissen S' was, da können Sie meine Frau mitnehmen . . .!“

Geiger hatte das Gefühl, wie wenn ihm jemand vor den Kopf geschlagen hätte. Er sollte Hubmaiers Frau mit auf die Redoute nehmen?

„Wissen S', i mag nit immer mit meiner Frau hingehn. Da kennt einen ja gleich a jeder. Meine Frau findet Bekannte genug dort. Aber meine Bekannten“ — er zwinkerte bedeutsam mit den Augen — „traun sich net zu mir her, wann s' wissen, daß i meine Frau dabei hab'. Sie verstehn mich schon, net wahr, Doktor?“

Geiger nickte nur. Eigentlich war ihm das alles unbegreiflich, unfaßbar. Ein Mann, der sein junges Weib von einem andern auf die Redoute führen läßt, damit er selbst ungeniert ist —!

„Also! Abgemacht? Sie nehmen meine Frau mit auf Ihr Passepartout — Frau Doktor Geiger — Das giebt ja einen Hauptspaß —!“ Er lachte, daß es dröhnend im Stiegenhaus wiederhallte.

Frau Doktor Geiger! Dem Schriftsteller fuhr es heiß über den Rücken hinab. Eine wilde Leidenschaft erfaßte ihn. Sie war für einen Abend sein Weib! Sie, das herrliche Geschöpf, war ihm für einen langen, langen Abend anvertraut. Sie gehörte ihm — im Einverständnis mit ihrem Gatten —!

Geiger schwindelte. Das hatte er nicht erwartet, nicht erträumt!

Rasch wurden noch die nötigen Abmachungen getroffen. Geiger sollte am Samstagabend eine Droschke mieten, Hubmaier und seine Gattin abholen und dann mit ihr allein den Redoutensaal betreten, mit ihr allein den Abend zubringen, während Hubmaier selbst seine Gesellschaft, sein Amüsement sich schon suchen würde. Zu gewissen Stunden würde man sich dann im Bierstübl oder im Weinsaal in unauffälliger Weise zusammenfinden, um dann nach kurzer Aussprache sich wieder zu trennen.

„Abgemacht!“ sagte Hubmaier lachend und reichte Geiger die Hand. „Gut nacht, lieber Freund Doktor! Am Samstag also!“

Dabei stieg der Antiquitätenhändler pustend die Treppen empor.

Geiger trat wieder hinaus auf die Straße. Draußen blieb er noch eine Weile im Schnee stehen und starrte wie geistesabwesend zum ersten Stock empor, dessen Fenster hellerleuchtet waren. Er sah den Schatten eines Weibes und eines Mannes an den Gardinen hin und her huschen . . .

Sechstes Kapitel.

Croning war eben im Begriff, seinen Mantel anzuziehen, als Geiger ins Café kam. In der Gesellschaft des Mediziners war der Rechtspraktikant Fritz Schork, den Croning gelegentlich einer seiner großen Bierreisen irgendwo einmal aufgegabelt hatte. Als Geiger ihn zum erstenmal in der Gesellschaft Schorks im Café antraf, gestand ihm Croning selber mit resignierter Miene ein, daß er schwer bezecht gewesen sein müßte, als er sich mit dem nichts weniger als sympathischen Juristen einließ. Aber Croning war eine viel zu noble Natur, als daß er es fertig gebracht hätte, den neuen Bekannten wieder ohne weiteres abzuschütteln.

Wahrscheinlich hätte das auch gar nichts genützt. Denn Schork hängte sich, trotzdem Croning ihn ziemlich kühl und nachlässig behandelte, mit einer Zähigkeit an seine Fersen, gegen die der vornehme, taktvolle Croning ohnmächtig war.

„Die Sache ist nun einmal so!“ tröstete er sich, wenn Geiger seine kritischen Bemerkungen über Schork machte; „solange der Mensch sich in unsrer Gesellschaft anständig benimmt und solange nichts Ehrenrühriges

gegen ihn vorliegt, kann ich ihn nicht von mir abwimmeln. Daß er schmarotzt — das kümmert mich wenig. Er ist ein armer Teufel. Mir kommt's auf eine Flasche Wein mehr oder weniger nicht an!"

Geiger fühlte sich nicht veranlaßt, auf diese Auffassung seines Freundes weiter einzuwirken. Zudem machte er selbst nur wenige von den großen, wüsten Sitzungen mit, die Croning beinahe allabendlich im Ratskeller veranstaltete, und an denen Schork immer gewissenhaft teilnahm.

Bei diesen Gelagen war übrigens Schork ein ebenso leistungsfähiger Zecher wie lustiger Gesellschafter. Er wußte eine Unmasse guter und schlechter Witze; in der Wiedergabe von schlüpfrigen Zoten war er geradezu ein Meister. Dabei hatte er eine gute Dosis von Mutterwitz und die bewunderungswürdige Fähigkeit, schon bei der ersten Begegnung mit einem Menschen dessen Charakter und Eigenheiten mit scharfen, unfehlbaren Strichen zu zeichnen.

Sonst war Schork der Typus eines verbummelten Studenten. Kommt der Tag, bringt der Tag, war sein Grundsatz. Vor völliger Versumpfung bewahrte ihn nur das stark ausgeprägte Streben, sich so gut es ging, über Wasser zu halten. In der Auswahl der Mittel war er dabei ziemlich skrupellos. Wenn er nur schwamm; das war die Hauptsache. Wer ihn hielt oder an wen er sich klammerte, das war ihm ganz gleichgültig.

Augenblicklich genoß er das Vertrauen eines Geschäftsmannes, der ihn zum Instruktor seiner zwei unfähigen Jungen berufen hatte. Seine Erziehungskünste und Lehrresultate schilderte er selbst Croning mit beißendem Spott. Dagegen hatte er es nicht versäumt, sich in die Gunst der Gattin des Geschäftsmannes zu setzen, dessen Rolle als Gatte er mit so bedeutendem Erfolg spielte, daß er eigentlich gar nicht

mehr nötig gehabt hätte, sich mit den dummen Buben zu plagen, um etwas zu verdienen. Dafür sorgte schon die ehrsame, dankbare Gattin des Geschäftsmannes.

Schork machte aus diesem und andern ähnlichen Verhältnissen absolut kein Geheimnis. Er brüstete sich nicht damit, daß er seinem Nebenmenschen eine Nase drehte. Aber er schilderte seine Spitzbubenstreiche mit einem so trockenen, pointenreichen Humor, mit einem so gefälligen Sarkasmus, daß man ihm nicht gram sein konnte. Er brachte es immer so heraus, als genösse er nur gezwungenerweise die Erfolge seiner Schelmereien, als nähme er lediglich das, was man ihm freiwillig anbot.

Geiger war diese Falstaffnatur zuwider, und er ließ es Schork auch oft genug deutlich merken, wie gering er von ihm dachte. Das vergalt Schork damit, daß er Geiger gegenüber ein ungemein großes Interesse für die Kunst im allgemeinen und für die Schriftstellerei im besonderen heuchelte. Stundenlang unterhielt er sich mit Geiger über diesen und jenen Dramatiker, die feinsten, ergötzlichsten Finten wußte er anzuwenden, um Geiger ein Urteil über ein neues litterarisches Werk zu entlocken. Lobte Geiger, so tadelte er, tadelte Geiger, so lobte er. Alle Finessen eines spitzfindigen Juristen bot er auf, um Geiger aufzurütteln. Wenn er ihn dann so weit hatte, daß er warm geworden war, nahm er gewöhnlich eine abwartende Stellung ein. Geiger aber redete dann immer weiter und weiter, und das Ende vom Lied war stets, daß er aus seiner Rocktasche ein neues Gedicht hervorzog und es mit Pathos zur Vorlesung brachte.

Schork hatte seinen Zweck erreicht. Auf diese Weise gewann er unzählige Wetten, die sich alle darum drehten, ob Geiger heute ein neues Gedicht bei sich

trage oder nicht. Er verlor fast nie. Croning, der meist die Wetten hielt, durfte dann im Ratskeller den Sekt zahlen, den die Wette galt, und der nichts ahnende, harmlose Dichter Geiger trank so oft manches Glas auf die hehre, heilige Kunst, das er, wenn er den wahren Grund des Sektgelages erkannt hätte, mit einem Pereat auf seinen Urheber geleert haben würde.

Allmählich hatten sich die beiden aneinander gewöhnt oder, um es richtiger zu sagen, Geiger hatte sich daran gewöhnt, Schork in Gesellschaft Cronings zu treffen. Es war ihm insoferne sogar angenehm, als er nun nicht mehr mit Croning bis in den frühen Morgen hinein kneipen mußte. Denn es war eine ausgemachte Sache, daß die Gesellschaft an dem Tisch hinten in der Ofenecke des Ratskellers nicht eher wich und wankte, bis der letzte Gast wankend und schwankend den Keller verlassen hatte. Wenn Croning aber einmal festsaß, dann gab es auch für Geiger kein Entrinnen mehr. Croning, der, je später es wurde, je mehr auftaute, wußte dann so geistreich zu plaudern, daß sein Freund unwillkürlich gefesselt wurde. Da gab es endlose Debatten über Politik, über Kunst und Wissenschaft, da wurde philosophiert mit einem Eifer, mit einem Enthusiasmus, einem Schwung, daß man alles andre darüber vergaß. Manchmal geriet man auch fest aneinander, und es war seltsam genug anzuhören, wenn der sonst so konservative preußische Junker Croning immer mehr und mehr sich in einen revolutionären Weltverbesserer hineineiferte, je mehr er Alkohol vertilgte. Schließlich, wenn alle Schäden der Menschheit bloßgelegt waren, wenn die ganze Tonleiter vom glühendsten Patriotismus und Monarchismus bis zum radikalsten Sozialismus und giftigsten Pessimismus durchgespielt war, stimmte Croning das hohe Lied der Liebe an. Das Weib! Das Weib! Das war das einzige, das ihn dann noch begeistern

konnte. Und dann ging's los. Selige, bitterſüße Erinnerungen wurden ausgekramt. Die ganze Skala von Empfindungen — und Croning verfügte über eine reiche Skala — erklang, bis ſich endlich mit der weinſchweren Zunge die Melancholie, die Reſignation einſtellte. Da ſaß dann Croning da, in den Stuhl zurückgelehnt, der Hüne mit den mächtigen Schmiſſen auf Kopf und Wangen; mit den Händen fuchtelte er in der dicken, rauchgeſchwängerten Luft herum, und mit ſeinem ausgeprägten, norddeutſchen Accent deklamierte er:

Stell auf den Tiſch die duftenden Reſeden!
Die letzten roten Aſtern bring herbei!
Und laß uns wieder von der Liebe reden,
Wie einſt im Mai!

Es glüht und leuchtet heut auf jedem Grabe!
Ein Tag im Jahre iſt den Toten frei!
Komm an mein Herz, daß ich dich wieder habe,
Wie einſt im Mai!

Seitdem Schork dieſe Orgien im Ratskeller mitmachte, blieb es Geiger erſpart, den unaufhörlich recitierenden Croning nach Hauſe zu befördern. Schork übernahm vom erſten Abend an dieſe Aufgabe, die ein hohes Maß von eigner Bewegungsfähigkeit und Geduld erforderte. Denn Croning wollte dann meiſt ſeine eignen Wege gehen, und es kam nicht ſelten vor, daß der treue Begleiter mit knurrendem Undank für ſeine Führerdienſte belohnt wurde. Schork machte ſich daraus nichts, der empfindlichere Geiger aber kam mehr als einmal deswegen mit Croning in Streit. In irgend einer einſamen Straße oder auf weitem, menſchenleerem Platz, wenn ſchon die erſten grauen Töne des Morgens auf der einfarbigen Palette der Nacht auftauchten, ſetzte es dann noch einen oft ziemlich lebhaften Disput über das Selbſtbeſtimmungsrecht des Menſchen ab, bis ein Gendarm den

bestehenden bürgerlichen Gesetzen Geltung verschaffte. War der Mann der heiligen Hermandad von seiner hohen Würde durchdrungen und versuchte er es, dem Trotz Cronings die Fülle seiner Machtbefugnisse entgegenzusetzen, dann gab Croning sich nicht eher zufrieden, als bis er notiert worden war. Ging aber der Wächter der öffentlichen Ordnung mit weisem Verständnis auf die weinselige Stimmung Cronings ein, dann geschah es, daß der Mediziner plötzlich lammfromm wurde, mit dem Gendarmen ein Gespräch über das Wetter anfing, sich die Einrichtung des Nachtdienstes der Polizei erklären ließ und während er mit dem Gendarmen die Straße entlang bummelte, Schnurre auf Schnurre erzählte, bis der Schutzmann sich in der höflichsten Form von Croning verabschiedete und ihn versicherte, daß er der liebenswürdigste und netteste nächtliche Ruhestörer sei, der ihm während seiner ganzen Dienstzeit begegnete. Schork versuchte es einmal während solch einer nächtlichen Odyssee, die auch mit einem Rencontre zwischen ihnen und einem Gendarmen schloß, diesen anzuulken, nachdem Croning sich schon mit dem Schutzmann so ziemlich angefreundet hatte. Aber da kam er bei dem Mediziner an den Unrechten. Croning hielt ihm vor dem Gendarmen eine ausgiebige Standrede, so daß Schork angst und bange ward. Seit dieser Nacht hatte er vor Croning einen gewaltigen Respekt. Das ging dem versumpften Rechtsbeflissenen nicht in den Kopf, daß ein Mensch nach einem halben Dutzend Flaschen Wein oder nach drei Bowlen noch ein Gentleman sein konnte.

Siebentes Kapitel.

Geiger folgte nur ungern der Aufforderung Cronings, mit in den Ratskeller zu gehen. Die Gegenwart des ewig lächelnden Schork war ihm heute unangenehmer als je, wo er so gerne mit Croning allein gewesen wäre und sich mit ihm über Frau Leonie und ihren Gatten ausgesprochen hätte.

Croning aber war beinahe zornig geworden, als Geiger zögerte, mitzugehen.

„Ah bah, du kommst mit!“ kommandierte er. „Dir werd' ich heut mal den Kopf zurechtsetzen. Die Geschichte — du weißt schon, was ich meine — ist mir verdächtig! Wirst doch wohl kein Schmachtlappen werden wollen. Teremtete!“

Geiger zuckte verlegen mit den Achseln.

„Was is denn das für eine G'schicht?“ fragte Schork neugierig, indem er sich mit scheinbarer Teilnahme an Geiger wendete.

„Dummheit, Dummheit!“ rief Croning lachend und zog Geiger aus dem Café.

Schork kam erst ein paar Minuten später nach. Er mußte zuvor der Kellnerin auseinandersetzen, daß er sein Portemonnaie vergessen habe und daß er

morgen zahlen werde. Schork hatte stets sein Portemonnaie vergessen, wenn er keinen Pfennig mehr drinnen hatte. Eben hatte er bei Croning in aller Bescheidenheit, der er in solchen Fällen fähig war, einen kleinen Pump anlegen wollen, da war Geiger dazwischen gekommen, und vor diesem „Wonnegrunzer", wie er ihn nannte, wenn er nicht da war, wollte er sich nicht bloßstellen.

Als er die beiden eingeholt hatte, sprach gerade Croning über die blonde Marie.

„Ja, was sagen S' dazu, Herr Geiger! Die Marie is aus dem Dienst g'gangen!" rief Schork. „Heiraten will s', das dumme Madel!"

„Wir müssen uns ein andres Service im Luitpold suchen. Die Nachfolgerin der Marie gefällt mir nicht!" sagte Croning.

„Weil s' dem Doktor nicht schön g'nug is!" lachte Schork verschmitzt. „Und a bißl gar steif is s' auch!"

„Sie müssen immer Ihre schnoddrigen Bemerkungen machen!" sagte Croning. Dann fügte er im Tone des Bedauerns hinzu: „Schade um die Marie, es war ein sympathisches Frauenzimmer. Die richtige, brave Münchener Kellnerin!"

„Will sie wirklich heiraten?" fragte Geiger, dem der Verlust der Stammtischkellnerin ebenso nahe ging wie Croning. Denn mit der blonden Marie hatte man doch zuweilen ein vernünftiges Wort reden können, und wer ihre Gunst errungen hatte, auf den achtete sie, wie keine ihrer Kolleginnen. Wenn sie dem Fremden am Nebentische mit der größten Gemütsruhe von der Welt ein „gedünstetes Kalbsripperl" oder ein „Hasenragout" empfahl, so vermeldete sie am Stammtische mit derselben Gewissenhaftigkeit und Fürsorge, daß das „gedünstete Kalbsripperl" „auf'g'wärmt" und das „Hasenragout" „net mehr recht sauber" sei.

Geiger erinnerte ſich jetzt mit einer gewiſſen Wehmut an dieſe oft erprobte Treue der blonden Marie, und Croning ſchien dieſelben Gedanken zu hegen, denn mit jähem Grolle brach er los:

„Der Teufel hol' die Thorheit von dieſen Frauenzimmern! Eine jede möchte geheiratet ſein! Als ob ſie's nicht ſchöner hätten, wenn ſie ledig bleiben! Das bißchen Liebe, das ſie in der Ehe finden, das is doch ſo auch noch zu haben. Zum Donnerwetter!"

„Und die Abwechslung iſt auch was wert!" fügte Schork in ſeiner ſuffiſanten Weiſe hinzu.

„Wie kommt die Marie denn auf einmal dazu, ſich einen Schatz zu nehmen? Man hat doch gar nichts gehört und geſehen, daß ſie jemand im Café bevorzugt. Sogar die Leutnants und die Fähnriche hinten in der Ecke —"

„Dieſe ſüßen Jüngelchen!" warf Croning höhniſch dazwiſchen.

„Sogar die hat das Mädel geſchnitten!"

„Sogar!" knurrte Croning, der merkwürdigerweiſe kein beſonderer Freund der Generation war, die mit dem Leutnantspatent in der Taſche ſchon die Tage zählte, bis ſie General ſein würde.

„Ja, ja, ihr Süddeutſchen habt auch ſchon dieſen verdammt ſklaviſchen Reſpekt vor dieſer Aeh-bäh-Soldateska, die alle Ehren und alle Weiber der Welt in Generalpacht genommen hat! Wir ſind auch Soldat geweſen. Gardedragoner — feudale Geſellſchaft! Was ich mir davor koofe! Ich hab' ſo 'n bißchen hinter die Kuliſſen geſchaut — na — da is auch manches faul im Staate Dänemark! Aber natürlich, was verſtehen die Weiber davon! Was kümmert die's, ob ſo 'n eleganter Junge mit Pluderhoſe und Monocle ein Gran Gehirn unterm parfümierten Scheitel hat! Da machen ſie alle mit, wie ſie da ſind, von oben bis unten, bis ſie in der

Blamage drinne ſitzen. Dann ſoll der dumme Ziviliſt die gequetſchte Unſchuld wieder aufpäppeln und zurechtleimen mit ſeinem guten Namen — Pfui Deibel!"

„Au weh, au weh!" ächzte Schork und verzog ſein Geſicht zu einer Grimaſſe. „Jetzt räſonniert er wieder, der gute Doktor! Gönnen S' doch den kleinen Leutnanterln auch a bißl was! Die ham ja ſo wie ſo nix wie Schulden!"

Geiger ſuchte das Geſpräch wieder auf die blonde Marie zu bringen. Die Leutnantsdebatte war ihm zu verfänglich. Er erinnerte ſich nur zu gut noch des Abends, da er ſich mit Croning über dasſelbe Thema ausgeſprochen hatte. Damals war ſein Freund erſt ein paar Wochen in München. Er hatte eben erſt den Soldatenrock ausgezogen. Aber mit all ſeinen Gefühlen ſteckte er noch in den feudalen Traditionen eines preußiſchen Offiziers. Damals waren ſie hart aneinander geraten, als Croning für den Offizier eine beſondere Ehre in Anſpruch nahm. Seitdem waren allerdings zwei Jahre dahingegangen. Croning war, wie er ſich ſelbſt oft ausdrückte, gemütlicher geworden. Aber Geiger kannte ihn, und ſein Freund ſelbſt hatte ihm oft genug Anlaß gegeben, dieſer Gemütlichkeit zu mißtrauen.

Croning liebte es, ſich und ſeine Gefühle zu ironiſieren, er konnte alles mit beißendem Spott überſchütten, was ihm doch im Grunde ſeines Herzens heilig war. Sein ganzer, ätzender Peſſimismus, der mehr eine Folge ſeines wüſten Berliner Lebens, der Ueberſättigung als ein Reſultat kühlen, kritiſchen Denkens war, konnte mit einem Male umſchlagen, wenn er nur erſt wieder ordentlich warm wurde. Wer ihn nicht näher kannte, wer ihn nur ſo nahm, wie er war, den verblüffte natürlich dieſer oft jähe Wechſel der Stimmung, der Geſinnung, und viele

seiner Bekannten urteilten deshalb nicht gerade günstig über ihn. In ihren Augen war er ein in seinen Anschauungen unzuverlässiger, wankelmütiger Mensch, einer, der nicht wußte, was er wollte. Geiger, der ihn, so gut er konnte, verteidigte, ärgerte sich oft selbst über ihn, solange er Cronings Charakter noch nicht ganz erkannt hatte. Je mehr aber dies der Fall war, je intimer er mit Croning verkehrte, um so fester und inniger ward die Freundschaft zwischen beiden. Denn sie hatten etwas miteinander gemein, was sie immer wieder zu einander hinzog, was sie sich gegenseitig wegzukurieren suchten: das war eine intensive Unzufriedenheit mit sich selbst — bei dem einen, weil ihm mehr und mehr zum Bewußtsein gekommen war, wie viel gesunde Lebenskraft er an ein tolles, gehaltloses, ja manchmal sogar haltloses Leben vergeudet hatte, bei dem andern, weil all seine geistige Arbeit bisher umsonst war, weil er nicht durchzudringen vermochte, wo andre gleichsam spielend Erfolge errangen, und weil er schließlich an sich selbst, an seinem Können irre ward. Was Geiger Croning nützte durch seine durchaus gesunde, kräftige, ideale Lebensanschauung, das lohnte ihm dieser durch seine reife Welt- und Menschenkenntnis, durch die realistische Art des Denkens, die den leicht entzündlichen, grotesken Geist Geigers allmählich, ohne daß der junge Schriftsteller es merkte, schulte, indem sie ihn zuweilen stark dämpfte.

Ganz merkwürdig war es, wie die Stammeseigentümlichkeit der beiden Freunde auf diese gegenseitigen unbewußten Einflüsse reagierte. Der norddeutsche Croning paßte sich seinem Freunde nur langsam und widerstrebend an. Er protestierte, wo und wann er nur konnte, gegen den Einfluß, den Geiger auf ihn auszuüben sich mühte. Im ersten Jahre ihrer Freundschaft gab es die heftigsten Meinungs-

kämpfe zwischen den beiden, in denen der trotzige, rücksichtslose, kühle Croning mit seiner scharfen, einseitigen Dialektik meist Sieger blieb. Der süddeutsche Geiger verzichtete dann stets auf die Fortsetzung des Wortkampfes. Er verteidigte seine Anschauung nur so lange, als die Freundschaftlichkeit des Gedankenaustausches nicht gefährdet war. Sobald die Gegensätze sich verschärften, sobald die Provokationen Cronings auf das persönliche Gebiet hinüberspielten, opferte Geiger einen Teil seiner Anschauung oder schränkte er wenigstens seine Behauptungen ein, so daß ein neutraler Boden geschaffen war, auf dem man sich einigen konnte.

Erst allmählich, im längeren Verkehr mit Geiger, lernte Croning diese Nachgiebigkeit seines Freundes schätzen und verstehen. Er trieb es dann nie mehr so weit, wie es mehrere Male vorkam, daß Geiger seinen Hut nahm und ohne Gruß davonstürmte. Auch Croning lernte nach und nach seinem Freunde Konzessionen machen. Aber er that es nicht aus Höflichkeit oder um sich die Freundschaft Geigers zu erhalten, sondern weil er mit der Zeit selbst die Schroffheit seines Wesens und die Unduldsamkeit seiner Anschauung erkannte und gelernt hatte, im rechten Augenblick die Hand zur Versöhnung zu reichen. Nur hie und da noch trieb es ihn in die alten Geleise zurück. Geiger folgte ihm dann wohl auch in der Hitze des Gefechts; es gab eine momentane Mißstimmung, eine peinliche Pause, bis Croning lachend dem Freunde die Hand bot oder mit ihm anstieß und mit einem kräftigen Fluch auf sich selber reumütig um Verzeihung bat, daß er „nun schon wieder mal so 'n rauhbeiniger Kerl" gewesen war.

Achtes Kapitel.

Die drei waren kaum im Ratskeller angekommen, als Schork durch die lange, raucherfüllte Halle Palanka, den Organprotzen, mit ſtorchenhaften Schritten auf den Ofen zuſchreiten ſah. Neben ihm her trippelte Zippelmann. Er hatte wie immer ſeinen Mantel nur halb an. Meiſt hängte er ihn nur um. Und wenn es ihm zu kalt war, wie heute, knöpfte er ihn noch vorn an der Stelle, wo bei gutgenährten Menſchen der Bauch iſt, zu. Es ſah dann aus, als ſteckte er in einer Zwangsjacke, denn der Mantel war ihm überall zu kurz und zu enge. Er hatte ihn einmal von ſeinem barmherzigen Hauswirte, bei dem er ſeit Jahren wohnte und die Miete ſchuldig blieb, geſchenkt erhalten.

„Servus!“ donnerte Palanka, als er an den Tiſch trat und Croning und Geiger die Hand zum Gruß bot.

„Wir haben euch im Café geſucht. Da hieß es, ihr wäret ſchon gegangen!“ rief Palanka und ſetzte ſich neben Schork. „Aber ein guter Menſch — ha! — in ſeinem dunkeln Drange iſt ſich des rechten Weges ſtets bewußt — ha! — Sage ich zu Hampel-

mann — wettst du was — die sind im Ratskeller!"

„Haben Sie was gewettet, Zippelmann?" lachte Schork spöttisch und zwinkerte zu dem Kleinen hinüber, der sich die blaugefrorenen Hände rieb.

„Unsinn!" brummte Zippelmann. „Am Dreißigsten werd' ich wetten! Ueberhaupt, ich wette nicht, wenn ich was gewiß weiß! — Und daß ihr da herunten sein würdet, daß wußte ich so genau, wie daß ich einen furchtbaren Hunger habe!"

Die Anspielung war deutlich. Croning lachte, während Palanka das glattrasierte Gesicht zu einer Grimasse verzog.

„Kerl, bei dir geht die Kunst auch immer nach Brot!" deklamierte er und sah Zippelmann von oben herab an.

„'s ist gerade das Umgekehrte von dir!" bemerkte der Kleine bissig.

„Wieso — das Umgekehrte — dunkel ist der Rede Sinn —?"

„Na! Du hast Geld — aber die wahre Kunst kannst du nie erreichen!"

„Famos! Zippelmann!" rief Schork und trommelte vergnügt mit den Fingern auf dem Tisch. Er hatte immer eine diabolische Freude, wenn der kleine Zippelmann dem großen Palanka eins versetzte. Es kam allerdings nicht oft vor, da Zippelmann, sobald er in Streit geriet, die Herrschaft über seine Gedanken verlor. Er brachte dann nur noch einzelne, unzusammenhängende Worte und halbe Sätze hervor. Das meiste verschluckte er in seinem Grimme, der um so mehr wuchs, je ruhiger sein Gegner war. Und in dem Punkte war Palanka Meister. Je wilder Zippelmann mit Händen und Füßen gestikulierte, desto gelassener, kälter ward sein alter ego. Und wenn Zippelmann mit erstickter Stimme sein letztes Schimpf-

wort dem Gegner ins Gesicht zischte, stemmte der die Arme auf den Tisch, beugte sich mit seinem klotzigen Oberkörper weit vor und lachte dem kleinen Mimen seelenfroh und herzlich zu, daß es nur so schallte.

Croning hatte die Kellnerin herbeigerufen und Zippelmann die Speisekarte überreichen lassen, die der Kleine mit gierigem Eifer überflog.

Die Blicke Geigers und Cronings begegneten sich verständnisvoll. Sie wußten, wenn Zippelmann so hastig that, hatte er mehr als einen Tag den erfolglosen Kampf gegen den erbarmungslosen Wüter, den Hunger gekämpft. Croning hatte ihm schon ein paarmal durch Geiger, um Zippelmanns Empfindlichkeit nicht zu verletzen, Geld anbieten lassen. Aber Zippelmann hatte es immer fast ängstlich und mit der Begründung zurückgewiesen, daß er vorläufig nicht wisse, wie er Schulden bezahlen könne.

Wenn Geiger in ihn drang, doch das Geld anzunehmen und ihm vorhielt, daß er ja auch Palanka anpumpe, dann schnitt Zippelmann das Gespräch stets mit den Worten ab: „Ja, Palanka! Der hilft mir ja auch nur aus der Klemme, damit er mich dann wieder ordentlich verulken kann. Das ist was ganz andres. Der soll das Vergnügen nur bezahlen.“

Croning ließ es daher dabei bewenden, daß er Zippelmann öfter einlud. Es mußte aber in aller Form geschehen. Wenn er mit dem Kleinen nur so zufällig zusammentraf, lehnte sich dieser ganz energisch dagegen auf, wollte ihm Croning ein Glas Bier zahlen. Er kratzte den letzten roten Pfennig aus seinem Geldbeutel zusammen, um seine bescheidene Zeche selbst zu zahlen. Nur eine ganz formelle Einladung konnte seinen Künstlerstolz beschwichtigen. Dann that er sich aber auch keinen Zwang an und griff herzhaft zu.

Schork hatte die zweite Flasche entkorkt, Zippel-

mann den Pfropfen eingesteckt — er nahm jeden Pfropfen mit nach Hause, so oft er mit Croning im Ratskeller war, und reihte ihn an eine Schnur, die über seinem Studiertische baumelte. Es war die Trophäe seiner schönsten Erinnerungen und seiner seltensten Genüsse.

Allmählich kam das gewohnte warmblütige Leben in die kleine Gesellschaft. Anekdoten und Witze flogen hinüber und herüber, künstlerische und Tagesereignisse wurden durchgesprochen. Schork sorgte gewissenhaft dafür, daß die Gläser nicht leer wurden. Mit souveräner Freiheit verfügte er über Cronings Portemonnaie, das an solchen Kneipabenden im Ratskeller schier unerschöpflich war. Palanka wütete mehr und immer mehr in seinem Citatenschatz. Mit jedem Schluck Wein wurde seine Bärenstimme metallischer, sonorer. Hier und dort reckte ein Philister in der Nähe verwundert den Hals und sah in die Ecke am Ofen hinüber, aus der durch Wolken von Zigarrenrauch eine Stimme dröhnte, die dem bartumwallten Munde des Donnerers Zeus zu entstammen schien. Zwischen hinein klang das helle Organ Zippelmanns, der um so kampfeslustiger ward, je mehr von dem feurigen Wein durch seine ungeübte Kehle rann.

Geiger und Croning nahmen an der Unterhaltung nur geringen Anteil. Croning beobachtete hinter seinem goldenen Kneifer die lustige Gesellschaft, die so ganz das harmlose, süddeutsche Kolorit an sich trug, das den weltgewandten Mediziner so erfrischend anmutete. Zuweilen warf er einige Bemerkungen dazwischen, um dann wieder schweigend hinzuhorchen und eine Zigarette nach der andern zu rauchen. Geiger sprach fast gar nichts. Seine Gedanken weilten nicht in der Gesellschaft. Traumverloren starrte er in seinen Römer. Zippelmann, der ihn ein paarmal in ein Gespräch zu verwickeln versuchte, stand davon ab, als

ihm Geiger zerstreute Antwort gab. Er wußte, daß Geiger oft in der lebhaftesten Gesellschaft über sein großes Drama nachgrübelte. Er nahm das auch heute an, und vermied es daher, ihn weiter zu stören. Wenn er geahnt hätte, an was Geiger dachte! Für den kleinen Zippelmann gab's nichts als die Kunst. Es wäre ihm gar nicht eingefallen, daß ein Mensch auch einmal mit andern Gedanken sich intensiv beschäftigen könnte, mit Gedanken, die weitab vom künstlerischen Ehrgeiz lagen.

Croning kannte die Menschen, er kannte auch seinen Freund besser, und ganz verwirrt sah Geiger auf, als der Mediziner plötzlich die Frage an ihn richtete: „Na, was ist's mit der schönen Frau? Bist du immer noch nicht fertig damit, he?"

Geiger schüttelte den Kopf und gab eine ausweichende Antwort.

Aber Croning ließ nicht locker. Die Sentimentalität seines Freundes reizte ihn zum Spott.

„Ich versteh dich nicht, Emanuel! Wenn du die Frau liebst — na — ins Teufels Namen los! Aber mach um Gottes willen dieser Schmachtlapperei ein Ende! Das ist ja grauenhaft!"

Geiger atmete tief auf.

„Warst du bei ihr?" fragte Croning hartnäckig.

Geiger nickte.

„Nun, und —?"

„Ich soll sie zur nächsten Redoute begleiten."

Ohne daß er es eigentlich wollte, waren Geiger diese Worte entschlüpft. Er hatte vielmehr die Absicht gehabt, Croning alles, was er heute nachmittag erlebt hatte, nach und nach getreulich zu erzählen.

„Zur Redoute?!" Croning war aufgefahren. Das Wort hatte ihn förmlich elektrisiert. Er kniff die Augen zusammen und sah erstaunt zu seinem Freund hinüber. War Geiger wirklich so energisch

vorgegangen? Hatte sie seinen Absichten so wenig Widerstand entgegengesetzt? Das war jedenfalls wieder ein interessanter Fall. Er reizte Cronings Neugierde; er schien aber auch seine Ansicht über das Weib im allgemeinen zu bestätigen. Sie waren sich ja alle gleich, diese Weiber! Nur heuchelte die eine mehr, die andre weniger Tugend. Croning lächelte triumphierend.

„Was hab' ich dir gesagt?"

Geiger achtete nicht auf die cynische Bemerkung Cronings, sondern begann, zuerst langsam und stockend, dann immer feuriger werdend, zu erzählen, was er heute nachmittag erlebt hatte. Eigentlich war es ja herzlich wenig. Er hatte einer Frau, einer schönen, jungen Frau einen Besuch gemacht! — Aber in Geigers Erzählung wurde dieser Höflichkeitsakt zu einer Begebenheit von ganz besonderer Bedeutung. Er wußte nicht genug Worte zu finden, um all die kleinen und großen Vorzüge von Frau Leonie Hubmaier zu schildern und in den glänzendsten Farben zu malen. Ihre Gestalt, ihre zarten, kleinen Hände, ihre edelgeformten Lippen, ihre wunderbaren Haare und vor allem — vor allem — ihre unergründlich tiefen, ihre fascinierenden, sieghaften, herrlichen Augen! Das waren Gegenstände, an denen sich mehr als ein schönheitstrunkener Dichter begeistern konnte.

Croning ließ den Dithyrambus auf Frau Leonie mit resigniertem Lächeln über sich ergehen, obwohl ihm die Ohren schmerzten von den in allen Tonarten wiederholten „wunderbar", „entzückend", „hinreißend", „liebreizend", „märchenhaft schön" und wie all jene Epitheta heißen mögen, deren ein verliebter Mensch sich bedient, um das Lob seiner Angebeteten zu singen.

Für den in diesen Dingen kühleren Croning hatten die Ergüsse Geigers einen komischen Beigeschmack. Er mußte unwillkürlich an die vielen, manchmal recht

bitteren Enttäuſchungen ſich erinnern, deren Opfer er einſt geworden war, als auch er noch Helena in jedem Weibe ſah. Will die elende erbärmliche Wirklichkeit, die eitle Hohlheit, die jämmerliche Inferiorität, die Ränkeſucht, die banale Sinnlichkeit und die ſchnödeſte, ſkrupelloſeſte Berechnung einem Menſchen an ſeine edelſten, reinſten und heiligſten Empfindungen mit ſicherer Fauſt zerſtörend, marternd, folternd greifen, ſo ſchmiegt ſie ſich an ihn in der ſinneverwirrenden Larve eines Weibes, und wenn der arme Thor mit eiſigem Schauder wahnſinngepeitſcht die Täuſchung erkennt, in die er ſich hineingejubelt, hineingeliebt und hineingeſchwelgt hat, dann lacht ſie ihm kalt und ſeellos ins Geſicht: „Was willſt du, Narr? Bin ich nicht ein ſchönes Weib? Tauſend, Millionen andre liegen anbetend mir zu Füßen? Dir allein genüge ich nicht . . .?“ Und einem andern, der mit gierigen Armen, mit tieriſcher Brunſt es umfängt, berauſcht es die Sinne, die es dem einen Unglücklichen, Leichtgläubigen, dem thörichten Knaben vergiftet und mit Ekel und Abſcheu erfüllte . . .

Neuntes Kapitel.

So ein thörichter Knabe war auch Croning einmal. Melanie hieß die schöne, die göttlich schöne Larve, die seine des scharfen, klugen und kritischen Sehens noch ungewohnten Augen geblendet, die sein junges Herz aufgerüttelt, sein Hirn in Brand gesteckt hatte.

Melanie Klinger.

Was war dieses Weib ihm damals! Aus einer wüsten, echt junkerlichen, tollen Sumpfgesellschaft, wie sie nur auf Berliner Boden gedeihen konnte, zog sie ihn zu sich empor. Wie die Sonne, die den haltlos umherirrenden Kometen anzieht und in ihre Feuerarme schließt.

Das Weib ist eine Hera, eine Göttin, ein fleischgewordenes Ideal!

Das waren seine Worte, wenn die begehrliche Sinnlichkeit seiner neiderfüllten Freunde das Paradies seines Glückes mit großstädtischem Hautgout zu füllen trachtete. Man lachte ihn aus, man neckte ihn mit allerlei Zweideutigkeiten. Woher kam diese schöne Melanie? Wer war sie? Mein Gott! Als sie Croning entdeckte, hatte sie eine Stelle als Modistin in einem großen Konfektionsgeschäft Unter den Linden. Eine unmoralische Beschäftigung war das ja gewiß nicht, aber sie war doch nicht so welterhaben, daß ein

schönes, warmblütiges Weib daran sich hätte genug sein lassen können.

Und Melanie hatte auch gar nicht die Absicht, diese Beschäftigung als ihren einzigen Lebenszweck zu betrachten. Als Croning sie kennen lernte, stand sie eben im Begriffe, ihre Thätigkeit dadurch zu erweitern, daß sie die Avancen, die ihr ein junger, steinreicher Börsianer — Cronings Freunde sagten sogar, es sei ein Jude gewesen — machte, herzhaft erwiderte. Melanie war aber eine kluge, praktisch denkende Berlinerin.

Croning, der stattliche Rittergutsbesitzerssohn, der Corpsstudent und der nicht minder reiche Bewerber um ihre Gunst, machte entschieden neben ihr eine bessere, vornehmere Figur. Sie war daher kurz entschlossen. Vorerst hielt sie noch in dem Konfektionsgeschäft aus. Aber bald ließ sie sich von Croning überzeugen, daß durch eine solche Beschäftigung die schönsten Stunden des Tages nutzlos vergeudet würden. Was konnte man da alles beginnen! Die Rennen in Hoppegarten kämen; Croning, in allen hippologischen Künsten ein Meister, hatte das eleganteste Turn-out gekauft. Daß er nur erstklassiges Pferdematerial fuhr, war ganz natürlich. Es fehlte nur noch die elegante Dame an seiner Seite, um den Effekt vollkommen herauszubringen. In der Loge auf dem Turf war neben ihm noch ein Platz frei. Dahin gehörte eine Dame, die Figur machte. Eine Premiere im Theater ohne Dame in blendender Toilette war eigentlich auch nur ein halber Genuß. Und bei Dressel speiste sich's unbedingt besser und unterhaltlicher, wenn man ein Diner oder ein Souper zu zweien aß.

Alles ganz einleuchtende, beinahe zwingende Gründe. Melanie verschloß sich ihnen absolut nicht. Man lebt nur einmal! Das war ihr Grundsatz, der ungemein vernünftig klang — besonders aus dem Munde eines schönen Weibes, das wahrhaftig nicht seine Reize nur

darum besaß, um sie hinter dem Ladentisch verblühen zu lassen.

Die Umwandlung, wie Croning sie wünschte, vollzog sich ohne nennenswerte Schwierigkeiten und Kämpfe. Wäre Croning damals nicht so erfreut darüber gewesen, er hätte aufmerksam darauf werden müssen, daß ihm seine angebetete Melanie eigentlich auf halbem Wege entgegenkam.

Eines Tages überraschte sie ihn mit der Botschaft, daß sie aus dem Geschäft ausgetreten sei und sich nach einem andern Zimmer umsehe. Sie habe mit ihren Wirtsleuten Krakeel gekriegt, weil diese es nicht mehr dulden wollten, daß sie so spät nachts nach Hause komme.

Spießbürgerliche Anschauung! Sie mußte doch einmal nach Hause gehen. — Croning nahm natürlich die Lösung der Wohnungsfrage auf sich.

Die schöne Melanie schnitt dabei ganz famos ab. Zuerst hatte sie ein ganz winziges, erbärmliches Zimmerchen, in dem nicht einmal ein Ofen stand, jetzt bezog sie einen ziemlich luxuriös möblierten Salon mit einem Alkoven in der Kanonierstraße. Croning, der gar nicht genug für seine ideale Melanie thun konnte, hatte allerlei dazu gekauft, einige Lücken und kahle Ecken in den Gemächern seiner Dame damit auszuschmücken. Lebende Blumen, Vasen, ein paar türkische Teppiche und imitierte Tigerfelle — die Sache machte sich ausgezeichnet. Es plauderte sich in dem neuen Heim Melanies wunderbar behaglich, und die Vermieterin, eine alte, aufgedunsene Dame mit schnarrender Stimme und immer fetten, schmierigen Fingern — denn sie aß den ganzen lieben Tag und scheinbar stets mit den Fingern — war außerordentlich diskret.

Das war ein Leben wie in Schlaraffenland. Croning fiel es gar nicht mehr ein, dem Studium auch nur eine Stunde des Tages zu widmen. Wo was los war, konnte man ihn mit seiner wirklich

eleganten Melanie sehen. Aber dieses exotische Leben verschlang Unsummen. So viel, daß schließlich von Cronings Vater ein energisches Veto in Berlin eintraf, während die außerordentlichen Zuschüsse hartnäckig ausblieben. Melanie, die kluge Melanie begann ängstlich zu werden. Croning aber wußte Rat. Er machte einfach Schulden. Er konnte sich's ja leisten.

Das ging so noch eine Weile fort, bis Croning eines Tages festsaß. Er sollte ein paar ziemlich hohe Wechsel einlösen. Aber all seine Bemühungen, Geld zu bekommen, schlugen fehl. Auch sein Manichäer war ängstlich geworden und hatte sich mit Cronings Papa in Verbindung gesetzt. Was sehr schlau von dem Mann war, was aber den armen Croning in eine recht mißliche Situation brachte. Er wurde einfach von dem alten Herrn nach Hause citiert und dort ein ganzes Jahr lang festgehalten. Croning erzählte später mit bitterem Lächeln, Papa habe ihn während dieses Jahres die Buchführung gelehrt.

Als Croning nicht mehr am Stammtisch erschien, und einige seiner Kameraden die schöne Melanie mehrere Male mutterseelenallein in der Friedrichsstraße promenieren sahen, kam einer von ihnen auf den Gedanken, die ideale Melanie zu interviewen. Er machte das sehr geschickt, indem er sie zu einem kleinen Champagnerfrühstück einlud. Während dieser recht angenehmen Beschäftigung, die Melanie schon ein paar Wochen schmerzlich vermißt hatte, erzählte sie dem Interviewer von ihrer großen, unendlichen, meertiefen Liebe zu Croning, dem bösen Mann, der sie so schnöde habe sitzen lassen. Ueber Nacht sei er ihr davongegangen, kaum einen richtigen Abschiedsbrief habe er ihr geschrieben. Ein paar Tage sei sie mit dem Plan umgegangen, sich aus Verzweiflung über den Verrat des wahnsinnig Geliebten in die Spree zu stürzen. Aber dann habe sie sich eines besseren

besonnen, denn die Männer seien ja gar nicht wert, daß man sich ihretwegen das bißchen Leben nehme. Sie werde jetzt wieder eine Stellung suchen und dann — dann —

Melanie kamen die Thränen, während sie einen kräftigen Schluck aus dem schäumenden Champagnerkelch nahm, und mit ihrem veilchenduftenden Batisttaschentuch wischte sie sich den rosigen Mund und die schönen, tiefen Augen.

Der Interviewer war außerordentlich gerührt von ihrem tragischen Geschick. Er versprach Melanie, sich ihrer anzunehmen. Er verlange gar nicht die große, meertiefe, wahnsinnige Liebe, die sie Croning dargeboten, sie solle ihn nur als ihren treuen Freund betrachten und ihm sich anvertrauen. Im übrigen sei er gerne bereit, ihr die Sorge um ihre Wohnungsmiete abzunehmen. Das sei ja vorläufig wohl die Hauptsache, meinte er lächelnd. Uebrigens stelle er ihr, soweit natürlich seine bescheidenen Mittel reichten, sein Portemonnaie zur Verfügung.

Melanie war aufgelöst vor Rührung.

Der Interviewer ging über ihre innig hervorgeschluchzten Dankesworte diskret hinweg und betonte würdevoll, wie sehr es ihn freue, für die Geliebte seines Busenfreundes Croning einiges thun zu können.

Und Melanie behielt die schöne Wohnung in der Kanonierstraße — den behaglichen Salon mit den hübschen Vasen, den lebenden Blumen, den weichen türkischen Teppichen und den ungemein geschickt imitierten Tigerfellen. Und die Vermieterin, die dicke, fettschnarrende Dame, die den ganzen Tag Hunger hatte, war auch fürderhin genau so diskret wie zu der Zeit, da Croning allein seine täglichen Visiten bei der schönen Melanie machte ...

Zehntes Kapitel.

Das war die große Liebe gewesen, die einmal Cronings ganze Persönlichkeit so mächtig ergriffen hatte. Als er nach einem langen Jahre wieder nach Berlin gekommen war, hatte er sich einigermaßen verändert. Er war ruhiger geworden, oder vielmehr, er war klüger geworden. Er gab nichts mehr auf die ideale Liebe, die so groß, so meertief, so wahnsinnig ist und die so heidenmäßig viel Geld kostet. Er fand Frauen und Mädchen, schöne Weiber, in ihrer Art mindestens ebenso schön wie Melanie, die trotz ihrer großen, heißen Liebe anspruchsloser waren. Und als er nur erst wieder Fühlung mit den Lebensnerven der Großstadt gewonnen hatte, gab er sich ganz den Genüssen hin, die er so lange entbehrt hatte. Eine gewisse Vorsicht beobachtete er im größten, wildesten Taumel. Der gewaltige Katzenjammer, mit dem er damals nach Hause gekommen war, hatte sich allmählich in einen kühlen Pessimismus verwandelt, der zuerst außerordentlich wohlthätig Cronings Lebensweise in Berlin beeinflußte. Aber gerade, weil sich Croning mit diesem Pessimismus im Herzen sicherer fühlte, wagte er sich an immer subtilere Unternehmungen heran. Und da machte er die Entdeckung, daß er, um die Liebe der schönen Melanie sich zu erhalten, sowohl

seelisch wie materiell eine geradezu tolle Verschwendung getrieben hatte. Das alles, was sich ihm jetzt in überreicher Fülle bot, kostete einen so geringen Aufwand an Gemüt und Geld, daß sich Croning in den Stunden, in denen er über die Vergangenheit nachdachte, über seine knabenhafte Liebe zu Melanie schämte. Trotz allem aber, trotz der kaltblütigen Berechnung, mit der er von jetzt an auf einen Erfolg bei den Weibern spekulierte, weil er glaubte, das Weib im allgemeinen gründlich zu kennen — trotzdem hatte er Stunden, in denen er Mühe hatte, eine heiße, jäh aufwallende Sehnsucht nach dem Weibe niederzukämpfen, das sein erstes, großes und entscheidendes Erlebnis bedeutete, das ihn zum Mann gereift hatte.

Und als er eines Tages Melanie begegnete, loderte die alte Liebe von neuem in ihm auf. Er wollte dem Weibe, das seit dem Jahre, da er es nicht mehr gesehen, sich zu voller üppiger Schönheit entfaltet hatte, aus dem Wege gehen. Nachher, als er mit ihm allein war in ihrem mittlerweile zu einem wahren Museum von wertvollen Erinnerungsgaben gewordenen Salon — Cronings Geschenke, so pietätvoll sie auch auf ihrem alten Platz standen oder lagen, machten gar keine Figur mehr —, da erfaßte ihn die alte wilde Leidenschaft. Melanie war eben doch ein Weib aus ganz besonderem Guß, und was sie keinem andern war, das war sie ihm durch die Erinnerung, die ihre schmiegsame Gestalt, ihre Blicke, ihre Stimme, ihre Küsse in ihm erweckten.

„Stell auf den Tisch die duftenden Reseden —"

Es war seitdem sein Lieblingslied geworden. Damit entschuldigte er den Rückfall, die zeitweilige Abschweifung zur schönen Melanie.

„Ein Tag im Jahre ist den Toten frei —"

Croning war absolut kein schwärmerisch veranlagter Mensch. Er hatte nie, wie andre junge Männer,

wenn sie verliebt sind, Gedichte geschmiedet. Aber wie bei allen Kraftmenschen, die mit dem Naturmenschen eine impulsive Leidenschaftlichkeit der Gefühle und Empfindungen gemein haben, kam auch bei ihm neben Aeußerungen des rücksichtslosesten Egoismus manchmal eine weiche, fast kindlich sentimentale Stimmung zum Durchbruch. Jene ganz charakteristische Stimmung, in der der deutsche Jüngling, Verse schmiedend, von verlorener Liebe, von verschwundenem Glück und blutendem Herzweh singt. Da Croning es aber absolut nicht fertig brachte, diese vorübergehende Anwandlung dichterisch auszuleben, da es ihm überhaupt unmöglich war, abstrakten Kalkulationen nachzuhängen, so geschah es immer, daß er in solchen „Schwächezuständen", wie er selbst sagte, eben eine Dummheit machte.

So kaufte er eines Tages zwei Eisenbahnbillette, raste in einem Fiaker in die Kanonierstraße und verkündete der überraschten Melanie, daß sie mit ihm nach Norderney ins Seebad fahren müsse. Er wolle mit ihr ein paar idyllische Wochen verleben. Melanie machte Einwände, wenn sie ihr auch nicht gerade von Herzen kamen — denn ein paar Wochen im Seebad, das war doch außerordentlich verlockend. Croning schnitt jede Gegenrede ab mit der kategorischen Erklärung: sie müsse einfach mitfahren.

Und sie fuhr mit. Es war eine köstliche Zeit, die die beiden auf Norderney verlebten. Aber die Idylle dauerte nicht so lange, als Croning vorher gedacht hatte. Die kräftige Seeluft, die Eintönigkeit des Badelebens ernüchterten ihn bald wieder. Dazu kam noch, daß Melanie ihn nicht mehr so intensiv fesseln konnte wie ehedem. Sie bot ihm nichts Neues mehr. Er kannte sie schon zu gut. Ihre Liebe, ihre Leidenschaft, ihr ganzes Wesen langweilte ihn schließlich. Er sah allmählich ein, daß er thöricht gehandelt hatte, sie auf so lange Zeit an sich zu fesseln. Mit

einem Wort: es war eine Dummheit, diese Idylle im Seebad. Und so rasch, so übereilt er die Komödie in Scene gesetzt hatte, so gewaltsam machte er ihr eines Tages ein Ende.

„Morgen fahren wir wieder nach Berlin," sagte er; in diesen paar Worten machte sich die ganze Unzufriedenheit, die sich seiner bemächtigt hatte, mit einem Male Luft.

Melanie fiel es gar nicht ein, Einwendungen dagegen zu erheben. Sie war ungemein dankbar für alles, was man ihr bot. Und es war entschieden sehr nett von Croning gewesen, sie einmal ins Seebad zu führen. Mit derselben heiteren, leichtsinnig-gedankenlosen Folgsamkeit, mit der sie die Spritztour nach Norderney mitgemacht hatte, fuhr sie am andern Tage an der Seite Cronings nach Berlin zurück. Im Bahnhof angekommen, sorgte er für eine Droschke, in die er Melanie samt ihrem Reisegepäck verpackte. Noch einmal reichte er ihr die Hand, noch einmal rief sie ihm ihren Dank zum Fenster heraus. Dann fuhr der Wagen davon. Croning war wieder frei. Er war wieder Herr über sich selbst. Die Krisis war wieder einmal überstanden.

*

All diese Erinnerungen stürmten auf Croning wieder ein, als er neben Geiger im Ratskeller saß. Der Mensch mit seiner fabelhaften Schwärmerei für die schöne Frau Leonie steckte ihn förmlich an. Das Abenteuer, das Geiger in den nächsten Tagen bevorstand, machte Croning lüstern. Geiger hatte ihm von seiner Begegnung mit Hubmaier erzählt und natürlich auch das nicht unerwähnt gelassen, daß Hubmaier ihm angeboten habe, er solle seine Gattin auf sein Passepartout mitnehmen.

Croning hatte laut aufgelacht. Die Geschichte

war ja höchst amüsant. Ein Mann, der seine Frau einem Freund anvertraut, damit er selbst ungestört seinen Neigungen nachgehen kann!

„Ein ganz famoser Mensch, dieser Hubmaier! Den Mann würde ich mir warm halten. Der legt's ja darauf an, daß man ihm eine Nase dreht. Immer los! Dem Menschen mußt du schon einen Gefallen erweisen!"

Geiger nickte und kaute nervös an seinen Schnurrbartenden.

„Wenn nur die Frau nicht einen Strich durch die Rechnung macht!?"

„Ah bah! Wenn die Sachen so stehen, wie dir der Herr Hubmaier —" Croning lachte. „Hubmaier! Schon ein so prachtvoller Name! Also! Wenn die Sachen so stehen, wie der Herr Hubmaier sie dir in seiner Harmlosigkeit schilderte — na! Dann kannst du drauf schwören, daß das Weib mit Vergnügen die Gelegenheit ergreift, auch mal sich zu amüsieren. Der Kerl scheint mir nach allem, was du mir erzählt hast, auch einer von denen zu sein, die heiraten zum Vergnügen andrer!"

Geiger glühte förmlich. Eine wilde Sehnsucht war in ihm erwacht. Der reichlich genossene Wein that sein übriges, die Leidenschaft zu entfesseln, die er nur mühsam bisher verborgen gehalten hatte.

„Ich sage dir, Doktor — dieses Weib kann einen wahnsinnig machen. Ich hab' noch kein Weib gesehen und geliebt, das solche Augen hatte wie diese Frau Leonie. Das sind Augen, die einen fascinieren, Augen, die einen, wenn man lange in sie hineinschaut, verrückt machen! Wie gesagt, verrückt!"

Geiger lehnte sich weit zurück und starrte zur Decke empor; die Figuren, die auf den braunen Grund gemalt waren, schienen sich loszumachen und vor seinen Augen auf den blauen und grauen

Rauchwolken einen wilden, wirbligen Tanz aufzuführen.

„Ja, dieſe Augen! Dieſe Weiberaugen!“

Croning hatte ein ganzes Glas Sekt in einem Zuge hinuntergeſtürzt und ſchwenkte das leere Glas heftig in der Luft.

„Dieſe Augen kenn' ich, mein Lieber! Wenn man ſie vergeſſen könnte! Aber das packt einen immer und immer wieder. — Es iſt ein Unſinn, wahrhaftig ein Unſinn — aber die ganze Welt iſt ja ein Unſinn — ein Narrenhaus — ein fideles Narrenhaus — und die Weiber, dieſe verdammten Weiber ſind ſchuld daran!“

„Ach! Was wäre die Welt ohne Weiber!“ — Geiger vergrub ſein Geſicht in ſeine Hände, dann griff er haſtig nach ſeinem Glas, ſtieß es an das Cronings, daß es klirrte, und rief:

„Proſit, Doktor! Die Weiber ſollen leben!“

„O Königin, das Leben iſt doch ſchön!“ deklamierte Palanka und drehte ſich ſteif wie ein Beſenſtiel nach Geiger und Croning um, die er und Zippelmann bisher völlig unbeachtet gelaſſen hatten. Zippelmann hatte von der hohen, erlöſenden Aufgabe der Kunſt geſprochen, war dann auf die Frage gekommen, wie man den Hamlet auffaſſen müſſe, und hatte natürlich wieder Anſichten geäußert, die Palanka als völlig ſchmierenhaft bezeichnete. Das war dem Zippelmann in die Krone gefahren, und im Laufe ſeiner exaltierten Auseinanderſetzung war er zu dem Reſultat gekommen, daß Palanka überhaupt keinen Dunſt von der wahren, echten Schauſpielkunſt habe. Das gab Palanka ſeinerſeits wieder Anlaß, dem armen geſtikulierenden Zippelmann die dickſten Grobheiten mit dröhnender Baßſtimme an den von übermäßigem Weingenuß geröteten Kopf zu werfen, worauf der Kleine mit beiden Fäuſten auf den Tiſch hieb und die kühne Behauptung auf-

stellte, Palanka verstehe von der Schauspielkunst justament gerade so viel wie eine alte Elefantenmutter vom Baßgeigenspielen.

Schork, der immer mit einer gewissen pfiffigen Ueberlegenheit vor sich hin lächelte, ohne sich in den Streit der beiden Kampfhähne zu mischen, raffte sich jetzt zu einer Zippelmann zustimmenden Bemerkung auf. Er beabsichtigte damit nur, den Kleinen noch mehr zu reizen, während er Palanka unter dem Tisch ein Zeichen mit dem Fuß gab, das so viel heißen sollte, als „vermöbeln Sie ihn nur ordentlich". Zippelmann und Palanka wollten auch gerade von neuem aufeinander losfahren, als Croning sich weit über den Tisch beugte und mit beiden Händen energisch darauffschlug.

„Zum Teufel, so gebt doch mal Ruhe! Ihr Kunststänker! Ihr! Was kümmern denn ein vernünftiges Menschenskind eure Nergeleien! Greift nur hinein ins volle Menschenleben —!"

„Ins volle Menschenleben!" echote Schork mit starker Betonung, indem er sein Gesicht zu einem Grinsen verzog und auf den kleinen Zippelmann deutete, der mühsame Versuche machte, sich vom Stuhl zu erheben, aber das hierzu nötige Gleichgewicht vollkommen verloren zu haben schien.

Die ganze Gesellschaft lachte über die boshafte Bemerkung Schorks, der mit komischem Eifer Zippelmanns Glas an sich genommen, es neu gefüllt hatte und dem Kleinen jetzt an den Mund hielt.

Geiger nahm es Schork ziemlich heftig aus der Hand. Das starke Aroma des Champagners, den er dabei verschüttete und der über seine Finger floß, löste ein jähes Gefühl des Ekels in ihm aus. Er war des wüsten Treibens überdrüssig, und vorwurfsvoll blickte er auf Croning, der eben eine neue Flasche bestellte.

Der Mediziner war mit einem Male wie ausgewechselt. Jede Spur von der Zurückhaltung, die bei ihm sonst so stark ausgeprägt war und nicht selten beinahe abstoßender Kälte gleichkam, war von ihm gewichen. Seine Augen glitzerten vergnügt und übermütig hinter den Zwickergläsern, und den martialischen Schnurrbart hatte er krampfhaft in die Höhe gezogen; das ganze Gesicht spiegelte kecke Unternehmungslust wider.

Jetzt wußte Geiger, daß Croning wieder einmal, wie so oft schon, wenn er diese Symptome an ihm beobachtet hatte, dem „Durchgehen" nahe war. Er lehnte sich resigniert in die Ecke zurück. Denn jeder Versuch, Croning zu beruhigen, war ja doch vergebens. Aber was jetzt kam, das übertraf doch all die tollen Scenen, die der entfesselte Croning je verursachte und deren meist unfreiwilliger Zeuge Geiger war.

„Kinder!" rief Croning plötzlich und richtete sich mit einem mächtigen Ruck empor. „Kinder! Ich hab' eine famose Idee!"

„Eine Idee! 'raus damit! Was giebt's!" brüllte und gröhlte der Chorus durcheinander.

„Kinder! Wir fahren — wir fahren heute früh nach Berlin!"

Ein schallendes Gelächter folgte diesen Worten. Selbst Zippelmann war wieder lebendig geworden und fragte mit lallender Stimme:

„Doktor — Sie sind — wohl a bißl —" Er deutete auf die Stirn.

Schork, der auch schon den Geistern des Weins seinen Tribut zahlte, starrte mit seinen wässerigen, kleinen Augen Croning wie ein Fabeltier an.

Croning ließ sich nicht irre machen.

„Ich sage euch, wir fahren nach Berlin. Um sechs Uhr fünfzig geht der Zug. Jetzt ist's drei Uhr. Wer fährt mit? Ich zahl' euch die Fahrt und meinetwegen auch noch was mehr!"

„Berlin! Berlin!“ tönte es durcheinander. Es war interessant, zu sehen, wie verschieden das Wort auf den einzelnen wirkte. Palanka, der schon in Berlin gewesen war — er hatte dort an fünf oder sechs Theatern Probe gesprochen, aber nirgends ein Engagement erzielt —, Palanka höhnte und räsonnierte.

„Das öde Nest! Nicht zehn Pferde bringen mich mehr hin! Da steckt die Kunst noch in den Windeln. Nicht ein einziges großes Talent haben sie dort — die müssen erst mal was lernen, von uns, von uns herunten im Süden — Berlin —! Unter zwanzigtausend Mark Gage kriegen die mich nicht!“

Er reckte sich und schüttelte seine Löwenmähne und räusperte sich mit tragischem Pathos. Zippelmann war ganz außer sich. Er verdrehte die Augen wie ein hysterisches Frauenzimmer und schnappte nach Luft wie ein Fisch, den man aufs Trockene geworfen.

„Berlin! Berlin! Das — das — zu sehen — einmal zu sehen — Doktor! Wenn ich dort unterkomme — dann bin ich gerettet. Da ist doch noch Boden für die Kunst, frische Luft für einen jungen Künstler! Da rührt sich was! — Doktor! Ich gehe mit! Und wenn ich engagiert werde, wenn ich gefalle, wenn ich Geld habe — Geld —, dann zahle ich Ihnen alles zurück, was ich Ihnen schulde!“

Zippelmann drückte Croning schluchzend beide Hände. Für ihn war Berlin gleichbedeutend mit Ruhm, Erfolg, Größe.

Schork hatte, wie er sah, daß Cronings Vorschlag ernst gemeint war, ohne jedes Bedenken zugestimmt. Der Doktor versprach ja, alles zu zahlen. Man konnte also mal ein paar Tage in Berlin umsonst leben. In Berlin! Das war für Schork der Inbegriff eines fidelen Lebens. Alle Reize, alle Genüsse,

alle die kleinen und großen Schlüpfrigkeiten einer Millionenstadt genießen, durchkosten, mitmachen können — wieder einmal schwelgen dürfen in dem Tohuwabohu weltstädtischen Leichtsinns, Ueberflusses — das hatte er sich schon lange gewünscht.

Er erschöpfte sich in Dankesworten gegen Croning. Der Doktor war in seinen Augen ein grandioser Mensch, ein Genie. Im stillen aber überlegte er schon, wieviel Geld Croning dem einzelnen zur Verfügung stellen werde. Er gab auch diesen Gedanken in vorsichtiger, den Kern seiner Absichten umhüllender Weise Ausdruck.

„Das wird sich schon finden!“ sagte Croning. „Du gehst natürlich auch mit, Geiger?“

Geiger schüttelte den Kopf. Er glaubte an die ganze Geschichte nicht recht. Er wußte genau, daß Croning, wenn er erst wieder ganz nüchtern war, selbst über seinen tollen Vorschlag lachen würde.

„Na, dann fahren wir drei allein!“ rief Croning. „Um sechs Uhr treffen wir uns auf dem Zentralbahnhof! Verstanden. Jetzt wollen wir zahlen. Jeder geht schleunigst heim und richtet sich zusammen. Viel braucht ihr nicht mitzunehmen. Was fehlt, könnt ihr in Berlin nachholen! Zahlen, zahlen!“

Geiger begann die Sache doch unangenehm zu werden. Croning schien wirklich Ernst zu machen. In diesem Zustand! Und die andern waren ebenfalls rückhaltlos mit bei dem tollen Unternehmen. Seine Blicke schweiften über die Gesellschaft hin. Keiner — das sah er nur zu genau — konnte sich auch nur im geringsten Rechenschaft geben von dem, was er redete. Palanka war eingeschlafen, Zippelmann hatte sich erhoben und war schwankenden Schrittes unter einen Gasleuchter getreten, wo er seinen ziemlich schäbigen Schlapphut einer peinlichen Prüfung und Reinigung unterzog. Schork schwatzte allen möglichen Unsinn in

Croning hinein, der mit Mühe die Abrechnung nachzählte, die ihm die Kellnerin vorgelegt hatte.

Geiger sah ein, daß mit diesen Menschen nichts mehr anzufangen war. Er wendete sich daher noch einmal an Croning und versuchte, ihm mit ernsten Worten das Unsinnige seines Vorschlags klar zu machen. Umsonst. Croning hatte alle Fähigkeit, ruhig zu überlegen, verloren.

„Ich muß nach Berlin! Ich muß, Mensch! Das verstehst du nicht!“ rief er mit weinseligem Pathos.

„Aber was thust du denn dort?“ drängte Geiger unwirsch.

Croning breitete die Arme aus, als wollte er jemand an sich ziehen.

„Ich muß sie wieder sehen! Sie, Melanie! Das wunderbare Weib mit den meertiefen Augen, mit dem rotblonden Haar — Ah, Menschenskind! Solche Weiber habt ihr in eurem München nicht! So was verdient ihr gar nicht, ihr Spießbürger! Was versteht ihr von Liebe!“

Er war ganz sentimental geworden. Geiger mußte unwillkürlich lachen.

„Ja, du! Du kannst lachen! Du hast ein Weib gefunden —“ deklamierte Croning weiter. „Aber ich — ich hab' es verloren —“

„Du bist im Begriff, eine große Dummheit zu machen!“ sagte Geiger ärgerlich. „Du weißt nicht mehr, was du thust! Geh heim — leg dich schlafen!“

Croning erhob sich mit einem heftigen Ruck.

„Was glaubst du! Ich sei betrunken?“ rief er gereizt. „Vorwärts, Kinder! Es ist höchste Zeit! Wir fahren nach Berlin!“

Taumelnd, lallend, gröhlend zog die Gesellschaft aus dem Ratskeller. Geiger folgte langsam. Draußen auf der verschneiten Straße nahm er von Croning Abschied.

„Willſt du wirklich fahren?“

„Ich muß, ich muß!“ rief Croning in Ekſtaſe und ſchwenkte ſeinen Stock.

Geiger zuckte mit den Achſeln und verabſchiedete ſich kurz von den andern.

Er ging langſam, mit geſenktem Kopf durch die Dienerſtraße hinauf zum Max Joſephs-Platz. Eine Weile noch hörte er Cronings Stimme. Der Doktor ſang ſein Lieblingslied:

„Stell auf den Tiſch die duftenden Reſeden . . .“

Elftes Kapitel.

Es war zehn Uhr, als Geiger durch ein kräftiges Klopfen an seiner Zimmerthür aufgeweckt wurde. „Der Briefbote is da!“ hörte er das Dienstmädchen seiner Hauswirtin rufen.

Geiger schlüpfte schnell in die Beinkleider und öffnete. Der Briefträger brachte einen eingeschriebenen, dicken Brief. Er enthielt das Manuskript eines einaktigen Dramas, das Geiger vor einigen Monaten einer Berliner Theaterdirektion eingesandt hatte und das jetzt mit einem konventionell höflichen aber nichtssagenden Begleitschreiben wieder zurückkam.

Zu jeder andern Zeit würde Geiger über diesen neuen Mißerfolg sich die trübsten Gedanken gemacht haben. Gerade auf dieses Stück hatte er große Hoffnungen gesetzt. Er hatte es, als es vollendet war, Croning und Zippelmann vorgelesen, und wenn er auch auf das enthusiastische Urteil des letzteren nicht viel gab, so glaubte er doch, was Rechtes geschaffen zu haben, da Croning, der viel gesehen und gelesen hatte, und dessen gerade und offene Kritik Geiger sehr schätzte, ihm selbst geraten hatte, das Stück einzureichen.

Aber Geiger war heute absolut nicht in der Stimmung, sich lange mit dem Refüs zu beschäftigen. Er

ärgerte sich nicht einmal darüber. Er überflog nachlässig den Brief und warf dann das Paket in die hinterste Ecke seines Schreibtisches. Ein dumpfer Druck lastete auf seinem Hirn. Die Augen schmerzten ihn, und wie er zufällig in den Spiegel sah, schaute ihm ein blasses, übernächtiges Gesicht daraus entgegen. Geiger mußte unwillkürlich über sich selbst lachen. Er sah jämmerlich aus. Wenn die schöne Frau jetzt seine Katermiene sehen würde . . .!

Die schöne Frau! Er starrte vor sich hin und dachte krampfhaft nach. Er war doch nicht direkt nach Hause gegangen heute nacht. Irgend etwas hatte er noch unternommen. Aber was nur? Sein Blick fiel auf die Stiefel, die, ganz gegen seinen so stark ausgeprägten Ordnungssinn, der eine da, der andre dort, lagen und noch ganz feucht waren. Jeder schwamm in einer kleinen Pfütze abgetauten Schnees. Allmählich dämmerte es in ihm. Richtig! Er war noch hinunter in die Königinstraße getrabt und hatte vor den Fenstern der schönen Frau eine Morgenpromenade gemacht. Früh um vier Uhr! Von da an war eine große Lücke in seinem Gedächtnis. Wie lange er da unten auf und ab gegangen, wann und wie er heimgekommen, das war vollkommen dunkel.

„Ein netter Zustand!“ murmelte Geiger und biß die Zähne aufeinander; seine Schläfen hämmerten zum Zerspringen und ein wüster Kopfschmerz lähmte jede weitere Gedankenarbeit.

Mechanisch machte Geiger Toilette. Da, als er auf dem Schreibtisch seine Manschettenknöpfe suchte, fiel sein Blick auf einen Brief, der noch uneröffnet dalag. Er war schon am Abend zuvor gekommen, und das Dienstmädchen hatte ihn, wie gewöhnlich, auf den Schreibtisch gelegt.

Geiger kannte die Schrift. Das waren die eckigen, unbeholfenen Züge von Schwabls Feder, eines Musikers,

in dessen Familie einst Geiger eingeführt worden war. Er wollte den Brief uneröffnet liegen lassen. Schließlich aber raffte er sich doch auf. Das Couvert enthielt eine Einladung in der überschwenglichen Form, wie sie der Musiker liebte.

„Lieber Freund!

Mama und ich erwarten Dich heute abend bestimmt. Du findest interessante, entzückende Gesellschaft bei uns. Darunter ein paar Weiber von hinreißendem Zauber der Persönlichkeit. Ich spiele Dir meine neueste Komposition vor. Etwas Epochemachendes. Unsre Hofopernsängerin Bauernfeldt singt ein paar Romanzen von mir. Also sicher kommen.

Dein Freund Thomas."

Geiger steckte die Karte ein. Sie machte heute nicht den geringsten Eindruck auf ihn. Schwabls neueste Komposition und seine Romanzen — Geiger bekam noch stärkere Kopfschmerzen, wenn er daran dachte. Und die paar Weiber mit ihrem hinreißenden Zauber — Geiger kannte das. Bei Schwabl war jedes Frauenzimmer ein vollendetes Ideal, wenn es der Eitelkeit des Musikers zu schmeicheln verstand.

Geiger hatte nicht das geringste Bedürfnis nach einem musikalischen Abend mit Thee und dem obligaten Götzendienste hysterischer Frauen. Seine Sehnsucht trachtete in diesem Augenblicke nach einem kräftigen Frühstück und einem frischen Glas Bier, der besten Arznei für einen gründlich verkaterten Magen. Schon der Gedanke daran versetzte ihn in eine bessere Stimmung.

Er vollendete also so rasch wie möglich seine Toilette und eilte dann zum „Franziskaner", dem bekannten Frühstückslokal, das der Fremde mit demselben Interesse und derselben Gewissenhaftigkeit

beſichtigt, wie das Hofbräuhaus, die Pinakotheken oder die Schack-Galerie.

Als Geiger dort eintrat, bot ſich ihm das oft geſehene Bild. Das altertümliche Lokal, an dem man im Lauf der Zeit nur gerade ſo viel geändert und verbeſſert hatte, als unbedingt notwendig war, war dicht beſetzt. Alle Schichten der Geſellſchaft frequentierten das durch eine Thüröffnung in zwei Teile getrennte lange Lokal. Vorn kampieren die Münchner Fiaker, Dienſtleute, die kleinen Geſchäftsleute und Bürger, hinten ſitzt alles übrige durcheinander: Kaufmann, Künſtler, Muſiker, Schauſpieler, Beamter, penſioniert und aktiv, Offiziere, vom Leutnant bis hinauf zum General, Corpsſtudent und die übrige akademiſche Jugend; auch das weibliche Element wagt ſich da herein, ohne Begleitung, und behauptet mit mehr oder minder Grazie ſein Recht neben dem ſtarken Geſchlecht, das ihm je nach ſeinem Aeußeren oder ſeinem Benehmen größere oder geringere Aufmerkſamkeit ſchenkt. Geiger war an die Umgebung, die mehr als alles andre charakteriſtiſch iſt für das Leben in München, ſchon zu ſehr gewöhnt, als daß er ihr ein beſonderes Augenmerk geſchenkt haben würde. Er ſuchte ſich in der Nähe des großen, weißen Kachelofens, der das mit ſchönen und abnormen Jagdtrophäen geſchmückte Lokal erwärmt, einen Platz, was ihm trotz des übermäßig ſtarken Beſuchs bald gelang.

Geiger war froh, keinen Bekannten anzutreffen. Sonſt verſammelte ſich immer um die Frühſtücksſtunde ein ganzer Tiſch junger Leute im „Franziskaner“, meiſt engagementsloſe Schauſpieler und Sänger, die der Billigkeit wegen das Frühſtück gewöhnlich über den Mittag hinaus verlängerten, dabei ein oder zwei Paar Würſte mehr aßen und ſo um das für ihre geringen Mittel oft unerſchwingliche Mittageſſen herumkamen.

Emanuel wollte eben nach der Kellnerin Umschau halten, als eine ihm bekannte weibliche Stimme hinter seinem Rücken ihn anrief.

„Jessas, guat'n Morgen, Herr Doktor — dös is schön, daß S' zu mir kommen!"

Geiger wandte sich um.

„Ah! die blonde Marie!" rief er erstaunt aus.

„Gelt'n S', da schaun S'!" lachte das Mädchen.

„Ja, sind Sie jetzt hier in Stellung?"

Die Marie nickte.

„Wissen S', da trägt 's G'schäft a bißl mehr. Man kann's brauchen. Was wünschen S' denn?"

Geiger bestellte die üblichen Schweinswürstln mit Kraut. Er wollte noch weitere Fragen an die Kellnerin richten, aber von allen Seiten tönte ein ungeduldiges „Pst! Pst!", dem die blonde Marie gehorchen mußte.

Geiger verfolgte sie mit den Augen, wie sie von Tisch zu Tisch eilte, da eine Bestellung entgegennahm, dort Geld wechselte, hier die leeren Teller abräumte, dort auf die Anrede eines Gastes mit ein paar freundlichen Worten antwortete.

Es war ein Prachtmädel. Ungemein fleißig und flink und immer fidel. Das waren Eigenschaften, die eine Franziskanerkellnerin allerdings in hohem Grade besitzen mußte, wollte sie ihren Posten ganz ausfüllen. Denn der Dienst war über alle Maßen strenge und aufreibend. Es war keine Kleinigkeit, diese Menschenmasse, die immer ein und aus flutete, zu bedienen, jeden Wunsch zu erfüllen, keinen zu übersehen oder warten zu lassen. Denn wenn die Leute auch Zeit fanden, zum Frühstück zu gehen, so thaten sie doch alle, wenn sie einmal saßen, so ungeduldig wie hungrige Löwen in einer Menagerie.

Marie brachte Geiger das Frühstück. Einen Augenblick blieb sie bei ihm stehen, wischte sich mit ihrem

Taschentuch über die heiße, gerötete Stirn und atmete tief auf.

„Nun sagen S' mir nur, Marie, warum Sie gerade diese anstrengende Stelle angenommen haben — das können Sie ja doch nicht lang aushalten!"

Er sah an ihrer Gestalt herab, die allerdings sehr zart und schwächlich war. Es schien ihm, als träte der müde Ausdruck in ihrem Gesicht, den er schon im Café beobachtet hatte, noch schärfer hervor. Marie lachte gezwungen. Sie hatte sich schon wieder einem andern Tisch zugewendet.

„Mein Gott! I' thu's gern — andre wär'n froh drum, wenn s' die Stell' kriegt hätten," rief sie im Weggehen. Aber es kam ihr nicht von Herzen, was sie sagte. Es klang gepreßt, Geiger wenigstens glaubte es aus ihrer Antwort herauszuhören.

Er gönnte der blonden Marie die gute Stellung. Es war eine der besten in München. Im Franziskaner konnte ein Mädchen schon was Ordentliches sich ersparen, weil der Tagesverdienst — die Summe der Trinkgelder für eine einzige Kellnerin ließ sich immer auf zwölf bis fünfzehn Mark taxieren — recht ergiebig war. Allein Geiger wußte sich den so plötzlich in der stillen blonden Marie erwachten Erwerbssinn nicht zu erklären. Die bei den meisten Münchner Kellnerinnen so stark ausgeprägte Putzsucht, die oft für ein einziges schwarzseidenes Kleid den ganzen Monatsverdienst opferte, konnte es doch nicht sein. Geiger war der Marie mehr als einmal auf der Straße begegnet, wenn sie ihren Ausgangsnachmittag hatte; sie war stets nett und sauber, mit einem gewissen Chic gekleidet, aber stets war ihre Toilette einfach und bescheiden. Sie vermied jeden Luxus, sie frisierte sich selber, während ihre Kolleginnen im Café täglich ihre Haare beim Friseur in den phantastischsten Formen aufstecken ließen. Sie naschte nicht, sie war nicht verwöhnt in der Kost, sie begnügte

sich mit dem Essen, das sie vom Wirt beanspruchen konnte, während ihre Kolleginnen meist darauf verzichteten und sich aus der Speisenkarte etwas auswählten, was sie wie jeder Gast bezahlen mußten. Während sich Geiger derart mit der blonden Marie beschäftigte, erinnerte er sich Schorks Behauptung, die blonde Marie wolle heiraten. Sollte sie wirklich einen Schatz haben? Und sollte sie um seinetwillen eine einträglichere Stellung gesucht haben? Es kam ja zuweilen vor, daß so ein Mädchen den größten Teil seines Verdienstes einem gewissenlosen Menschen in die Tasche steckte, der es dann verjubelte . . .

Geiger sah zufällig zum nächsten Tisch hinüber an dem Marie stand und eifrig in einen Gast hineinredete, der eben sich dort niedergelassen hatte. Er schien mit dem Mädchen sehr bekannt zu sein, denn er hatte seinen Arm um ihre Hüfte geschlungen. Sie ließ es sich ruhig gefallen, während sie Croning, der sich einmal diese Vertraulichkeit erlaubt hatte, ziemlich derb zurechtgewiesen hatte.

Geiger besann sich. Er hatte den Mann schon irgendwo gesehen. Richtig! Im Café Luitpold. Dort war er eines Tages aufgetaucht und dann öfter wiedergekommen. Er saß immer am letzten Tische von Maries Service. Das Mädchen hatte sich stets länger mit ihm eingelassen, als sie es bei ihren andern Gästen zu thun pflegte. Damals hatte Geiger nicht darauf geachtet. Er war auch immer in Gesellschaft im Café, und so war es leicht möglich, daß ihm dies und jenes entgangen war. Jetzt aber erinnerte er sich plötzlich des mächtigen Rosenbouquets, das Marie am letzten Tage, an dem er im Café gewesen, trug. Sie hatte stets jedes Sträußchen, das man für sie bei der im Café hausierenden Blumenfrau kaufen wollte, abgelehnt. „Kaufen S' Ihnen lieber noch ein Glas Bier auf mein Wohl," sagte sie immer lachend, wenn man sie

fragte, ob sie Blumen wolle. Und sie hatte jenes teure Bouquet doch angenommen. Es war offenbar von dem Manne, der Geiger jetzt gegenüber saß. Und dieser Mann war —

Geiger kämpfte unwillkürlich gegen den Gedanken an. Der Mann hatte etwas an sich, das Geiger nicht sympathisch war. Er war offenbar ein Student. Darauf deutete ein mächtiger Durchzieher in seinem Gesicht. Aber ein Student in ziemlich hohen Semestern. Die Kleidung, die er trug, war jedenfalls einmal sehr elegant gewesen. Doch wies sie deutliche Spuren von starken Strapazen auf. An den Ellbogen des Rockes konnte man einen fettigen Schimmer wahrnehmen. Der Mann trug einen Couleurring an der rechten Hand, den er, wie Geiger bemerkte, mehrmals drehte, damit man die Farben sehen konnte. Das Gesicht war hübsch und regelmäßig, nur störte die fahle Farbe und eine scharfe Falte von der Nase zum Munde; der Mann hatte offenbar sein Studentenleben ordentlich genossen. Am meisten beeinträchtigten den Eindruck, den man von ihm gewann, die unsteten, kleinen, schwarzen Augen, die seinem Gesichte etwas Lauerndes, fast Heimtückisches verliehen.

Sollte dieser Mensch, der ganz das Gepräge einer abgehausten, gescheiterten Existenz an sich trug, die Gunst der Kellnerin erschlichen haben? Des klugen Frauenzimmers, das sich so oft in der abfälligsten Weise über die Männer geäußert hatte?

Geiger konnte ein Gefühl der Unruhe nicht unterdrücken. Das Mädchen war ihm durchaus sympathisch, er hatte immer Mitleid für die Arme empfunden, die in verhältnismäßig jungen Jahren schon so trübe, bittere Erfahrungen gemacht hatte. Jedenfalls wollte er sich vergewissern, in welchem Verhältnis der Mann vor ihm zu dem Mädchen stand. Er rief Marie, als sie wieder in seine Nähe kam, zu sich, um zu zahlen.

„Gehn S' schon wieder?“ sagte sie und rechnete seine Zeche zusammen.

„Sagen Sie mal, Marie, wer ist denn der Herr da drüben, mit dem Sie —“

Sie war seinen Blicken gefolgt, und als sie in die stechenden, blinkenden Augen des Mannes sah, die wie fragend auf sie gerichtet waren, errötete sie tief bis in den Hals hinein und wendete sich ab.

„Wer wird denn gar so neugierig sein?“ murmelte sie verlegen.

„Kellnerin, zahl'n!“ rief ein Herr am nächsten Tisch. Marie eilte mit flüchtigem Gruß hinüber. Sie war offenbar froh, Geiger los zu sein.

Er stand auf und verließ das Lokal. Es war ihm, als verfolgte ihn der Mann, der — Geiger zweifelte nicht mehr — Mariens Geliebter war, mit seinen flackernden, unsteten Augen . . .

Zwölftes Kapitel.

Nach einem Spaziergang, den Geiger vom Franziskaner weg durch die Stadt unternommen hatte, um des der letzten Nacht entstammenden Unbehagens vollends Herr zu werden, suchte er die Wohnung Cronings auf, den er sicher zu Hause vermutete. Auf sein Läuten öffnete ihm die Hauswirtin seines Freundes, eine altehrwürdige, herzensgute Frau, die das bißchen, was sie zum Leben brauchte, dadurch zusammenscharrte, daß sie selbst sich mit einem elenden, fensterlosen Kämmerchen, in dem ihr Bett stand, und der Küche als Wohnung begnügte, während sie die vorn auf die Straße herausgehenden drei hübschen, großen Zimmer an junge Leute vermietete. Und da in nächster Nähe der Wohnung die Anatomie und das pathologische Institut der Universität sich befanden, so waren es stets Mediziner, die Frau Müller in ihren reinlichen und recht gemütlichen Zimmern beherbergte. Sie war in dem von Studenten ziemlich stark besetzten Viertel gut bekannt. Ihr Name hatte einen Klang unter der Studentenschaft, und ihre „Buden" waren sehr begehrt. Aber sie nahm nicht einen jeden Studiosus unter ihre Fittiche, der bei ihr

gerne sein Quartier hätte aufschlagen mögen. Erstens wollte sie ganz junge Doktoren haben, und zweitens — eigentlich war das die Hauptsache — keinen, der nicht sauber war. Natürlich bezog sich das nicht auf das Aeußere des Musensohnes. Einer, der nicht ganz propre und wohlhabend aussah, hatte bei Frau Müller überhaupt kein Glück. Sauber bedeutete bei ihr so viel wie moralisch.

„I hab' koane Zimmer mit eigene Eingäng'," war ihre stereotype Redensart, wenn Studenten, die sich bei ihr einmieten wollten, fragten, ob die Bude auch ungeniert sei. In Studentenkreisen, besonders unter den älteren Semestern, war dieses Prinzip der Frau Müller ganz genau bekannt, es war dort das „Keuschheitsprinzip der Frau Müller" getauft worden. Hie und da machte man sich den Scherz und hetzte einen ahnungslosen Kommilitonen, meist junge Füchse, auf die Frau Müller, indem man ihnen den Mund wässerig machte und ihnen vorschwätzte, sie fänden bei Frau Müller das Ideal einer ungenierten, sturmfreien Bude. Den jugendlichen Musensöhnen, die auf den Leim krabbelten, erging es dann gewöhnlich schlecht, wenn sie mit ihrer Frage über die unmoralische Qualität der Bude herausrückten.

„Ja, was glaub'n S' denn?" donnerte Frau Müller in ihrer urwüchsigen Entrüstung den erschrockenen Musenjüngling an. „A ungeniert's Zimmer möchten S'? Bei mir? Sie, da san S' g'stimmt! Ueberhaupts, schamen S' Eahna! A so a jungs Bürscherl —! Sie, wann dös Eahnerne Eltern wissen that'n! Da kunnt'n S' Eahna gratulieren!" Und in dieser herzerfrischenden Tonart ging's noch eine Weile weiter. Wenn's nicht ein schon ganz verdorbener Junge war, schlich der Studiosus meist wie ein begossener Pudel davon.

Von dieser göttlichen Grobheit aber waren im

allgemeinen die Mieter, die vor den Augen der Frau Müller Gnade fanden, verschont. Sie gestattete sich zwar zuweilen auch ihnen gegenüber ein kräftiges Wort, so, wenn der Zimmerherr nicht gehörig auf die Erneuerung seiner Wäsche sah, wenn er länger, als anging, mit krummgetretenen Absätzen an den Stiefeln sein wohlanständiges Aeußere „verschandelte", oder wenn er, nach der Meinung der guten Frau, zu viel trank, was übrigens ja wohl auch beim solidesten Studenten zuweilen vorkommt. Andrerseits betrachtete Frau Müller es als ihre Lebensaufgabe, an ihren Zimmerherren gewissermaßen Mutterstelle zu vertreten. Sie ließ sich ihre Zimmer gut bezahlen, aber dafür waren auch ihre Mieter aufs beste bei ihr aufgehoben. Sie betrachtete den Studenten nicht, wie das so oft vorkommt, als einen Menschen, den man ausbeuten kann, dem man alles doppelt aufrechnen darf. Sie half vielmehr ihren Mietern sparen in kleinen wie in großen Dingen, und ein so straffes persönliches Regiment sie auch sonst führte, so wenig Aufhebens machte sie von vielen kleinen freiwilligen Dienstleistungen, die sie sich ruhig hätte bezahlen lassen können.

Es war eine Hausfrau durch und durch, und wer noch bei ihr in Miete gewohnt hatte, rühmte die mütterliche Fürsorge, die ihn den Aufenthalt unter fremden Menschen, in fremdem Hause beinahe vergessen ließ.

„Ja, was is denn mit 'n Herrn Doktor?!" rief Frau Müller, als Geiger in den Hausgang getreten war und gehört hatte, daß Croning wirklich nach Berlin abgedampft sei.

„I bin grad' aufg'standen g'wesen und hab' die Stiefel von meine Herr'n z' putzen ang'fangen, da kommt der Herr Doktor mit an Mordsschieber heim, geht zu mir in d' Kuchl, — daß er mir net vor

lauter Fidelsein um 'n Hals g'fall'n is, war eins! — und sagt, daß er nach Berlin fahr'n thät. I sollt' ihm g'schwind sein kloans Handkofferl packen, in einer Viertelstund' müßt' i fertig sein. No — was geht's mi an — i hab' nit lang g'fragt und hab' ins Kofferl 'neinpackt, was i mir denkt hab', daß er braucht. Er hat sich schleuni umzogen, und nachert is er auf und davon. Wie er d' Stieg'n 'nuntergangen is, hat er g'sungen, nix als g'sungen! Wenn die Leut' in die andern Stockwerk net auf-g'wacht san, nachert is mir scho recht!"

Geiger biß sich auf die Lippen. Er ärgerte sich über Croning. Nicht deshalb, weil er in seiner weinseligen Stimmung diese tolle Reise unternahm, sondern weil er zwei Leute animiert hatte, sie mitzumachen, die — er hatte es oft selbst gesagt — ihm nur am Biertisch gerade noch recht waren. Was würde er mit ihnen in Berlin anfangen. In der Stadt, in der er so bekannt war? Wie würde er sich ausnehmen inmitten dieser beiden nichts weniger als großstädtischen Gestalten. Er, der elegante Lebemann, neben dem scheuen, fast noch kindischen Schauspieler in seinem fadenscheinigen Künstlerwams, er, der Mann mit den junkerlichen Manieren, neben dem versumpften, linkischen und gesellschaftlich völlig unzulänglichen Schork! Eine nette Gesellschaft! Geiger hatte die Augenbrauen zusammengezogen und starrte finster vor sich hin.

Den scharfen Augen der Frau Müller entging die Verstimmung nicht, die sich auf Geigers Zügen ausprägte.

„Gelten S', der Herr Doktor is wieder amal ganz ausanand'! Es wär' so ein netter, feiner Herr — wenn er nur nicht gar so viel trinken thät'! Was thut er denn auf amal in Berlin? Is wer von seine Leut' krank worden?"

Geiger ſuchte die Sache ſo harmlos wie möglich hinzuſtellen. Er ſchämte ſich eigentlich für und mit Croning dieſer kerngeſunden, anſpruchsloſen Bürgersfrau gegenüber. Was für ein Lotterleben führten ſie, führte die ganze Kumpanei vom Stammtiſch in der Kapelle des Hofbräuhauſes und im Ratskeller! Frau Müller erzählte ihm noch, daß Croning drei ſeiner Hüte mitgenommen habe.

„Drei Hüt'! Denken S' Ihnen nur! Was thut er denn mit drei Hüt'?!“ rief ſie ganz faſſungslos aus.

Geiger mußte unwillkürlich lachen, ſo wenig er auch dazu in der Stimmung war. Aber die Geſchichte fing an, komiſch zu werden. Croning nahm drei Hüte mit, um ſich und ſeine beiden Reiſegenoſſen mit einer großſtädtiſchen, Berlin würdigen Kopfbedeckung zu ſchmücken! Das mußte ja ein Anblick für Götter ſein: Zippelmann mit ſeinen Künſtlerlocken und Schork mit ſeinem dicken Schädel, beide bedeckt mit den hochmodernen Hüten Cronings auf der Promenade Unter den Linden!

Mit einem freundlichen Gruß verabſchiedete ſich Geiger von Frau Müller. Im Weggehen ſagte er ihr noch, ſie ſolle ſich nur tröſten, Croning werde bald wiederkommen. Es könne ja einmal vorkommen, daß man, wie Croning, ſo plötzlich eine große Reiſe antreten müſſe.

„Ja, ſchon!“ entgegnete Frau Müller kopfſchüttelnd. „Aber wiſſen S', wenn mir der Herr Doktor net ſo gar ſehr ans Herz g'wachſen wär', wenn er net ſo ein ganz feiner, netter Menſch wär', — i muß 's ſchon ſagen — bei einem andern g'fallet mir die G'ſchicht gar net. G'wiß net! So muaß man halt ein Aug' zudrücken! Wann i nur wüßt', was der Herr Doktor mit die drei Hüt' macht —! Dös geht mir gar net ein!“

Geiger hätte es der guten alten Frau schon sagen können, was sein Freund mit diesen drei Hüten machte. Aber er zog es vor, sich auszuschweigen. Frau Müller würde so was noch viel weniger begriffen haben. Denn es war wahrhaftig eine große Dummheit, die Croning sich da wieder einmal geleistet hatte.

Dreizehntes Kapitel.

Der Schnellzug, in dem sich Croning mit seinen beiden Gästen befand, näherte sich Berlin.

Croning hatte Billette zweiter Klasse genommen, was Zippelmann, als ihm der Mediziner seine Fahrkarte auf dem Bahnhofe in München aushändigte, ganz aus dem Häuschen gebracht hatte. Er zweiter Klasse nach Berlin fahren! Wenn man ihm allein einen ganzen Sonderzug zur Verfügung gestellt haben würde, er wäre nicht stolzer darauf gewesen wie auf diese grüne Fahrkarte zweiter Klasse.

Sie hatten ein Coupé bekommen, in dem sie auf der ganzen Fahrt allein kampierten. Anfangs, da noch die Geister des Weins in ihren Köpfen spukten, ging's in dem Coupé toll her. Das ganze Kommersbuch wurde durchgesungen, Schork erzählte alle möglichen Zoten, Zippelmann schwärmte von den glänzenden Gagen, die man ihm in Berlin anbieten würde, wenn man ihn dort nur erst einmal habe auftreten lassen, und Croning redete sich krampfhaft immer mehr und mehr in eine sentimentale Stimmung hinein, sprach von den schönen Berliner Weibern und von der schönsten, der herrlichsten von allen, die

er treulos verlassen habe und in deren Arme er jetzt zurückkehre wie weiland Tannhäuser zu Frau Venus in den Hörselberg. Und Zippelmann citierte mit feurigem Pathos alle Stellen der Klassiker, in denen von Liebe geredet wird, und selbst Schork, der ewig Lächelnde und immer Cynische, nahm sich einen Anlauf und beichtete einige seiner Liebesgeheimnisse, die aber alle einen Stich ins Derb-sinnlich-materialistische hatten.

Lange hielt aber der wüste Taumel bei den dreien in dem mit Windeseile dahinrasenden Zuge nicht an. Der erste, der verstummte, war Croning, der sich fröstelnd in seinem Ueberzieher vergraben hatte und noch vor Regensburg in tiefen Schlaf verfiel, aus dem ihn weder das Rasseln und Poltern der Wagen, noch das zeitweilige gellende Lachen und Schreien seiner beiden Gefährten weckte.

Zippelmann, der bisher bei Schork absolut keine Berührungspunkte hatte finden können, die ihn enger mit dem seichten Juristen verknüpft hätten, befreundete sich mit ihm im Laufe der Fahrt immer mehr. Er und Schork machten zusammen die tollsten Sachen. Sie balgten sich gegenseitig, verulkten die Beamten auf den kleinen Stationen, durch die der Zug hindurchsauste, und stürmten auf den Haltestationen die Büffetts. Wo nur irgend Bier zu haben war, schleppten sie drei, vier Glas mit ins Coupé, in dem sie dann bis zur nächsten Haltestation eine regelrechte Kneiperei veranstalteten.

Schließlich ging's nicht mehr. Zippelmann saß schon längst auf dem Trockenen, und Schork setzte die letzte Mark, die er noch besaß, an der bayrischen Grenzstation in zwei Cognacs um, die dem Abschied von Bayern geweiht wurden.

Langsam schritt der Tag vor. Ein grauer, trüber, kalter Wintertag. Die lange Fahrt, das eintönige

Gerassel des Zuges, die trockene, stickige Wärme im Coupé legte sich lähmend auf die allmählich erschöpfte Widerstandsfähigkeit der beiden Leute, die sich mit schweren Köpfen schließlich wortlos gegenüber saßen.

Zippelmann fielen zuerst die Augen zu, und es dauerte nicht lange, so verkündete auch Schork durch laute, kräftige Schnarchtöne, daß er der Natur ihr Recht habe angedeihen lassen.

Weiter und weiter donnerte der Zug. Station um Station ließ er hinter sich, flacher, immer flacher wurde die Gegend, die er auf dem klirrenden Schienenstrang durchflog. Weithin dehnte sich die eintönige Ebene, aus der die langen Arme da und dort vorüberhuschender Windmühlen gespenstisch auftauchten.

Es ging in den Nachmittag hinein. Ein fahler, farbloser Ton lagerte sich über die winterliche Landschaft. Der aufdämmernde Abend warf seine tiefen Schatten durch das trübe, schwitzende Fenster in das Coupé herein.

Näher und näher kam Berlin. Schon tauchten die ersten Orte auf, die mit ihren zahlreichen Schornsteinen und hohen Essen an die Nähe der gewaltigen industriellen Monopole gemahnten.

Und weiter und weiter fauchte der Zug, eine rasselnde Eisenschlange, von dem Riesenmagnet „Millionenstadt“ angezogen.

Croning war erwacht. Ein Blick durch das Fenster genügte, ihn erkennen zu lassen, daß die Fahrt sich ihrem Ende näherte. Das war die Gegend, welche er — wie oft schon! — durchfahren hatte. Als ob die warme, mächtige Lebensenergie, die die nahe Riesenstadt ausatmete, in schmeichelnden Wellen durch alle Ritzen des Coupés hereinflute und sich in seine Adern ergösse, so frisch und genußfreudig ward er immer, sobald er in diese Gegend kam. Eine fiebernde, heiße Unruhe kam immer über ihn, eine

glühende Begierde, die rasende Bewegung des schnaubenden Dampfrosses zu beschleunigen, um endlich an das ersehnte Ziel zu kommen, endlich hineintauchen zu können in das millionenköpfige Menschenmeer, in dem, wie nirgendwo, das Individuum so ganz auf sich selbst gestellt ist, so ganz frei und ledig aller Fesseln, die draußen in der beengenden, drückenden, erschlaffenden Atmosphäre der Provinz die Menschen und Charaktere zusammenschrumpfen lassen zu eingebildeten, sich selbst überhebenden und doch so jämmerlich hausbackenen und lächerlich egoistischen Philistern.

Croning starrte durch das Coupéfenster hinaus auf die an ihm vorüberwirbelnde Landschaft. Sie zerfloß allmählich ganz in unbestimmte, nur noch schwach hervortretende Umrisse. Hier und dort grüßte ein Licht zu ihm herüber, das bald wieder wie ein Irrwisch verschwand. Wo war die Unruhe, die Begierde von einst? War er selbst in diesen zwei Jahren, da er Berlin Valet gesagt hatte, so ein Philister geworden? Croning sträubte sich gegen diesen Gedanken. Nein! Er war kein Philister geworden. Dazu hatte er ja überhaupt keine Anlage. Es flutete noch ein gut Stück von der Lebensenergie der Millionenstadt durch seine Adern. Aber er hatte sie mehr beherrschen gelernt, er war ruhiger geworden. Ruhiger —! Er warf einen scheuen Blick auf die beiden Schläfer drüben in der Ecke des durch die kleine Gasflamme schwach erleuchteten Coupés.

Der Eindruck, den die beiden Gestalten machten, war nicht gerade günstig. Abgesehen davon, daß sie nichts weniger als elegant gekleidet waren, so hatten die wüste Nachtsitzung im Ratskeller und dann die lange Fahrt in dem rußigen Eisenbahncoupé das ihrige gethan, die vollkommene Deroute am äußeren Menschen herbeizuführen. Schork sah noch einigermaßen erträglich aus; der cynische Ausdruck in seinem

fahlen, aufgedunsenen Gesicht trat zwar schärfer als je hervor, aber er trug doch wenigstens leidlich reine Wäsche. Zippelmann dagegen in seinem schäbigen Sammetflaus, mit der schmutzigen und völlig zerknitterten Chemisette über dem buntkarrierten Wollhemd und der verschlissenen, langschleifigen Krawatte, die sich ganz verschoben hatte, sah richtig aus wie ein Schmierenkomödiant traurigster Sorte.

Croning stieg die Schamröte ins Gesicht. Ein herbes, peinigendes Gefühl des Ekels erfaßte ihn. Er wagte es gar nicht mehr, das Aussehen seiner beiden Fahrtgenossen noch eingehender zu mustern. Er hatte genug, mehr als genug. Und mit diesen beiden Gesellen sollte er jetzt in Berlin einziehen. Mit ihnen durch die hellerleuchteten Straßen gehen, sie vielleicht sogar seinen Bekannten als zwei seiner Münchener Freunde vorstellen! Das ging ja über das Tollste, Dümmste, was er jemals in weinseliger Stimmung ausgeführt hatte!

Croning stieß einen Fluch zwischen den Zähnen hervor. Er hätte sich selbst eine Ohrfeige geben mögen.

Da tönte von der Lokomotive her ein schriller, langgezogener Pfiff. Croning fuhr auf.

Berlin!

Schork und Zippelmann wachten fast gleichzeitig auf. Sie sahen verstört, schlaftrunken um sich.

„Wo sind wir?“ fragte Schork gähnend.

Croning konnte nicht antworten. Das Wort blieb ihm in der Kehle stecken. Er stand auf und holte sein Handkofferchen herunter.

Zippelmann sprang in wilder Ekstase auf.

„Berlin! Wir sind in Berlin!“ schrie er, deutete durchs Fenster hinaus auf ein Lichtmeer, das draußen weithin, endlos schier, sich ausdehnte.

„Berlin, Berlin!“

Schork und Zippelmann stampften wie verrückt in dem engen Coupé hin und her, umarmten sich, fuchtelten mit den Armen in der Luft herum und schrieen und jauchzten wie kleine Kinder.

Croning widerte diese tolle Scene an. Er öffnete das Fenster und beugte sich weit hinaus. Jede Minute, die der Zug noch fuhr, erschien ihm als eine Ewigkeit. Er hatte keinen andern Wunsch, keinen andern Gedanken als den, endlich aus dem Coupé zu kommen, endlich seine beiden Gefährten von sich abzuschütteln. Denn das stand bei ihm felsenfest, er mußte sich von ihnen trennen. Er schämte sich zwar einen Augenblick der Absicht, seine Genossen verleugnen zu wollen, aber die große, gründliche Ernüchterung, die ihn jetzt, da er die Folgen dieses unsinnigen Abenteuers überblicken konnte, ergriffen hatte, räumte rasch auf mit diesem Gefühl der Solidarität.

Der Zug verlangsamte das Tempo. Er fuhr in den Bahnhof ein.

„He, Croning! Doktor! Was machen wir denn heute noch?“

Schork war's, der diese Frage an Croning richtete, während er den Hut, den ihm der Doktor gepumpt hatte, mit dem Aermel abstaubte.

Zippelmann lehnte am andern Fenster und starrte mit gierigen, weitgeöffneten Augen auf den Bahnhof hinaus. Seine Gesichtsmuskeln bewegten sich wie bei einem Nervenkranken. Des kleinen, armen Mimen hatte sich eine ungeheure Aufregung bemächtigt.

„Berlin, Berlin!“ murmelte er wohl dutzendmal vor sich hin. Er hatte den steifen, hochmodernen Hut, den ihm Croning geliehen hatte, aufgesetzt. Natürlich paßte er zu seiner übrigen Kleidung nicht im geringsten. Es sah aus, als hätte er den Hut irgendwo gestohlen. Zu allem Ueberflusse wirkte die elegante Façon der Kopfbedeckung auf seinen Künstler-

strähnen ungemein komisch. Kurz, eine Erscheinung, so barock wie nur möglich. Er sah jetzt wirklich wie ein Hampelmann aus.

Endlich hielt der Zug. Ein Heer von Schaffnern stürmte die einzelnen Wagen. Croning hatte selbst mit nervöser Hast das Coupé geöffnet. Sein einziger Gedanke war, mit den zweien so rasch wie möglich aus dem Bahnhof hinauszukommen.

Schork und Zippelmann stürmten hinter ihm her. Der Jurist rief immer wieder: „Doktor, was machen wir denn zuerst?"

Croning stürmte voraus, ohne zu antworten, ohne den Blick nach rechts und links zu wenden. Er fürchtete, von einem Menschen erkannt zu werden.

Nun standen die drei auf der Straße. Ein Menschenmeer flutete an ihnen vorüber.

Zippelmann geriet förmlich in Verzückung, als er das großartige, überwältigende Gewoge, diesen Riesenverkehr sah. Seine ganze Künstlernatur stand in Aufruhr. Sie vermochte die auf sie einstürmenden mächtigen Eindrücke nicht zu verarbeiten. Der Kleine stammelte und lallte und lachte fortwährend wie ein kleines Kind.

Croning achtete nicht auf ihn. Er hatte Schork beiseite genommen. Auf ihn setzte er jetzt seine ganze Hoffnung. Wenn Schork auch so kindisch war wie Zippelmann, dann war er verloren. Er erwog schon bei sich den Plan, mit den zweien auf den nächsten Zug zu warten, der wieder nach München ging, um mit ihnen sofort wieder zurückzufahren. Da half ihm Schork aus aller Verlegenheit.

„Doktor, Sie müssen uns vor allem Geld pumpen, wir haben keinen Pfennig mehr!" sagte er, ohne viel Umschweife zu machen.

Croning atmete auf. Wenn er den beiden Geld gab, dann konnten sie auf eigne Faust sich Berlin

anschauen; mit Geld konnte er sich von ihnen loskaufen. Wie ein Ertrinkender den Strohhalm, so griff Croning diesen Gedanken auf. Hastig zog er seine Börse und händigte Schork einen Hundertmarkschein ein.

„Ah, Doktor, Sie sind ein Prachtkerl!“ lachte Schork, dann fügte er mit imponierender Kaltblütigkeit hinzu: „Sie kriegen das Geld natürlich wieder, natürlich . . .“

Croning wehrte ab.

„Davon reden wir ein andermal!“ sagte er. „Ich schlage Ihnen vor, Sie nehmen sich jetzt mit Zippelmann eine Droschke, fahren ins nächste Hotel, richten sich dort ein wenig zusammen und machen sich dann ordentlich vergnügt —!“

„Das thun wir! Aber Sie — fahren Sie nicht mit?“ Schorks Frage klang ziemlich konventionell. Es schien ihm jetzt gar nichts daran zu liegen, noch länger mit Croning zusammen zu sein. Er hatte ja Geld genug . . .

„Ich — ich — Sie wissen, Schork — ich möchte — ich bin müde!“ Croning war es noch niemals so schwer gefallen, eine Unwahrheit zu sagen, wie in diesem Augenblick. Es war ihm, als müßte Schork es merken, daß er ihn und Zippelmann los sein wollte.

Aber Schork war nicht im geringsten erstaunt oder verletzt.

„Na ja, ich kann mir's denken! Sie wollen noch heute einen Besuch machen! Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen! Wo treffen wir uns morgen dann?“

„Bei Dressel!“ antwortete Croning, ohne dabei etwas zu denken. Er sah sich im Geiste schon wieder in dem Zuge, der ihn nach München zurückbrachte. Ihm brannte der Boden unter den Füßen. Berlin hatte für ihn allen Reiz verloren.

„Alſo bei Dreſſel!“ rief Schork und drückte Croning zum Abſchied die Hand.

Zippelmann that das Gleiche. Er war noch immer ſo faſſungslos, daß er gar nicht hörte, was abgemacht worden war. Schork hatte eine Droſchke herbeigerufen. Als ſie angefahren war, packte er Zippelmann am Arm, ſchob ihn in den Wagen und ſchwang ſich dann ſelbſt hinein.

„Auf Wiederſehen bei Dreſſel alſo! Gute Nacht, Doktor!“ rief Schork und ſchwenkte mit komiſcher Grandezza ſeinen, das heißt Cronings Hut. Dann kommandierte er: „Vorwärts! Ins nächſte Hotel!“ und der dürre Fiakergaul trabte ſtumpfſinnig mit ſeiner Fracht von dannen.

Vierzehntes Kapitel.

Erst am späten Nachmittag erinnerte sich Geiger der Einladung wieder, die er von Schwabl empfangen hatte.

Seine Stimmung hatte sich nicht im mindesten gebessert. Er war müde und verdrießlich.

Ueber Mittag hatte er ein paar Stunden zu Hause zugebracht. Zuerst machte er den Versuch, zu arbeiten, aber es war ihm unmöglich, einen Gedanken zu fassen. Dazu kam noch, daß ihm zufällig das Manuskript wieder unter die Hände geriet, das er am Morgen zurückgeschickt erhalten hatte. Er blätterte darin herum, las diese und jene Seite, und je länger er las, um so mehr steigerte sich sein Mißbehagen. Hatte er sich seit den paar Monaten, da er diese Arbeit vollendet hatte, so sehr verändert, oder was war sonst mit ihm vorgegangen? Als er damals das Manuskript noch einmal in einem Zuge durchgelesen hatte, war ihm warm dabei geworden. Er hatte die Empfindung gehabt, als wäre ihm da etwas wirklich Gutes gelungen. Und mit froher Zuversicht übergab er die Arbeit der Post. Jetzt, da sie wieder vor ihm lag, war's nicht die nichtssagende Form der Ab-

lehnung, die ihn tief verstimmte. Das Werk selbst ließ ihn von der ersten bis zur letzten Zeile völlig kalt. Ja, noch mehr! Es erschien ihm total mißlungen, ganz stümperhaft. Nicht eine Spur jener Begeisterung, die er, während er es niederschrieb, gefühlt hatte, wehte ihm daraus entgegen. Und gerade die Stellen, die ihn damals am wirksamsten dünkten, lasen sich jetzt so phrasenhaft, so gekünstelt, daß ihn davor ekelte.

Er versuchte, sich in Stimmung zu versetzen. Er las ganze Seiten laut vor, er deklamierte wie ein Schauspieler — umsonst! Das war alles so langatmig, so hohl, so langweilig; der Klang der Worte allein that seinen Ohren schon weh. Er hatte das Gefühl, als hörte er einen Festredner der gewöhnlichsten Sorte, der Worte auf Worte häuft und schließlich doch eigentlich nichts gesagt hat, wenn er stolz wie ein Pfau vom Podium heruntersteigt.

Eine dumpfe Verzweiflung bemächtigte sich Geigers. Er hatte ja, wie jeder künstlerisch schaffende Mensch, zuweilen Anwandlungen von Schwäche und Hoffnungslosigkeit. Oft genug hatten ihn meuchlings Zweifel an seiner Fähigkeit, an seinem Talent überfallen. Aber das war bald wieder vorübergegangen, und mit doppeltem Eifer und erhöhter Zuversicht hatte er sich von neuem an die Arbeit herangemacht.

Niemals aber war er so enttäuscht von seinem Schaffen wie in diesem Augenblick.

Mit fieberhafter Hast griff er nach dem Werke, das er erst vor wenigen Wochen begonnen hatte; es war schon ein ganz stattliches Manuskript geworden, denn Geiger hatte mit großem Eifer und vieler Freude daran gearbeitet.

Er las wieder, Seite für Seite, mit glühenden Wangen, mit verhaltenem Atem — aber es war nichts — nichts! Auch die neue Arbeit war so schal, so

nüchtern, daß er gar nicht begreifen konnte, wie er das nicht schon während des Schreibens gemerkt hatte.

Geiger sprang vom Stuhl auf und lief mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Es fröstelte ihn, obwohl seine Stirn wie im Fieber glühte. Eine wilde Angst hatte ihn gepackt. Wenn er nun doch nicht das Zeug zu einem Schriftsteller hätte!? Wenn er in blinder, thörichter Eitelkeit einem Wahngebilde nachgejagt, wenn er ein Ziel angestrebt, das er nie, nie erreichen würde!? Zum ersten Male seit den zwei Jahren, da er sich ganz auf die schriftstellerische Thätigkeit geworfen hatte, traten diese Fragen mit so unverhüllter, erschreckender Schroffheit an ihn heran. Kleine Mißerfolge, die er wie jeder Anhänger gehabt hatte, waren wieder durch ganz hübsche kleine Erfolge wettgemacht worden. Er hatte sich nie ernstlich mit ihnen beschäftigt, sie hatten seine Zuversicht, daß er sich auf rechtem Wege befände, nicht erschüttern können. Die Ablehnung seines ersten, größeren Werkes war der erste schmerzliche Mißerfolg. Aber nicht die Ablehnung an sich zwang ihn zu dieser peinigenden, qualvollen Selbstprüfung, sondern die Wahrnehmung, daß er, je länger er über das Werk nachdachte, je mehr Mängel daran entdeckte, daß es überhaupt nichts wert war.

Und er war immer so selbstbewußt gewesen. Er hatte sich immer so hoch erhaben gefühlt über einen Palanka, einen Zippelmann und wie die andern alle hießen, die auch wähnten, die paar Stufen zum Tempel des Ruhmes hinaufschreiten zu können, wie andre bedeutende Menschen. War er denn wirklich auch mehr und besser wie sie? Was hatte er denn vor ihnen voraus? Daß er ein paar formschöne Gedichte, ein paar nichtssagende alltägliche Novelletten da und dort in Zeitschriften und Zeitungen untergebracht hatte? War das etwa mehr, als wenn

Palanka sein „Durch diese hohle Gasse muß er kommen“ mit dröhnendem Pathos hinausbrüllte, oder wenn Zippelmann als illustrer „Gast“ sein „Ist Euch auch wohl, mein Vater“ auf der Bühne des Volkstheaters mit der ganzen Fadenscheinigkeit und Unwahrheit eines schablonenhaften Theaterbösewichts dem alten Moor ins weißangekreidete Gesicht flötete?!

Geiger war ans Fenster getreten und trommelte in wilder Erregung auf die schwitzenden Scheiben, daß sie klirrten. Eine tolle Flucht von quälenden Gedanken jagte durch sein Hirn, das Blut pochte an seine Schläfen, als wollte es sie sprengen.

Mit einem Male, mit jäher Wucht, mit elementarer Gewalt war etwas in ihm erwacht, von dem er zwar in denselben tönenden, öden Phrasen wie Palanka oder Zippelmann so oft hinterm Maßkrug oder drunten im Ratskeller geredet hatte, aber das er ebensowenig wie seine Kneipgenossen in einsamen Stunden auf sich hatte einwirken lassen: das künstlerische Gewissen.

Wie eine Mahnung stieg vor seinem geistigen Auge die Erinnerung an eine Stunde auf, die, so oft er daran dachte, ein peinliches Gefühl in ihm erweckte. Damals — es war vor zwei Jahren — war er, wie gewöhnlich, wenn er ein kleines Gedicht fertig hatte, oder wenn ihn sonst eine Frage hinaustrieb, hinausgekommen zu seinem Gönner in die Nymphenburgerstraße.

In einem kleinen, von einem reizenden Gärtchen umrahmten Hause wohnte der alte Herr, der Dichter so mancher wunderbaren Gesänge, einer der letzten stolzen Säulen aus den Zeiten Geibels, Bodenstedts und der andern Poeten, die der kunstsinnige, edle König Max II. nach München gerufen hatte. Die hohe Gestalt war freilich gebeugt durch die Last der Jahre, die auf ihren breiten Schultern ruhte, aber

aus dem prächtigen Kopf mit der weißen, mächtigen Löwenmähne blitzten noch die klaren, blauen, sinnigen Augen in ungeschwächtem, jugendlichem Feuer.

Er lebte einsam und still schaffend in seinem traulichen Heim, aber wenn ein Kunstjünger an seine Thüre pochte, fand er freundliche Aufnahme bei dem Meister, der sich immer bereit zeigte, den Schwankenden, unsicher Tastenden, wenn er's nur ernstlich mit seiner Kunst trieb und wenn er wirklich ein Talent war, zu führen, aufzumuntern und zu fördern.

Auch Geiger durfte sich der Gunst des greisen Poeten rühmen. Er kam oft zu ihm, und er ging selten fort, ohne ein Wort der Anerkennung aus dem Munde des Meisters geerntet zu haben.

Eines Tages saß er ihm wieder in dem Arbeitszimmer gegenüber, durch dessen Fenster man einen lieblichen Ausblick auf das idyllische Gärtchen genoß.

Der alte Herr saß in seinem mit einem Pantherfelle bedeckten Lehnsessel. Die letzten Strahlen der Abendsonne vergoldeten die weißen Locken und zauberten einen leuchtenden Schimmer um den schönen, durchgeistigten Kopf des Dichters.

Geiger hatte ein neues Gedicht mitgebracht und bat, es vorlesen zu dürfen.

Der Poet nickte und fragte nach dem Titel.

„Napoleon I.", antwortete Geiger. Er blickte dem Meister ins Gesicht und sah, wie über seine Züge ein Wetterleuchten ging, und wie die blauen Augen stärker als sonst aufleuchteten.

Dann fing Geiger an zu lesen. Es war eine grimmige, vernichtende Abfertigung des Korsen, des blutigen Tyrannen, des Würgers von Europa. Kein Wort über das blendende, gewaltige Genie, über das Phänomen, das, wie die entfesselten Elemente selbst, mit gigantischen Schritten seinen Weg wandelte, seinem übermenschlichen Ziele entgegen . . .

Geiger las und las — ein deutſcher Jüngling in ſeinem naiven Zorne.

Der Alte hatte eine Weile ſchweigend hingehorcht. Er regte ſich nicht. Er ſchien ganz gefeſſelt. Nur das Wetterleuchten in ſeinem Geſicht ward ſtärker und ſtärker. Plötzlich aber ſprang er jäh auf, und ſeine Geſtalt ſchien zu wachſen. Der gebeugte Rücken war verſchwunden. Wie eine eherne Bildſäule ſtand er vor dem erſchrockenen Geiger.

„Genug, genug!“ rief er und wehrte mit beiden Händen ab. „Sie haben keinen Begriff, nicht den geringſten Begriff von der geſchichtlichen Größe dieſes Mannes! Schmeißen Sie das Gedicht in den Ofen. Zerreißen Sie's in tauſend Fetzen!“

Geiger wirbelte es vor den Augen. War das noch derſelbe ſanfte Greis mit dem freundlichen Lächeln und der milden Art, junge Anfänger zu ermutigen? Die glühendſte Empörung ſchien in dem Meiſter verkörpert. Jede Muskel zuckte an ihm.

„Ich habe gedacht, Sie ſeien ein kluger, vernünftiger Menſch!“ donnerte er Geiger an, während er, wie ein Löwe in ſeinem Zwinger, hin und her lief. „Schwätzen Sie auch das dumme Zeug nach, das querköpfige Bierphiliſter hinterm Maßkrug ausgekocht haben! Tyrann! Würger von Europa . . .!“ Der Poet lachte laut auf in wildem Zorn.

Geiger war faſſungslos.

„Mit ſolch falſchem Theaterpathos können Sie ungebildete Bauern drankriegen! Verſtehen Sie! Was wären wir heute ohne dieſen Tyrannen? He? Haben Sie darüber nachgedacht, junger Mann? Wer hat denn dieſe faulen, ſchwerfälligen, krähwinkleriſchen Deutſchen mal aus ihrem Sumpf herausgebracht, wer denn? Ja, ja! Ich bin auch ein Deutſcher! Schauen Sie mich nur nicht ſo ängſtlich an! Ich bin ein guter Deutſcher! Verſtehen Sie! Aber über den

Napoleon lasse ich nichts kommen! Jawohl war er eine Geißel, eine furchtbare Geißel, und uns Deutschen hat diese Geißel ganz gut gethan, wir haben sie verdient gehabt, wir, das große Volk mit den edeln Eigenschaften, die in dem Fette unsers nationalen Stumpfsinns, unsrer politischen Gleichgültigkeit und Sonderbündelei beinahe erstickt wären! So 'ne Zuchtrute, wie diesen Korsen, haben wir gebraucht, wie ein fauler Schuljunge, der nichts lernen will, den Stock braucht. Ich sage Ihnen, das war ein Lehrer, wie ihn die Menschheit zuzeiten braucht und wie ihn vor allem die Deutschen gebraucht haben, damals! Und solche Lehrer werden immer wieder kommen, Gott sei Dank! Die Natur sorgt schon dafür, sie schmiedet sich zur rechten Zeit ihr Werkzeug, das in die verrostenden Angeln der Weltentwicklung wieder einmal mit mächtigem Ruck hineingreift und die Menschheit, die Völker und den einzelnen aufrüttelt. Für den denkfaulen, kurzsichtigen, egoistischen Philister ist so ein Schicksalsriese freilich immer nur ein Tyrann, aber für den, dem an der ganzen Menschheit was liegt, ist er der brausende, lebenerweckende, eisbrechende Föhnsturm, der den Völkerfrühling bringt!"

Damit war er ans Fenster getreten und starrte in den Garten hinaus, auf den schon die violetten Schatten der Dämmerung herabgesunken waren. Seine Brust arbeitete gewaltig. Es mochte wohl nur noch selten vorkommen, daß eine so mächtige Erregung sie erschütterte.

Geiger hatte das Gefühl, als müßte er vor dem greisen Poeten niederknieen und ihn um Verzeihung, um Geduld bitten. Aber dieses heiß aufwallende Gefühl wich bald dem jugendlichen Trotze, der schwerverletzten Eitelkeit. Und so sagte er noch einige konventionelle Worte und verließ dann das Gemach.

Der Dichter hatte sich nicht einmal mehr nach ihm umgedreht. Ohne Gruß ließ er Geiger ziehen.

Geiger dachte nicht daran, wie tief sein verunglückter poetischer Versuch den greisen Meister erregt hatte. Er würdigte diese Erregung damals nicht, sonst hätte er sie für sich günstig deuten müssen. Denn einem Menschen, der ihm gleichgültig war, hätte der Meister gewiß nicht einen so tiefen Einblick in sein innerstes Fühlen und Denken gewährt.

Geiger dachte nur an sich. Er war beleidigt, gekränkt. Er hatte sich vertrauensvoll an den Dichter gewendet, und dieser hatte ihn mit einer vernichtenden Kritik von sich gewiesen.

Seit jenem Tage vermied er es, seinem Gönner zu begegnen. Er redete sich ein, daß er von ihm nichts zu erwarten habe. Hundertmal sagte er sich vor, daß der Alte ihn nicht verstehen könne, weil er zu jung sei. Und schließlich, wenn die Stimme in seinem Innern ihn immer lauter mahnte, sich mit dem Meister auszusöhnen, ihn verstehen zu lernen, suchte er die Gewissensbisse dadurch loszuwerden, daß er sich sagte, der Poet habe nur deshalb sein Gedicht so schlecht aufgenommen, weil er überhaupt nicht deutschnational zu denken vermöge. Goethe habe ja auch mit Bewunderung zu diesem Korsen aufgeschaut, und der Mann in der Nymphenburgerstraße thue nichts andres, als ein bißchen Goethe spielen.

Schließlich vergißt der Mensch alles, die größte Freude, den größten Schmerz und die größte Kränkung. Geiger dichtete mit trotzigem Eifer weiter. Bald nach jenem stürmischen Nachmittag fand er den Grad von Empfänglichkeit und Begeisterung für seine Arbeiten, den er bei dem weißhäuptigen Meister einer absterbenden Generation vergebens gesucht hatte, im Kreise der fidelen, immer ekstatischen, immer excentrischen Brüder am Stammtisch im Hofbräuhause und im Ratskeller.

Aber war das auch jene tiefe Empfänglichkeit, jene ernste, reine Begeisterung, die eine junge Künstlerseele erwärmt, wie die Lenzsonne das duftende, samengeschwängerte Ackerland?

Geiger wollte auch heute wieder diese Frage bejahen, wie er es so oft gethan, wenn ihn die Zweifel über den Wert dieser jungen Gesellschaft überkamen. Er wollte sich wieder über die Leere, die Hohlheit dieser Leute hinwegtäuschen, die sich so gerne und mit so viel Emphase den Anschein geben, als lebten sie in ihrer Sturm- und Drangperiode, während es im Grunde nur öde, unfähige, versumpfte Gesellen waren, die im Mäntelchen einer bizarren Genialität Komödie spielten.

Komödie! Ja, das war das richtige Wort für diese lange, lange Reihe wilder, sinnloser Saufgelage, eine Komödie, in der die Kunst zur Farce gemacht wurde.

Und einer von diesen Komödianten war auch Geiger schließlich geworden. Allmählich war es ihm zum Bedürfnis geworden, sich von seinen Freunden umschmeicheln, bewundern zu lassen. Diese überschwengliche Begeisterung, dieses Triumphgeheul, das die Gesellschaft immer anstimmte, wenn er seine bombastischen, schwulstigen Weltverbesserungsgedichte herunterrasselte, machte ihn immer selbstgefälliger, siegesbewußter. Jede Fähigkeit, an sich selbst Kritik zu üben, ging dabei verloren. Er lechzte endlich nur noch danach, das Gefallen, den Beifall seiner Genossen zu erringen, er stutzte seine Ideen förmlich darauf zu, nur um einen Knalleffekt zu erzielen.

Geiger wehrte diesen Gedanken nicht, die mit einem Male, jäh aufgescheucht wie ein Schwarm Raben, ihm durch den Kopf flatterten. Mit bitterer Resignation gab er ihnen allen Audienz, mit selbstquälerischer Hartnäckigkeit spann er sie weiter und weiter;

und wie er in diesen zwei Jahren sich darin gefiel, eine bedeutende Rolle im Kreise seiner Freunde zu spielen, so gefiel er sich jetzt in der Rolle, alle Selbstschätzung, allen Glauben an sein Können, sein Talent zu verneinen und zu vernichten, sich selbst und seine Freunde zu verkleinern und zu verhöhnen.

Selbst Zippelmann, der noch bei Geiger am meisten gegolten hatte, kam heute schlecht weg. „Er ist auch nicht besser wie die andern! Er ist auch verbummelt und versoffen und wird auf einer Schmiere enden!“ sagte Geiger mit verbissenem Lächeln vor sich hin.

Er erinnerte sich, wie gerade Zippelmann stets mit so jubelndem Enthusiasmus seines Freundes wachsende Eitelkeit gefördert, wie er seine Verse bewundert und gerühmt hatte. „Alles Komödie! Alles Komödie! Auch Zippelmann ist kein ehrlicher Mensch!“

Geiger machte eine Bewegung, als wollte er den kleinen Freund von sich abschütteln.

Er war vom Fenster zurückgetreten und hatte sich auf das Sofa gesetzt. Er stützte die Arme auf die Kniee und preßte den glühenden Kopf zwischen seine kalten Hände.

So saß er eine Weile und starrte vor sich hin. Dann sprang er auf und reckte sich stöhnend.

Wenn er nur mehr Energie besäße! Vor Wochen war's wie eine Besserung über ihn gekommen. Er war das tolle Kneipleben satt geworden. Es war wirklich so was wie künstlerisches Gewissen gewesen, das ihn damals gepackt hatte. Er hatte sich auf sich selbst besonnen, mächtig hatte ihn die Empfindung ergriffen, als dürfe es so zwischen Suff und Kater nicht weitergehen. Er hatte die Freunde gemieden, fast ängstlich gemieden. Jeder Tag, den er so gewann, hatte ihm Freude gemacht. Allmählich war er ruhiger geworden, immer länger verweilte er in seiner stillen Bude, immer wohler fühlte er sich da. Mit

heißer Gier, mit hungriger Hast durchstöberte er seine Manuskripte. Alte Entwürfe, stolze Projekte, die er rasch auf ein Blatt Papier geworfen hatte, kamen ihm da wieder unter die Hände. Sie waren ihm fast fremd geworden. Oft hatte er das Gefühl, als wären sie gar nicht sein eigen. Hatte er wirklich jemals so großen, schönen Zielen nachgestrebt? Hatte er wirklich so glückliche Gedanken gehabt? Eine Befriedigung überkam ihn, die er lange, lange entbehrt hatte. Er lernte sich selbst wieder kennen.

Er fand sich wieder. Ja! Er war fähig großer Gedanken. Er gönnte sich nur keine Muße, sie in sich ausleben zu lassen. Er war nur zu hungrig auf einen ephemeren Erfolg, auf rasch verrauschenden Beifall. Wenn er sich erst einmal in eine große, wahrhaft künstlerische Aufgabe vertiefte —!

Und er ging an eine große Aufgabe. Er arbeitete mit Feuereifer daran. Tagelang, wochenlang. Es waren selige Stunden. Er sah das Werk wachsen, und er selber wuchs mit seinem Werke.

Als er damals im Café Luitpold ein wenig Atem schöpfte — Wochen waren vergangen seitdem, daß er sich einen ganzen Nachmittag Ruhe gönnte —, erinnerte er sich zum erstenmal wieder ohne Groll der Scene bei dem greisen Poeten in der Nymphenburgerstraße. Aus dem tiefsten Innern heraus drängte es ihn, den Dichter wieder aufzusuchen, ihm zu sagen, wie sehr er auf Abwege geraten und wie tief er bereue, das eine große Ziel, die echte, reine Kunst aus den Augen verloren zu haben. Ihm zu sagen, daß er jetzt wieder sich selber gefunden, daß er wieder am Höchsten seine Kräfte messe . . .

Da drängte sich zwischen ihn und den Meister jenes bestrickende Weib: Frau Leonie Hubmaier. Wie Nebel zerrann vor seinem geistigen Auge die gebeugte Gestalt des weißhäuptigen Dichters.

Eine Flut von neuen Empfindungen rauschte durch Geigers empfängliches Herz. Das Weib — das Weib! Wie lange hatte er es entbehrt!

Und wie eine lockende Zauberin tauchte nun plötzlich vor ihm diese schöne, heißblütige Frau auf. Mit dem ersten Blick in ihre tiefgründigen Augen war er ihr verfallen . . .

Geiger war an den Tisch herangetreten und hatte die Lampe angezündet. Ein heller Strahl fiel auf die Photographie Cronings in dem Album, das aufgeschlagen auf dem Tisch lag.

Croning!

Eine wilde Flut neuer Empfindungen stöberte dieser Mann in Geigers Brust auf. Croning! Das war ein Mensch, der das Leben zu genießen verstand wie keiner. Jetzt war er in Berlin — jetzt genoß er das warme, selige Lebensglück, die Quintessenz aller Freude in den Armen seiner Melanie!

Eine heiße Blutwelle schoß Geiger durch den Körper. Was war alles Schwelgen in künstlerischen Hoffnungen und künstlerischen Erfolgen gegen diese eine Hoffnung, daß Frau Leonie ihn lieben könnte, gegen diesen einen Erfolg, daß sie seinen brennenden Wunsch erfüllte!?

Geiger schwindelte. Diese Gedanken waren Wahnsinn! Er suchte mit fieberhafter Eile nach seinem Hut. Fort! Fort! Die Einsamkeit war unerträglich. Menschen! Menschen! Das war die einzige Rettung aus diesem Chaos der Gefühle entfesselter Begierde, rasender Sehnsucht . . .!

Seiner selbst nicht mächtig, stürmte Geiger fort.

Fünfzehntes Kapitel.

Frau Schwabl war heute wieder einmal ganz in ihrem Element. Wer die alte Dame sah, wenn sie in ihrer Chaiselongue lag, jammerte, ächzte und stöhnte, bald über Schmerzen in der linken Kopfhälfte, bald über Druck auf der Brust, bald über Herzklopfen und Flimmern vor den Augen klagte, und wer sie jetzt beobachtete, wie sie mit temperamentvoller Energie die letzten Anordnungen zum Empfange ihrer Gäste traf, der hätte meinen können, das sei nicht mehr ein und dieselbe Frau.

„Thomas! Ja, was thust du denn da schon wieder?“

Ganz fassungslos stürzte sie sich auf einen Dessertteller, auf den ihr Sohn mit größter Gemütsruhe seinen Zigarrenstummel gelegt hatte.

„Ich habe geglaubt, das sei ein Aschenbecher!“ brummte Thomas und nahm seinen Stummel fort.

„Ein Aschenbecher — Gott! Ein Dessertteller ist bei ihm ein Aschenbecher!“ seufzte Frau Schwabl. „Junge, man möchte glauben, du seist bei den Wilden aufgewachsen!“

Thomas setzte sich achselzuckend vor den Flügel,

zündete die Lampen an und warf natürlich die Zündhölzchen auf den Boden. Natürlich! Denn warum sollte er es heute anders machen wie sonst?

Aber seine Mama, die dergleichen Dinge in ihrem Martyrium, wie sie ihre wirklichen oder eingebildeten Schmerzen zu bezeichnen pflegte, niemals beobachtete, war, wenn sie sich in Empfangsstimmung befand, eine Reinlichkeitsfanatikerin im schlimmsten Sinne. Das war sie aber nicht etwa, um bei ihren Besuchern keinen Anstoß zu erregen, sondern es geschah nur des vornehmeren Milieus wegen. Waren die Gäste fort, dann konnte auch Thomas in seiner lässigen Art wieder weiterwursteln, wie er sich selbst auszudrücken pflegte.

Frau Schwabl kniete schon am Boden und suchte nach dem Zündhölzchen wie nach einem verloren gegangenen Diamanten.

Als sie es gefunden hatte, erhob sie sich ächzend und rief in vorwurfsvollem Tone:

„Ganz wie der Papa selig! Bei dem mußte auch alles auf den Boden hinunter. Ich bin nur neugierig, wie es bei dir einmal aussehen wird, wenn du verheiratet bist!"

Thomas schlug mit einem Anflug von humoristischer Laune ein paar Takte aus dem Lohengrin an. „Nie sollst du mich befragen ..." klang es leise, aber deutlich unter seinen Fingern hervor. Und mit einigen tollen Kapriolen abbrechend, rief er ziemlich mißgelaunt:

„Ach was! Mit solchen Lappalien sollte mich meine Frau auch noch drangsalieren ..."

„Deine Frau ...! Ja!"

Was Frau Schwabl noch sagen wollte, blieb ihr in der Kehle stecken. Thomas hatte mächtig in die Tasten gegriffen, und wie triumphierend über all die Kleinlichkeiten des menschlichen Lebens klang Wotans Abschied von Brünnhilde in rauschenden Accorden durch den Salon. Die kleinen, wässerigen, müden Augen

der alten Dame nahmen urplötzlich einen andern Ausdruck an. Sie leuchteten förmlich, und Begeisterung, mütterlicher Stolz und künstlerisches Verständnis spiegelte sich in ihnen wider. Ihr Sohn spielte, ihr Thomas! Jetzt hätte er seine Handschuhe in die Suppenterrine legen dürfen, sie würde über die Zerstreutheit ihres genialen Sohnes gelächelt haben. Thomas war wirklich ein ungewöhnlicher Mensch. Ein geborener Musiker. Nicht nur ein nachschaffender, nachempfindender Musiker, nicht nur Dolmetsch der Gedanken andrer, er war auch Komponist, ein selbstschöpferischer Künstler mit eignen Ideen. Und wie um sein eignes Können an der Meisterschaft eines Richard Wagner zu messen, ging er jetzt auf seine neueste Komposition über, die Ouverture zu seiner Oper „Hannibal", die er vor wenigen Wochen in Angriff genommen und zu der er sich selbst das Libretto geschrieben hatte.

Die Ouverture, die er vor ein paar Tagen vollendet hatte und die er heute seinen Gästen vorspielen wollte, verriet ein ursprüngliches, aber absolut unausgeglichenes Talent. Man merkte es, Schwabl hatte die Technik Wagners ganz in sich aufgenommen. Er verstand sie beinahe virtuos zu handhaben, ohne daß er jedoch die Form mit dem unendlichen musikalischen Gehalt, den der große Bayreuther Meister in schier unerschöpflichem Reichtum aus sich heraus holte, zu erfüllen vermochte.

Es war vielversprechende Epigonenarbeit. Für Frau Schwabl war natürlich das neueste Werk ihres Sohnes der Inbegriff der Vollendung, der Meisterschaft.

Thomas war ganz in sein Spiel versunken. Frau Schwabl hatte sich hinter ihn gesetzt. Alles um sie her vergaß sie jetzt. Denn ihr Sohn spielte. Wie er so vor dem Flügel saß, ein wenig nach vorn gebeugt, den Kopf hoch erhoben, und mit den dunkeln Augen sinnend, weltvergessen vor sich hin sah — wie

glich er da seinem Vater in seinen jungen Jahren. Frau Schwabl blickte wie gebannt auf ihren Einzigen. Erinnerungen, stolze und traurige Erinnerungen erwachten in ihrem Herzen. Ihr Mann war ein bedeutender Musiker. Als er noch in jungen Jahren stand, glaubte man große, ja kühne Hoffnungen auf ihn setzen zu dürfen. Man täuschte sich in ihm. Er war keine Kampfnatur. Er schwärmte wohl zuweilen von kühnen Plänen, mit denen er sich trug, er sprach gerne von einem großen Werke, das seinen Geist beschäftige und das die Welt in Staunen setzen sollte, aber die kühnen Pläne kamen niemals zur Ausführung, das große Werk wurde nicht geschrieben. Die kleinen Sachen, die er herausgab, vor allem einige Dutzend entzückender Lieder, dann einige wunderbar fein gestimmte Orchesterstücke befriedigten seinen Ehrgeiz — wenn man bei ihm von einem solchen überhaupt sprechen durfte — vollkommen. Er war zufrieden mit seinen Erfolgen, die ihm einen sehr geachteten Namen in den kleinen Kreisen musikalischer Feinschmecker schufen. Die große Oeffentlichkeit, die Menge kannte ihn fast gar nicht, und wenn seine Freunde einmal in ihn drangen, doch endlich herauszutreten aus seiner Weltabgeschiedenheit, die Aufmerksamkeit der Allgemeinheit durch ein großes Werk auf sich zu lenken — dann geriet er sogar förmlich in Angst bei dem Gedanken, sich hinausgestellt zu sehen in die lärmende Oeffentlichkeit.

„Ich tauge nicht dazu!“ das war seine stereotype Antwort.

Als er dann eines Tages ganz unerwartet starb — ein Schlaganfall machte seinem Leben ein jähes Ende —, berührte die Kunde von dem Tode Schwabls nur eine kleine Gemeinde von Verehrern seiner Muse schmerzlich. Die Tageszeitungen berichteten ganz kurz über den Lebensgang und die Werke des Musikers,

nur einige Fachzeitungen widmeten dem früh Verstorbenen größere Nachrufe, in denen sie auf den hohen künstlerischen Wert des wenigen, was Schwabl geschaffen, mit rührenden Worten hinwiesen, aber auch ihr Bedauern darüber aussprachen, daß Schwabl nicht die Kraft und die Energie besessen habe, seine hohe künstlerische Begabung auf ein großes Werk zu konzentrieren. Damit war dem Andenken Schwabls Genüge gethan. Ein Jahr nach seinem Tode sprach kaum jemand mehr von ihm. Nur in den Konzerten auf den Programmen tauchte sein Name noch da und dort auf, entzückte eines seiner tiefempfundenen Lieder die Hörer. Schwabl, der von Haus aus vermögend war, hatte seiner Frau, mit der ihn die innigste Herzensneigung verband, die geordnetsten Verhältnisse hinterlassen. Hohe, fast pedantische Gewissenhaftigkeit und rührende Anspruchslosigkeit — das waren überhaupt die Grundzüge seines durchaus vornehmen Charakters. Wenn etwas wie eine Disharmonie zwischen ihm und seiner Gattin entstand, so hatte das immer darin seinen Grund, daß Schwabls Gattin sowohl dieser Gewissenhaftigkeit als auch Anspruchslosigkeit entbehrte. Sie hatte ein leicht erregbares Temperament, ihre Gefühle und Empfindungen wechselten ungemein rasch, sie war unstet in ihren Entschlüssen und Neigungen. Schwabl war stets der Teil, der bei allen Dissidien zuerst die Hand zur Versöhnung bot. Er dachte viel zu hoch, als daß die kleinen Schwächen seiner Gattin einen nachhaltigeren, verstimmenden Eindruck auf ihn hätten ausüben können. Eins nur erfüllte ihn mit tiefer Unruhe und banger Sorge. Thomas hatte mit dem starken musikalischen Talent des Vaters auch die Charaktereigenschaften der Mutter in beinahe noch erhöhtem Maße geerbt. Das zerfahrene Wesen seines Sohnes bereitete Schwabl manche trübe Stunde. Es war der einzige tiefe Schatten,

der sich auf die letzten Jahre seines Lebens gelegt hatte. Aber er hoffte, daß sein Sohn mit den Jahren ruhiger, gefestigter würde, er ließ es an Ermahnungen nicht fehlen, und unter seiner kräftigen, sicheren Leitung entwickelte sich Thomas auch so überraschend schnell zu einem außerordentlich begabten Musiker, daß Schwabl diese Hoffnung wohl hegen durfte. Ihre Erfüllung erlebte er nicht mehr. Für Thomas war der schnelle Tod seines Vaters von folgenschwerer Bedeutung. Jetzt war er mit einem Male ganz auf sich selbst angewiesen. Eine Zeitlang wirkte der starke Einfluß, den sein Vater auf ihn geübt hatte, wohlthätig nach. Allmählich aber wurde er schwächer und schwächer. Der ausschließliche Verkehr mit der Mutter, die nach dem Tode ihres Gatten noch launenhafter wurde als je zuvor, verwischte ihn ganz.

Die Lebende war an die Stelle des Toten getreten.

Sechzehntes Kapitel.

Es klingelte draußen. Thomas brach mitten im Spiel ab und stand auf. Frau Schwabl hatte das Läuten gar nicht gehört, so sehr hatte sich ihrer Gedanken die Erinnerung bemächtigt. Jetzt erhob auch sie sich und strich Thomas liebkosend über das schwarze, struppige Haar.

„Großartig, großartig!“ murmelte sie. In ihren Augen spiegelte sich der ganze mütterliche Stolz wider, den sie in diesem Augenblick empfand. Inzwischen war die Thüre geöffnet worden. Auf der Schwelle erschien eine ziemlich korpulente Dame. Hinter ihr eine schlanke Mädchengestalt. Man sah es auf den ersten Blick: das waren Mutter und Tochter. Die Aehnlichkeit in den Gesichtern war auffallend. Nur trat der energische Zug, der das dicke Gesicht der alten Dame beherrschte, auf dem blassen, durchsichtigen Antlitz der jungen noch schärfer hervor. Er verlieh ihm eine Härte, eine gewisse Unfreundlichkeit, die auch durch das Lächeln nicht verscheucht wurden, das jetzt um den schmalen, geradlinigen Mund spielte.

Die alte Dame war Frau Professor Grünbaum, die Witwe eines bedeutenden Gelehrten, der ihr außer seinem klangvollen Namen nichts hinterlassen hatte

als eine knappe Pension, die mit ihren gesellschaftlichen Ansprüchen durchaus nicht im Einklange stand. Aus diesem Mißverhältnis entsprang die große Unduldsamkeit, die einen hervorstechenden Charakterzug der alten Dame bildete, eine Unduldsamkeit, die ihr und ihrer Tochter allmählich alle jene Kreise entfremdet hatte, in denen sie zu Lebzeiten ihres Gatten einst eine dominierende Stellung eingenommen hatte. Sie deutete diese Entfremdung natürlich nach ihrem Sinne. In ihren Augen war die Gesellschaft das Undankbarste, Illoyalste, was es auf Erden gab, eine Gemeinschaft von vielen, die nur so lange ihr huldigte, als ihr berühmter Gatte noch am Leben war, und die ihr jetzt geringschätzig den Rücken kehrte, da sie nichts andres mehr war als eine Witwe mit einem geringen Einkommen, die zufällig das Glück gehabt hatte, die Frau eines hervorragenden Gelehrten zu sein. Ihr heißester Wunsch war daher der, wieder jene große Rolle zu spielen, die ihrer Eitelkeit so sehr geschmeichelt hatte.

Es war fast ausschließlich Interessenpolitik, die sie bewog, ihre einzige Tochter Eugenie dem jungen Schwabl anzuverloben. Die Liebe der Kinder war der Tummelplatz der ehrgeizigen Pläne der Mütter. Frau Schwabl sah in Eugenie die Tochter eines berühmten Mannes. Der Name Grünbaum konnte ihrem Sohne in seiner Carriere sehr wohl förderlich sein. Er öffnete ihm die vornehmsten Kreise der Stadt. Er hob ihn über die Masse obskurer Musikanten weit hinaus. Frau Grünbaum, selbst eine ausgezeichnete Musikkennerin, sah in Thomas den Mann, der die Fähigkeiten besaß, ein berühmter Künstler zu werden. Sie hoffte, durch die Erfolge des Gatten ihrer Tochter wieder jene angesehene Stellung in der Gesellschaft zu erringen, die ihr, wie sie meinte, durch den Tod ihres eignen Mannes ver-

loren gegangen war. Darum hätschelte sie Thomas in einer Weise, die selbst Frau Schwabl, obwohl sie auf das Talent ihres Sohnes mehr als stolz war, übertrieben fand. Darum rief sie in dem jungen Menschen, der nichts weniger als ernsthaft veranlagt war und der es mit der Selbstkritik recht oberflächlich nahm, einen Ehrgeiz wach, der schon jetzt gefährliche Spuren von Selbstüberhebung und prahlerischem Selbstbewußtsein zeigte.

Eugenie selbst war, obwohl sie sechsundzwanzig Jahre zählte, also sogar um ein Jahr älter war als ihr Verlobter, vollkommen unmündig. Sie war eine Puppe in den Händen ihrer Mutter, die für sie die unter allen Umständen und in allen Dingen maßgebende Instanz war.

Von jenem eigenartigen Zauber, den eine Braut ausströmt, war bei ihr keine Spur zu finden. Sie war gegen Thomas freundlich, aber ihrem Verkehr mit ihm fehlte vollständig jene süße Vertrautheit, die ein warmes, tiefinnerliches Liebesleben verrät.

Thomas schien das übrigens gar nicht zu vermissen. Er war in diesem Punkte auch keiner von den tiefgründigen Naturen. Sein Verlöbnis war für ihn etwas ganz Aeußerliches. Er war unfähig, Schlüsse zu ziehen, unfähig, über seine oder die Gefühle andrer sich Rechenschaft zu geben. Gefühlsarbeit war überhaupt nicht seine Sache. Er konnte über die ernstesten Dinge von der Welt lachen, ja, es bereitete ihm ein unbändiges Vergnügen, wenn andre in tiefsinnige Gespräche sich verwickelt hatten, seine tollen, manchmal recht seichten, manchmal cynischen Einfälle wie eine Bombe dazwischen zu schleudern. So war es beinahe unmöglich, in einer Gesellschaft ihn dahin zu bringen, am Klavier, das er meisterhaft beherrschte, einen ernsthaften Vortrag durchzuführen. Mitten in einer Lisztschen Rhapsodie konnte er plötz-

lich abbrechen — alles horchte gespannt auf, mit einem breiten Grinsen amüsierte er sich an dem Anblick der verdutzten, betroffenen Mienen seiner Zuhörer, und ein gemeiner Gassenhauer ertönte unter seinen Fingern, den er durch alle erdenklichen Variationen dann mit sichtlichem Behagen hindurchjagte.

So ohne jeden innerlichen Ernst wie seine Kunst faßte er auch die Liebe auf.

Als ihn Geiger, dessen Freund er seit Jahren war, am Tage nach seiner Verlobung fragte, wann er zu heiraten gedenke, antwortete er lachend: „Heiraten? Heiraten thu' ich sobald, als ich einen Menschen finde, der so dumm ist, mir eine Wohnungseinrichtung zu schenken. Meine Alte giebt mir nichts."

Das war richtig. So abgöttisch sie ihren Sohn liebte, so eigennützig und egoistisch war sie, was ihre Bequemlichkeit betraf. Sie hatte die große Wohnung, die sie zu Lebzeiten ihres Mannes bewohnt hatte, nicht verlassen können. Den größten Teil der Zinsen ihres Vermögens verschlang die bedeutende Miete. Den Rest brauchte sie zum Leben. Es fiel ihr gar nicht ein, nach der einen Seite sich einzuschränken, um auf der andern Seite einen Teil der Ersparnis ihrem Sohne zuzuwenden. Sie hatte nie verstanden, zu rechnen, und sie begriff nie, daß ihr Thomas mit dem Geld, das er sich durch Stundengeben verdiente, nicht auskommen könne. Und während sie in ihrer großen Wohnung ein für eine alleinstehende Dame immerhin großes Haus machte, konnte sie in den härtesten Ausdrücken Bekannten gegenüber sich über ihren Sohn beklagen, der nie mit seinem Verdienste auskam.

Es gab Zeiten, in denen Thomas wochenlang mit der größten Gemütsruhe bei den Kellnerinnen der Bierlokale, in denen er fast täglich verkehrte, pumpte,

nur weil er bei seiner Mutter keine Anleihe machen wollte, um nicht ihr Gejammer, das sie in solchen Fällen stets anstimmte, anhören zu müssen.

Hatte er aber wieder Geld, dann ruhte er nicht, bis es auf die genialste Art und Weise wieder verpufft war. Noch bevor er dran dachte, seine Zechschulden zu zahlen, lief er in einen Kunstladen oder Buchhandlung, kaufte diese oder jene japanische Vase oder den neuesten Roman, von dem er wußte, daß ihn seine lesegierige Mutter längst gerne gehabt hätte — Leihbibliotheken vermied Frau Schwabl ängstlich, weil sie fürchtete, Krankheiten zu erwerben —, und dann schleppte er das mit saurem Geld Erkaufte triumphierend nach Hause. Dort gab's dann immer eine rührende Scene. Mit einem Schlage war Thomas wieder das Ideal eines Sohnes, der Abgott der Mutter, der geniale Erbe des Namens seines zu früh verstorbenen Vaters.

Thomas fiel es gar nicht ein, sich über all das auch nur einen Augenblick Gedanken zu machen. Auch die Verlobung mit Eugenie änderte nichts an dem Leben des jungen Tonkünstlers, das in mechanisches Stundengeben und selbstschöpferische Thätigkeit geteilt war.

Wenn Thomas sich tagsüber mit allen möglichen fähigen und unfähigen jugendlichen Schülern und Schülerinnen abgeplagt hatte — eigentlich war es für ihn keine Plage, denn er benutzte die einzelnen Klavierstunden dazu, neben dem Studium mit seinen Schülern allen ordentlichen Schnickschnack zu treiben, ihnen Parodien auf bekannte Musikwerke vorzuspielen und sie mit den schnurrigsten Improvisationen eigner Erfindung zum Lachen zu reizen —, so setzte er sich abends zu Hause an seinen Flügel, komponierte und phantasierte und schrieb Noten bis in die tiefe Nacht hinein, oder er accompagnierte ihm befreundete Sänger

und Sängerinnen in Konzerten, wirkte in Wohlthätigkeitsveranstaltungen mit oder tauchte da und dort in allen möglichen Gesellschaften und Vereinen auf, die es natürlich nicht an überschwenglichen Schmeicheleien und Komplimenten fehlen ließen, wenn er den Leuten etwas vorgetragen hatte.

„Aber Thomas, was machst du denn nun schon wieder!“ rief Frau Schwabl, die Frau Professor Grünbaum einen langatmigen Vortrag über all ihre Leiden und Schmerzen, die sie plagten, gehalten hatte, dem die Frau Professor gähnend, Eugenie mit stumpfer Resignation — sie kannte das ja zur Genüge — zugehört.

Thomas, den das Warten auf die Gäste höchst langweilte, und den die Gebrechen seiner Mutter noch weniger interessierten wie die beiden Damen, hatte sich des Hutes seiner Braut bemächtigt, ihn aufgesetzt und war vor den Spiegel getreten, vor dem er die tollsten Posen machte.

„Was ich mache?“ antwortete Thomas, sich den drei Damen nähernd, indem er sich mit grotesker Grazie vor ihnen verbeugte.

„Erlauben Sie! Ich bin die berühmte Primadonna Bellerini. Ich wünsche den Herrn Kapellmeister Schwabl, von dem ich auf meiner Tournee im Innern von Afrika gehört habe, kennen zu lernen und ihn für eine Konzertreise nach dem Nordpol zu engagieren. Ich garantiere ihm als Gehalt zehntausend schabenfreie Seehundfelle, zweitausend Fässer Thran und als Auszeichnung den Nordlichtorden mit Schwertern und Walroßzähnen fünfter Verdünnung . . .“

Die Damen lachten aus vollem Halse.

„Welch eine Phantasie!“ keuchte Frau Professor Grünbaum, indem sie sich die Thränen aus den Augen wischte. In ihren Gedanken aber wünschte sie die Primadonna herbei, die ihren zukünftigen

Schwiegersohn emporführte zu Ruhm und Reichtum. „Nun sei mal vernünftig, Thomas!“ sagte sie nach einer Weile, immer noch mit dem Lachen kämpfend, denn Thomas führte mit dem federgeschmückten Hut auf dem Kopf wahre Indianertänze auf.

„Wie weit ist der ‚Hannibal‘ gediehen?“

„Willst du die große Arie hören, die ich heute nacht geschrieben habe, Mama?“ antwortete Thomas, mit den Augen zwinkernd.

„Ja, bitte, ja!“ schrieen alle die Damen zusammen.

„Paßt auf!“

Er setzte sich an den Flügel, griff ein paar Accorde und begann dann das schöne, geistreiche Lied zu spielen: „Ist denn kein Stuhl da für meine Hulda.“

Frau Schwabl wollte eben einen geharnischten Protest gegen diese Art Musik loslassen, als das Stubenmädchen die Thüre öffnete und Herr und Frau Hubmaier eintreten ließ. Thomas eilte auf das Ehepaar zu und begrüßte es.

Frau Schwabl und Eugenie nahmen sofort die junge Frau in Beschlag, die in ihrer Robe aus echten Brüsseler Spitzen ganz entzückend aussah.

Während Thomas und Hubmaier in einer Ecke des Zimmers ein paar alte Kalauer aufwärmten, musterte Frau Professor Grünbaum Leonie durch ihre Lorgnette und fand, daß die junge Frau eine höchst arrogante Person sei. Brüsseler Spitzen! Das war schon die vollendete Protzerei! Unwillkürlich flog ihr Blick zu ihrer Tochter, die eifrig in die kleine Leonie hineinredete.

Wie ärmlich sah Eugenie neben dieser blühenden, blendend schönen Frau aus, die noch dazu um vier Jahre jünger war als Eugenie.

‚Eine arrogante Person!‘ dachte Frau Professor

Grünbaum wieder, indes sie überlegte, wann Thomas es wohl einmal so weit gebracht haben würde, ihrer Eugenie auch eine Robe aus Brüsseler Spitzen kaufen zu können.

Das Stubenmädchen erschien wieder unter der Thüre und ließ Geiger eintreten.

Thomas begrüßte den Freund, der sich bei Frau Schwabl wegen seines späten Kommens entschuldigte.

„Erst in letzter Stunde entschloß ich mich dazu, Ihrer Einladung Folge zu leisten. Ich fühlte mich nicht wohl, meine Gnädige —"

Geiger sagte es mit lässiger Höflichkeit. Es war ihm ja gar nicht besonders darum zu thun, sich zu entschuldigen. Er hätte am liebsten von der Einladung keinen Gebrauch gemacht. Nur um seiner verzweifelten Stimmung Meister zu werden, hatte er zu Schwabls sich aufgemacht.

„Sie sehen auch gar nicht gut aus!" Frau Schwabl sah Geiger besorgt in das bleiche Gesicht, auf dem die Spuren der letzten Ratskellersitzung noch immer sichtbar waren. „Sie arbeiten doch wohl etwas zu viel!"

Geiger lachte gezwungen. Arbeiten! Das klang wie Hohn! Er wollte ja gar nicht mehr arbeiten. Es war ihm alles verekelt. Leben wollte er, genießen, sich austoben — austoben bis zur Erschöpfung, nur nicht mehr arbeiten! Ob er hier genießen konnte?

Mit irrem Blick sah er über die Gesellschaft hin. Da bemerkte er Leonie.

Er zuckte zusammen. Wie Lava, glühend heiß, schoß das Blut ihm in die Schläfen.

Er hatte Mühe, sich aufrecht zu halten. Eine gewaltige Erregung hatte sich seiner bemächtigt. Da stand sie vor ihm und schaute mit ihren großen, tiefen Augen lächelnd zu ihm herüber und weidete sich an seiner Ueberraschung.

Frau Schwabl hatte ihn am Arme genommen und ihn zu Leonie geführt.

„Sie hätten viel versäumt, lieber Doktor, wenn Sie heute abend nicht zu uns gekommen wären! Da sehen Sie — unsre junge Freundin — Frau Leonie Hubmaier. Ist sie nicht ein Bild, das einen Poeten begeistern kann?“

„Frau Schwabl — ich bitte!“ Leonie schlug in reizender Verschämtheit die Augen nieder.

Thomas war hinzugetreten.

„Ja, siehst du, das ist die schöne Dame, von der ich dir schrieb, Geiger! So was muß man kennen lernen! Und dafür sollst du mir dankbar sein, Freunderl!“

„Wir kennen uns ja schon, Herr Kapellmeister!“ entgegnete Frau Leonie mit silbernem Lachen. Und jetzt richtete sie ihre Augen wieder voll auf Geiger, der noch immer schweigend vor ihr stand und sie mit seinen Blicken förmlich verschlang.

„Ja, Thomas, wir kennen uns schon!“ brachte Geiger mühsam hervor, als er den verblüfften Blick des Freundes bemerkte.

Leonie erzählte, wie sie die Bekanntschaft Geigers gemacht hatte. Indessen war auch ihr Gatte zu Geiger herangekommen und hatte ihn in seiner derbgemütlichen Art begrüßt.

„Meine Herrschaften, darf ich zum Abendbrot bitten!“ rief Frau Schwabl, die an den gedeckten Tisch getreten war und ihren Gästen die Plätze anwies.

Geiger hatte sich mit einem Male eine tolle Unternehmungslust bemächtigt. Ein kecker Wagemut, der ihn in die heiterste Stimmung versetzte. ‚Der Mensch entgeht seinem Schicksal nicht,‘ sagte er sich, als er Frau Leonie den Arm bot, um sie zu Tisch zu führen. Und sein Schicksal war dieses Weib. Dieses

herrliche Weib, das seinen Arm in den seinen legte, so vertraulich, so ohne Zögern, als gehörte es ihm an. Als wäre es sein Weib!

Sein Weib!

Als er neben ihr sich am Tische niederließ, schweifte sein Blick zu ihrem Gatten hinüber. Es war ein prüfender Blick. Seine Augen begegneten denen Hubmaiers. Der sah ihn schmunzelnd an, als wollte er sagen: „Recht so!“

Jetzt wußte er es: mit dem Manne würde er fertig werden, wenn es sein mußte. Mit der Frau?

In diesem Augenblick geriet ihr Fuß an den seinen. War es Zufall, war es Absicht? Er entschuldigte sich leise. Sie schüttelte den Kopf, sah ihm voll ins Gesicht und erwiderte ebenso leise: „Nein, nein! Es ist ja so herrlich, daß wir heute abend beisammensitzen dürfen!“

„Wenn Sie nur wollen, gnädige Frau — ich liege Ihnen zu Füßen — immer — immer —“ Er schämte sich in demselben Augenblick, da er sie gebrauchte, dieser banalen Redensart. Aber Leonie schien davon ganz entzückt. Sie rückte ihren Stuhl so nahe an ihn heran, daß ihr Arm den seinen streifte. Beinahe erschrocken sah Geiger zu ihrem Gatten hinüber, ob er sie nicht beobachte. Herr Hubmaier aber hatte weder für seine Frau noch für Geiger ein Auge übrig. Er saß vor seinem vollen Teller und hantierte mit Messer und Gabel, als hätte er acht Tage lang gefastet.

Das Gespräch während des Soupers drehte sich, wie immer, wenn Schwabls Einladungen gaben, um das Theater und was damit zusammenhängt. Frau Schwabl und Sohn, Frau Professor Grünbaum und Tochter trugen die Kosten der Unterhaltung. Leonie hörte nur halb zu, solange es sich um die weiblichen Theatergrößen handelte. Als aber der Name des

ersten Heldenliebhabers vom Hoftheater im Laufe des Gesprächs genannt wurde, wandte sie sich wie elektrisiert von Geiger ab, der ihr gerade über sein neues Drama einen Vortrag hielt.

„Ah, der süße Halling!“ rief sie in ihrer kindlich temperamentvollen Weise aus. „Ich muß ihn noch kennen lernen. Ich bin ganz verliebt in sein wunderbares Spiel —“

„Aber Leonie!“ warnte ihr Gatte lachend, während Frau Professor Grünbaum indigniert die Nase rümpfte.

„Warum!? Ist er nicht ein lieber Mensch?“ eiferte Leonie, und ihre Augen leuchteten trotzig dabei auf.

Geiger konnte den Halling nicht ausstehen. Diesen Menschen, der mit seinem süßlichen Organ — er hatte allerdings ein wunderbares Organ — alle Weiber Münchens in Bann schlug. Und nun mußte er dieses begeisterte Lob Leonies über ihn hören. Sie verehrte Halling! Sie sehnte sich, ihn kennen zu lernen! In diesem Augenblick war Halling, den er bisher als eine quantité négligeable betrachtet hatte, sein grimmig gehaßter Nebenbuhler geworden.

„Halling ist ein recht mäßiger Schauspieler und ein sehr seichter Kopf!“ sagte er, indem er sich zu Frau Hubmaier wendete. Seine Stimme klang so hart wie sein Urteil.

„Das ist nicht schön von Ihnen, gar nicht schön, Herr Doktor, daß Sie so von Herrn Halling sprechen!“ entgegnete sie in gereiztem Ton.

„Wenn ich Ihnen aber auf Grund meiner kritischen Erfahrung —“

„Ach was, kritische Erfahrung! Ihr Kritiker müßt immer was zu nergeln haben!“ fiel sie ihm in die Rede.

„Nun —“

„Nein, nein! Sie dürfen Halling nicht ſchlecht machen! Ich verehre ihn! Ich mag das nicht leiden, daß man über einen Abweſenden herfällt!“

Die kleine Perſon war ganz Feuer und Flamme. Ihre Mundwinkel zuckten in nervöſer Erregung, und in ihren kleinen Händen zerknitterte ſie ihr ſeidenes Taſchentuch, daß es nur noch ein unanſehnliches Knäuel bildete.

Geiger ſchwieg betroffen. War das Energie oder nur kindiſcher Eigenſinn? Es ſchien ihm mehr das letztere zu ſein. Als ob man einem Kinde ein Spielzeug, das es ſich einbildete, vergebens aus dem Kopfe redete! Ein Spielzeug! Sie war ja noch das reine Kind. Vielleicht ſpielte ſie auch nur mit ihm? Vielleicht war dieſe ganze Vertraulichkeit, die ihn ſo ſehr entzückte, die ihm die Sinne verwirrte, die er in ſo ganz, ganz andrer Weiſe deutete — vielleicht war das alles nur Spiel!

„Sie haben recht, gnädige Frau!“ ſagte Thomas einlenkend, indem er dem neben ihm ſitzenden Geiger einen ſanften Rippenſtoß verſetzte. „Geiger urteilt zu ſchroff über Halling. Er kann was! Er kann ſogar ſehr viel. Und warum ſoll er auch den Damen nicht gefallen? Es iſt doch ein ſehr ſchöner Menſch. Er macht auf der Bühne eine famoſe Figur —

„So iſt er endlich da, der Augenblick,
Und Karl darf dieſe teure Hand berühren!
Auf dieſem Platz will ich verzaubert liegen,
In dieſer Stellung angewurzelt —
Man reiße mich von hier aufs Blutgerüſte!
Ein Augenblick gelebt im Paradieſe,
Wird nicht zu teuer mit dem Tod gebüßt!“

Thomas citierte die Schillerſchen Verſe ganz in der ſingend-ſüßlichen Weiſe Hallings, der erſt ein paar Tage vorher den Don Carlos „verzapft“ hatte, wie Schwabl ſich ausdrückte.

Alles lachte, auch Leonie stimmte herzlich mit ein, denn Thomas verstand es ausgezeichnet, die Sprechweise der einzelnen Koryphäen der Hofbühne zu imitieren. Darin war er Meister.

„Ein Augenblick gelebt im Paradiese —"

Geiger brachte diese Worte den ganzen Abend nicht mehr aus dem Sinne. Er beteiligte sich nicht mehr an der Unterhaltung, die zumeist Schwabl und Hubmaier führten, indem sie schlechte und gute Theaterwitze erzählten.

Das heitere, fröhliche Gelächter Leonies, die, so nahe sie bei ihm saß, sich gar nicht mehr um ihn zu bekümmern schien, machte ihn rasend. Am liebsten wäre er auf und davon gegangen.

Sie verstand ihn nicht! Sie wollte ihn nicht verstehen! Sie war ein Kind! Ein thörichtes Kind! Und er hatte geglaubt, endlich ein Weib gefunden zu haben, das ganz sein war, ganz mit ihm fühlte, das so einsam und verlassen, so unglücklich und elend war wie er!

War sie unglücklich? Elend? Nein! Er biß die Lippen aufeinander, daß sie schmerzten. Nein! Er hatte es nur geglaubt. Er hatte in seiner romantischen Art nur etwas in ihr Wesen hineinphantasiert, was sie gar nicht kannte. Sie war ein Weib, wie so viele andre auch. Jung verheiratet, wissend und doch unwissend. Und darum fand sie alles lieb und gut und schön und bewundernswert und liebte trotz allem ihren Mann, wie es einem Durchschnittsweibe eben ziemt.

Und trotz allem liebte er sie — jetzt mehr noch denn vorher. Die Absichtlichkeit, mit der sie seinen ihr Auge suchenden Blicken auswich, reizte ihn und steigerte seine Erregung zur Fieberhitze. Wie herrlich hätte dieser Abend sein können, hätte er mit seiner plumpen Pedanterie nicht alles verdorben. Was

brauchte er an diesem Halling Kritik zu üben? Aber das war die dumme, einfältige Eitelkeit der verbummelten Zechbrüder vom Komödiantentische, die auch ihm in die Knochen gefahren war. Diese Ueberhebung, alles mit ein paar hochmütigen Phrasen abzuthun, was ihnen nicht in den Kram paßte. Was hatte er denn vor einem Halling voraus? Der Mann ward von halb München verehrt, umschwärmt, bewundert. Und wer kümmerte sich um ihn? Ja, seine Kneipgenossen nannten ihn ein Genie, wenn ihnen der Wein in den Kopf gestiegen war und ihre Beine den Halt verloren hatten. Das waren seine Bewunderer, seine Verehrer!

„Kommen Sie, lieber Doktor, Thomas will uns seine Hannibal-Ouverture vorspielen!“ rief ihn Frau Schwabl an.

Er hatte in seinem Brüten gar nicht bemerkt, daß sich die Gesellschaft erhoben hatte und ins Musikzimmer getreten war.

„Entschuldigen Sie mich einige Minuten, gnädige Frau!“ sagte Geiger, indem er aufstand. „Mein alter, nervöser Kopfschmerz hat mich wieder einmal gepackt —“

„O, Sie Aermster! Ich beobachte Sie schon den ganzen Abend — Sie waren so schweigsam! Kann ich Ihnen irgendwie helfen? Wollen Sie ein wenig Kölnisches Wasser?“ Frau Schwabl erschöpfte sich in teilnahmsvollen Fragen. Das war ihr Element, jemand zu bemitleiden. Sie hatte es ja auch so gerne, wenn man sie bemitleidete.

Geiger lehnte alles höflich dankend ab und bat Frau Schwabl, zur Gesellschaft zurückzukehren. Er wolle keine Störung verursachen. Sobald er sich wieder besser fühle, werde er erscheinen.

Frau Schwabl entfernte sich, nachdem sie vorher die Gasflammen am Lüster niedergeschraubt hatte, damit sie Geiger nicht blendeten.

Er lehnte ſich in den Seſſel zurück und ſchloß die Augen.

Vom Muſikzimmer her klang in mächtigen Accorden Schwabls Hannibal-Ouverture.

Thomas ſpielte wieder einmal mit echtem Feuer und heiligem Ernſt. Es that wohl nach den vielen tollen und beinahe kindiſchen Faxen, mit denen er wie ein Clown während des ganzen Abends die Geſellſchaft amüſiert hatte.

Geiger wurde mehr und mehr von dem Werk ſeines Freundes gefeſſelt. Er horchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit hin. Ein großer, pathetiſcher Zug ging durch die Muſik Schwabls. Es fehlte allerdings nicht an ſtarken Reminiscenzen, da und dort machte ſich eine allzu kecke Anleihe an einen großen Meiſter, vor allem Wagner, aufdringlich bemerkbar. Daneben aber kamen wieder wunderbare Stellen von großer, originaler Wirkung. Und vor allem: Schwabls Interpretation war meiſterhaft. Er ſpielte hinreißend und mit einem Schwung, den Geiger nur ſelten an ihm wahrgenommen hatte.

„Aus dem Menſchen wird doch noch was!“ murmelte er vor ſich hin. Wie beneidete er ihn gerade in dieſem Augenblick um ſein Können und noch mehr um ſeine naive Schaffens- und Lebensfreude. Das war ein Künſtler durch und durch: halb Kind, halb Genie. Wenn ihn nur erſt des Lebens Ernſt geläutert haben würde, dann würde er auch in ſeiner Kunſt die Vollendung erreichen.

Des Lebens Ernſt! Geiger übermannte ein Gefühl der Bitterkeit bei dieſem Gedanken. Das war's ja, warum auch er noch immer in den Niederungen dahinlebte! Mit dem tönenden Wortgebimmel am Komödiantentiſch war's nicht gethan. Und mit dem Philoſophieren im Ratskeller, wenn die Zunge kaum mehr gehorchte, auch nicht. Dieſes ganze wüſte Leben

in den Münchener Bier- und Weinbuden war bar jeden ſittlichen Ernſtes, jeder ſeeliſchen Würde. Es war ein großer Suff, in dem alle Energie, alle Kunſt unterging.

Geiger reckte ſich jäh in die Höhe und griff mit beiden Händen in die Dämmerung hinein, als wollte er etwas halten, das vor ihm her floh.

Und was war es mit dieſer Frau? War das nicht auch wieder nur ſo eine von den vielen tollen Farcen, die dieſe ewig zwiſchen Suff und Kater ſchwankende Stimmung zeitigte? Was wollte er denn mit dem Weibe? Was ging es ihn an? Genießen, genießen!

Geiger ſchauderte. Ja, das war der ganze Inhalt dieſes Münchener Bummellebens! Genießen, immer genießen! Das war die Signatur auch ſeines Lebens bisher geweſen. Das bißchen Arbeit, das ſo nebenher ging, war eigentlich auch nur mehr eine andre Form von Genuß. Es kitzelte den Ehrgeiz, und es ſchmeichelte der Einbildung, wenn man ſo ein paar niedliche Verſe mühelos zuſammengerafft hatte. Aber ernſte Arbeit war's nicht. Ernſte Arbeit war auch das große Werk nicht, das er vor Wochen begonnen hatte. Würde er es ſonſt beiſeite ſchieben, nur um der hübſchen Larve einer Frau willen, die ihm doch nicht mehr bieten kann als tauſend andre hübſche Weiber auch? Es iſt immer dasſelbe!

Geiger fuhr mit dem Handrücken über die Augen. Das war ja genau Cronings Gedankengang, auf dem er ſich da ertappte. Sollte der kühle Norddeutſche doch recht haben?

Ein wirrer Stimmenlärm drang vom Muſikzimmer zu Geiger herüber. Thomas war mit ſeiner Ouverture zu Ende und nahm mit vergnügtem Grinſen, den ewig kohlenden Zigarrenſtummel im Mund, die Huldigungen entgegen, die ihm Hubmaier

und die Damen in überschwenglicher Begeisterung darbrachten. Auch Frau Leonie beglückwünschte Schwabl herzlich; ihr Auge aber suchte Geiger, den sie schon während der ganzen Ouverture mit wachsender Unruhe vermißt hatte.

Wo war er nur? Er konnte sich doch nicht schon entfernt haben, ohne ihr adieu zu sagen! War er beleidigt, weil sie Halling so verteidigt hatte?

Sie warf einen scheuen Blick in das Speisezimmer. Da saß Geiger, regungslos vor sich hinstarrend. Sollte sie zu ihm gehen? Es reizte sie, ihm ein paar freundliche Worte zu sagen. Einen Augenblick zögerte sie. Etwas wie Trotz hielt sie zurück. Warum sollte sie dem Doktor entgegenkommen? Sie wußte ganz gut, welch tiefen Eindruck sie auf ihn gemacht hatte. Es war an ihm, sie für sein hartes Urteil über Halling um Entschuldigung zu bitten.

Sie überlegte noch, als Geiger aufstand. Er sah Leonie in der Thür zum Musikzimmer stehen. Scharf und plastisch hob sich ihre zarte, ebenmäßige Gestalt von dem hellen, lichtdurchfluteten Hintergrund ab. Wie schön sie war! Geiger biß sich auf die Lippen. Ihre Blicke hafteten fest aufeinander. Und ehe er sich dessen versah, stand Leonie dicht vor ihm in dem dämmerigen Raum.

„Lieber Herr Doktor!“ Ihre Stimme zitterte ein wenig.

Eine heiße Blutwelle schoß ihm in den Kopf. Wie rührend sie ihn ansah mit ihren Kinderaugen!

„Sind Sie mir böse?“ sagte sie ganz leise und in schmeichelndem Ton.

‚Ja — weil Sie diesen Komödianten verehren,‘ wollte er sagen, aber er brachte es nicht über seine Lippen. Das Weib übte einen mächtigen Zauber auf ihn aus, es hypnotisierte ihn förmlich mit seinen lieben Augen. Er wußte nicht mehr, was er that.

In leidenschaftlicher Erregung faßte er ihre beiden kleinen Hände und küßte sie.

„Ich bin Ihnen nicht böse, ich kann Ihnen nicht böse sein, Sie liebe, liebe Frau!“ stammelte er, seiner Sinne nicht mehr mächtig. „Haben Sie Mitleid mit mir — und spielen Sie nicht mit mir —!“

Sie zog ihre Hände nicht zurück, die er noch immer krampfhaft in den seinen hielt. Sie sah ihn groß an. Ihr Lippen bebten.

„Spielen Sie nicht mit mir!“ wiederholte er.

Sie schüttelte leise den Kopf, schloß die Augen und drückte seine Hände.

Er wollte die ihren wieder küssen, aber sie machte sich in wilder Hast von ihm los und eilte, ohne ihn noch einmal anzusehen, in das Musikzimmer zurück.

Geiger stand wie berauscht und sah ihr nach.

‚Sie liebt mich!‘ jubelte es in seinem Herzen, und eine Flucht der süßesten Gedanken jagte ihm durch den Kopf.

Nun gab es für ihn kein Zurück mehr. Nun mochte geschehen, was da wollte. Sie liebte ihn!

Mit leuchtenden Augen betrat er das Musikzimmer, wo er mit Jubel von der kleinen Gesellschaft empfangen wurde, die unter Schwabls Direktion zu einem Gesangverein sich konstituiert hatte und in übermütiger Laune die banalsten Lieder der Münchener Karnevalssaison unisono sang.

„Guten Morgen, Herr Fischer. Herr Fischer, guten Morgen,“ klang es Geiger entgegen, und „Guten Morgen, Herr Fischer,“ fiel er mit seinem Bierbaß ein.

Siebzehntes Kapitel.

Müden, schlürfenden Schrittes ging die blonde Marie die Auenstraße entlang.

Es war nachts drei Uhr. Eine bitterkalte, mondhelle Nacht. Tiefe Stille ringsum. Nur leise rauschte die nahe Isar. Sie führte mächtige Eisschollen, die knisternd und knirschend aneinanderstießen. Ueber den dickbereiften Bäumen der Isarauen lag ein bläulicher Schleier, der in der Ferne, Thalkirchen zu, in tiefes, sattes Violett überging.

Die blonde Marie zog ihr gestricktes Kopftuch tiefer über die Stirne herein und drückte den Zipfel des Tuches fest an Nase und Mund. Es war doch ein endlos langer Weg vom Franziskaner bis hier heraus!

Sie hätte ja fahren können — wie so viele ihrer Kolleginnen leisteten sich diesen Luxus —, denn in der Geldtasche, die an ihrer rechten Hüfte an langen Lederstreifen herabbaumelte, klirrte und klang ein hübsches Sümmchen Verdienst.

Aber es that ganz gut, dieser Marsch durch die reine, klare Winternacht, wenn man so den ganzen Tag über in der Bierstube zugebracht hatte, die erfüllt war von Zigarrenqualm und von dem stickigen

Duft brodelnden Sauerkrauts und angebrannten Fettes. Und dann — diese zwei Mark, die der Fiaker nachts um drei Uhr für eine Fahrt in die äußerste Außenstraße verlangt haben würde, wollten auch wieder verdient sein. Und sie verdienten sich nicht so leicht. Denn nicht jeder Gast war so nobel und gab ein „Fünferl" oder „Zehnerl" Trinkgeld. Es gab im Franziskaner auch noch Stammgäste alten Schlages, die meinten, mit zwei Pfennigen Trinkgeld den Dienst der blonden Marie genügend entlohnt zu haben.

Die noblen Gäste ließen sich überhaupt an den zehn Fingern herunterzählen.

Da war der alte, weißbärtige General a. D. von Kreutner, der Tag für Tag, jahraus jahrein Punkt zehn Uhr früh auf seinem angestammten Platz im Franziskaner erschien, und der keinen Tag vorübergehen ließ, ohne den ihm das Bier bringenden Piccolo in die Grundprinzipien militärischen Drills einzuweihen. Der Schenkkellneraspirant, wie er den grünbeschürzten Piccolo zu nennen pflegte, mußte lernen, militärisch anzutreten; er mußte die Knochen zusammen- und den Kopf hochnehmen, das Kinn anziehen und die linke Hand an die Hosennaht legen — in dieser Positur nur durfte er dem alten Haudegen mit dem Glas Bier unter die Augen kommen. Dann erst, nachdem der General strenge Musterung an der Stellung des Piccolo vorgenommen hatte, durfte dieser mit einem lauten, militärisch strammen „Zum Wohl, Herr General!" das Bierglas vor den Kommandeur aufpflanzen.

Wehe, wenn der Junge dieses Exerzitium nicht zur Zufriedenheit des Generals ausführte.

„Kehrt, marsch!" donnerte es ihm dann entgegen, und der Piccolo mußte samt dem Bierglas ein paar Schritte sich entfernen, um noch einmal vorschriftsmäßig vor dem Gestrengen anzutreten.

Bei einem „gedienten“ Piccolo kam das natürlich nur sehr selten vor. Kam aber einmal ein „ganz Neuer“ an dessen Stelle, dann setzte es unter dem Hallo der übrigen Gäste am Stammtisch des Generals — meist auch alte pensionierte Militärs — Tag für Tag eine regelrechte Rekrutendrillerei ab, bis der Schenkkellneraspirant Harmonie in den Knochen hatte, wie sich der General auszudrücken pflegte.

Um so zarter behandelte Excellenz von Kreutner die Stammtischkellnerin. Und er war einer von den wenigen Stammgästen, die nie unter zehn Pfennig pro Frühstück gaben. Meist war es um ein paar Pfennige mehr.

Ein andrer „nobler“ Stammgast am Service der blonden Marie war Herr Grubmayer, ein ehemaliger Magistratsrat in irgend einem bayrischen Marktflecken und Besitzer mehrerer Häuser in einer der vornehmsten neuen Straßen Münchens. Ein Mann, der die Kunst verstand, in kürzester Zeit den wildfremdesten Menschen am Biertisch in ein Gespräch zu verwickeln. Charakteristisch war seine Art, jeden Satz, den er sagte, mit einem stereotypen „Wissen S', nöt!“ oder „Verstehen S', nöt!“ zu verbrämen.

Auch Croning, der Freund Geigers, zählte zu denen, die die blonde Marie freigebig mit guten Trinkgeldern bedachten.

Erst heute morgen wieder hatte er sich im Franziskaner bei ihr eingefunden und ihr erzählt, daß er eben von einer Spritztour nach Berlin zurückgekehrt sei.

Er sah übernächtig aus und räsonnierte furchtbar über dieses Berlin, das nichts andres sei als ein großer, großer Sündenpfuhl.

„Ja, warum san S' denn nachert hing'fahren?“ hatte Marie den Doktor lachend gefragt.

„Marie, das verstehst du nicht — die Sehn-

sucht, die verdammte Sehnsucht nach einem süßen Mädel —!"

Croning hatte dazu eine Bewegung gemacht, als wollte er sagen: „Aber es ekelt mir davor!"

Sie verstand ihn nicht. Auch jetzt wieder, da sie in die Winternacht hineintrabte und all diese Bilder und Eindrücke des vergangenen Tages an ihrem Auge vorüberzogen, grübelte sie vergeblich darüber nach, wie das Croning gemeint haben könnte.

Hatte er in Berlin etwas, das er los sein wollte? Warum sprach er dann aber von der Sehnsucht, die ihn hinzog?

„Ja, Marie! Die Liebe — die Liebe — das ist eine ganz verfluchte Sache!" hatte er lachend gesagt, indem er ihr auf die Schulter klopfte.

Die Liebe —! Was wußte der reiche Doktor von der Liebe!

Die blonde Marie seufzte tief auf. Sie war vor dem Hause angekommen, wo sie eine kleine Stube oben im vierten Stock bewohnte. Vier Stiegen mußte sie noch hinaufsteigen. Und sie war so müde. Ihre Füße schmerzten sie, als ginge sie auf Nadeln.

Unwillkürlich sah sie an dem hohen Hause mit seiner nüchternen Mietskasernenphysiognomie empor.

Oben, im vierten Stock, war noch ein Fenster erleuchtet.

Sie schrak zusammen. Das war doch das Fenster ihres Zimmers?

Sollte er sie erwarten? Jetzt noch, um halb vier Uhr morgens!? Was war da wieder vorgefallen!

In atemloser Hast nestelte sie den Hausschlüssel aus ihrer Tasche. All ihre Müdigkeit war mit einem Male entschwunden. Eine fieberhafte Erregung hatte sich ihrer bemächtigt. Rascher als sonst stieg sie die

steilen Treppen empor. Je höher sie kam, um so schwerer ward ihr ums Herz. Oben angekommen, hielt sie beklommen den Atem an und horchte. In der Wohnung war alles stille. Sollte er eingeschlafen sein, während er auf sie wartete? Es war heute besonders spät geworden. Sonst kam sie meistens nach zwölf Uhr heim.

Sie öffnete leise, mit zitternden Händen die Flurthüre.

Drinnen in der Wohnung wurde in demselben Augenblick eine Thüre aufgerissen. Eine Männergestalt erschien in dem hellerleuchteten Rahmen.

„Marie, bist du's?" tönte ihr eine Stimme in heiserem, ungeduldigem Tone entgegen.

„Ja —"

„Zum Teufel, wo bleibst du denn so lange —!"

Sie hatte eilig die Flurthüre geschlossen und war rasch in das Zimmer getreten, dessen Thüre der Mann ziemlich heftig schloß.

„Mach doch kein'n solchen Lärm!" flüsterte Marie, während sie das Kopftuch nahm und mit ihren zitternden, steifgefrorenen Händen die angereiften Haare aus dem blassen Gesichte strich.

„Ach was! Da soll man nicht ungeduldig werden!" brummte er und trat an den Tisch, auf dem eine kleine Petroleumlampe brannte. Ein heller Schein flutete über sein gelbes Gesicht, in dem zwei schwarze, kleine Augen unruhig flackerten. Es war dasselbe Gesicht, das Geiger im Franziskaner beobachtet hatte, derselbe Mann, über den er Marie vergebens befragt hatte.

„Wenn ich jetzt nicht die Schlüssel zum Haus und zur Wohnung gehabt hätte, hätte ich drunten auf der Straße auf dich warten müssen — ein schönes Vergnügen bei dieser Bärenkälte!" räsonnierte er, sich breit auf das Bett setzend, das neben einigen

Stühlen und einem Schrank das ganze Meublement des Zimmers bildete.

„Ja — mein Gott! Dafür kann doch i nix! I hab' doch net wiss'n können, daß du heut kommst, Hans!“ sagte Marie in freundlichem, beinahe flehendem Tone. „Mir ham doch ausg'macht, daß d' erst am Sonntag wieder kommst —“

„Ausgemacht!“ Er runzelte die Stirne und starrte vor sich hin. Dann sagte er, plötzlich sich zu ihr wendend:

„Weißt du, warum ich auf dich gewartet habe?“

Sie sah ihn fragend an.

„Ich brauche Geld, Marie!“

Er sagte es zögernd und schlug die Augen nieder.

„Hans! Schon wieder? I hab' dir doch erst vorige Woch'n hundert Mark geb'n!“

Er war aufgestanden und hatte beide Arme um ihre Hüften gelegt. Mit einem Male war er ganz verändert. Der trotzige, finstere, gewaltthätige Ausdruck war aus seinem Gesicht vollständig geschwunden. Seine sonore Stimme, die sonst rauh und hart klang, hatte eine schmeichelnde Wärme und Glätte angenommen.

„Marie! Sei mir nicht böse. Ich weiß — du hast in der letzten Zeit viel, sehr viel für mich gethan! Ich bin ja ein elender Kerl, daß ich deine Hilfe in Anspruch nehme. Aber schau — ich weiß nicht, wo aus und ein. Ich stehe vor dem Examen — meine Gläubiger drängen mich, daß ich mir die Haare ausraufen möchte — Jetzt kommt auch noch der Kerl, von dem ich es am wenigsten erwartet hätte, dieser Rosenstein, und fordert mich auf, einen Wechsel auszulösen, den ich vor fünf Monaten unterschrieben habe. Er habe schon einen Monat gewartet — jetzt könne er nicht länger mehr warten — er müsse sein Geld haben, sonst würde er mich einklagen — denk

dir nur — vor dem Examen mich einklagen —! Wo ich meinen ganzen Kopf beisammen haben muß, daß ich das Examen bestehe —! Es ist zum Verzweifeln!“

Marie war auf einen Stuhl gesunken und hatte ihr Gesicht in beide Hände vergraben.

Es stellte ihre Liebe zu ihm auf eine harte Probe.

Im Café Luitpold hatte sie Hans Naumann kennen gelernt. Er war Mediziner und stand bereits im sechzehnten Semester. Seine Mutter war im letzten Jahre ihrem Manne, einem kleinen Bierbrauer in Niederbayern, ins Grab nachgefolgt. Naumann stand vis à vis de rien. Denn mit dem Tode der Mutter hörten die Zuschüsse von daheim, die ohnehin immer spärlicher flossen, vollständig auf. Die zwei Brüder Naumanns übernahmen das elterliche Geschäft, das ziemlich verschuldet war, und machten ihrem Bruder gegenüber mit vollem Rechte geltend, daß er nun nichts mehr von ihnen zu fordern habe. Denn er hatte von den Eltern mehr erhalten, als die beiden Brüder zusammen, trotzdem er den Herzenswunsch seiner Mutter, Geistlicher zu werden, nicht erfüllt, sondern nach dem Abgang vom Gymnasium erklärt hatte, er wolle Medizin studieren. Damals lebte Naumanns Vater noch, der meinte, wenn Hans durchaus Doktor werden wolle, so könne man auch damit zufrieden sein. Ein tüchtiger Landarzt könne noch viel mehr verdienen wie ein Pfarrer. So bezog Naumann, beneidet von seinen Brüdern, die in der Brauerei arbeiten mußten, die Universität München. Aber aus dem Studieren ward nichts. Naumann sprang bei einer Burschenschaft ein und verbummelte dabei fünf Semester am Isarstrand. Die Zuschüsse von daheim reichten natürlich nicht aus, den Aufwand eines flotten Schlaraffenlebens zu decken, und so machte Naumann Schulden. Schließlich geriet er derart in die Enge, daß er, um

von einem Bundesphilister Geld herauszubekommen, in seiner Not nach einem Mittel griff, das nach studentischen Ehrbegriffen unfair war. Die Sache kam auf, und Naumann wurde das Band entzogen.

Seine Mutter mußte, so schwer es sie ankam, des Sohnes Münchener Schulden — eine erkleckliche Summe — zahlen. Damals forderten Naumanns Brüder energisch, Hans solle nach Hause zurückkehren und in das Geschäft eintreten. Aber Hans trug bei der schwachen Mutter den Sieg über die Geschwister davon.

Er ging nach Würzburg, studierte dort ein Semester, um dann wieder das alte Bummelleben anzufangen. Ein raufluſtiger Niederbayer, der er war, kam er in Würzburg mit Leuten der Burschenschaft, die mit der Münchener, der er angehört hatte, im Kartell stand, in Konflikt. Die Sache kam vor einen Ehrenrat, der Naumann für satisfaktionsunfähig erklärte. Er konnte sich also auch in Würzburg nicht mehr halten und ging nach Erlangen. Dort verlor er vollkommen die Herrschaft über sich selbst. Er geriet in die Gesellschaft von einigen Studenten, die genau so verbummelt und versumpft waren wie er und die Erlangen gewissermaßen zur Endstation ihres verlorenen Lebens gemacht hatten.

In Erlangen hielt sich Naumann bis zum Tod seiner Mutter so leidlich über Wasser. Das Leben war billig und die Bereitwilligkeit der Bürger, dem „Herrn Doktor" zu pumpen, groß. Als aber die Zuschüsse von Niederbayern ausblieben, konnte sich Naumann in der kleinen Stadt nicht mehr halten. Bei Nacht und Nebel verduftete er und ging wieder nach München zurück.

Dort kam eine gewisse Ernüchterung über ihn. Aller Mittel entblößt, lernte er beten. Das heißt, er begann zu arbeiten. Zuerst versuchte er es mit

Stundengeben. Aber das Honorar, das er bekam, reichte gerade aus, sein Leben notdürftig zu fristen. Da lernte er in der höchsten Not eine Witwe kennen, eine ganz ungebildete Frau, deren Mann Bäcker gewesen war. Sie verliebte sich in ihn, obwohl sie fünfzehn Jahre älter war als er. Er wohnte bei ihr; sie zahlte ihm die Kollegiengelder unter der Bedingung, daß er nun energisch studiere, seinen Staatskonkurs mache und sie dann heirate. Sie hatte den blöden Ehrgeiz, von der Bäckermeistersgattin zur Frau Doktor zu avancieren.

Naumann studierte auch wirklich ernsthaft. Aber nicht, weil ihn die Aussicht lockte, dereinst der Gatte seiner Gönnerin zu werden, sondern weil er — er hatte trotz seines wenig einnehmenden Aeußern immer merkwürdiges Glück bei den Frauen — das Herz eines Mädchens erobert hatte, der einzigen Tochter eines sehr wohlhabenden Metzgermeisters in der Altstadt.

Wenn er dieses Goldvögelein kaperte, dann war er aller Sorgen überhoben. Aber bis dahin war noch ein weiter Weg. Denn der Alte, ein Münchener Self-made man durch und durch, schlug Naumanns Ansinnen, sich mit seiner Tochter verloben zu dürfen, rundweg ab. Erst solle er sein Examen machen, dann sei er als Schwiegersohn willkommen, eher nicht, lautete der ziemlich brüske Bescheid des biederen Metzgermeisters.

Was keine Drohungen des Vaters, kein Flehen der bekümmerten Mutter zuwege gebracht hatten — das brachte die lockende Aussicht, Schwiegersohn eines reichen Mannes zu werden, fertig: Naumann studierte in einem Semester mehr, als in vierzehn verbummelten Semestern zusammen.

Eines Tages aber kam die Bäckermeisterswitwe, die Naumann mit ihrer tollen fünfundvierzigjährigen

Eiferſucht bis aufs Blut peinigte, hinter ſein Geheimnis. Das Reſultat der Scene, die ſie ihm machte, war, daß ſie ihm die Wohnung und ihre Liebe kündigte, und, was für Naumann das Schlimmſte war, daß ſie ihm auch keine Unterſtützungen mehr gewährte.

Das war kurz vor Schluß des Semeſters. Naumann, deſſen ſtarkes niederbayriſches Naturell ſonſt keine Aufregung kannte, war jetzt der Verzweiflung nahe. Alle ſeine Berechnungen ſchienen fehlzuſchlagen, alle ſeine Zukunftspläne vernichtet. Mit einem Schlage. An ſeinen Schwiegervater in spe konnte er ſich nicht wenden, denn bei dem hatte er ſtets den Schein gewahrt, als beſäße er von Haus aus die Mittel, ſtudieren zu können.

Wie ſollte er das Geld auftreiben, um weiter leben zu können und vor allem, um im nächſten Semeſter, dem letzten vor dem Examen, die teuren Kollegiengelder zu bezahlen, der Koſten, die das Examen ſelbſt verurſachte, gar nicht zu gedenken!

Da führte ihm der Zufall die blonde Marie vom Luitpold in die Hände.

Eines Tages kam er, vom Franziskanerkeller her, wo er in verzweifelter Stimmung ein paar Maß hinter die Binde gegoſſen hatte, über die Fraunhofer Brücke.

Es war ein Uhr nachts. Nur wenige Menſchen mehr gingen auf der Straße. Da hörte er von der Auenſtraße her eine angſtvolle, kreiſchende Frauenſtimme, in die ſich johlende Männerſtimmen miſchten.

An der Ecke ſah er eine Frau ſtehen, die vier halbwüchſige Burſchen umringt hatten. Es war die blonde Marie, die ſich auf dem Heimwege befand und von den Burſchen in der unflätigſten Weiſe attackiert wurde.

Naumann wollte dem widerwärtigen Auftritt aus dem Wege gehen. Aber plötzlich erwachte in ihm

die angeſtammte Raufluſt — oder war es der Drang, ſeiner in ihm aufgeſpeicherten Wut über die eiferſüchtige Bäckermeiſterswitwe, die ihm den Abſchied gegeben hatte, Luft zu machen? — kurz: er eilte auf die lärmende Gruppe zu und ſtellte ſich an die Seite des Mädchens, das ſofort krampfhaft ſeinen Arm umklammerte und ihn um Hilfe und Schutz anflehte.

„Was giebt's da?“ donnerte er die vier Burſchen an, die bei ſeinem Erſcheinen zurückgewichen waren.

„Je! den ſchaugt's an!“ höhnte einer der Burſchen. „Willſt epper gar anbandeln, Kloaner? Daß i dir net oane ſtür' — biſt epper gar der Louis von dera da —?!“

Der Burſche konnte nicht ausreden. Im nächſten Augenblick hatte ihn Naumann mit derber Fauſt am Halſe gepackt und zu Boden geſchleudert, daß er in die Straßenrinne kollerte.

Die andern drei wollten jetzt über Naumann herfallen. Blitzſchnell hatte er aber aus der Geſäßtaſche ſein im Griff feſtſtehendes Meſſer — die echt niederbayriſche Waffe, die er ſtets bei ſich trug — hervorgeholt und die Lederſcheide heruntergeriſſen.

Unheimlich blinkte der Stahl in dem trüben Laternenlicht.

„Der erſte, der herkommt, is a Leich'!“ rief Naumann, in ſeinen Dialekt verfallend, den er immer gebrauchte, wenn er erregt war.

In dieſem Augenblick kamen in eiligem Lauf zwei Gendarmen herbei.

Naumann, der ſah, wie die Burſchen Miene machten zu entfliehen, ſtürzte ſich auf einen und hielt ihn mit eiſernem Griff feſt, während die andern davonliefen, als jagte ſie ein Sturmwind vor ſich her.

„Was giebt's?“ fragte der eine der Gendarmen.

Naumann, der den Burſchen noch immer feſthielt, erzählte den ganzen Vorgang.

Der Burſche wurde ſofort arretiert.

„Er hat 's Meſſer 'zogen!“ heulte er, auf Naumann deutend.

„Sie wiſſen, daß das Tragen von feſtſtehenden Meſſern verboten iſt?“ ſagte der Gendarm, ſich an Naumann wendend.

„Allerdings! Aber gegen ſolche Kerle kann man nur mit dem Meſſer was ausrichten!“

„Wie heißen Sie? Was ſind Sie?“

„Naumann, Student.“

„Ich bitte um Ihre Legitimationskarte.“

Naumann gab die Karte dem Gendarmen, der ſie, höflich grüßend, zu ſich ſteckte.

Dann nahmen die beiden Schutzleute den Burſchen am Arm und zogen mit ihm ab.

Jetzt erſt ſah ſich Naumann das Mädchen an, das er ſo energiſch verteidigt hatte.

Die blonde Marie dankte ihm in überſtrömender Weiſe für ſeine tapfere That. Dann überwältigte ſie die Nachwirkung des Schreckens, den ſie ausgeſtanden hatte, und ſie fing an, heftig zu weinen.

Das Mädchen gefiel ihm. Er tröſtete es und erbot ſich, es heimzubegleiten.

Und ſo ging er mit ihr bis zu ihrer Wohnung. Am Hausthor ſagte er lachend:

„Komiſch is doch! Morgen werd'n ſ' mir von der Polizei ein Strafmandat ſchicken, weil i mei Meſſer 'zogen hab' — und i hab' kein'n Kreuzer Geld! Da muß i mich halt einkaſteln laſſen!“

Marie ſah ihn erſchrocken an.

Ihre Angſt amüſierte ihn.

„Je — da ſchaun S', Fräulein Marie! So geht's, wenn man galant is und hat kein Geld!“

Jetzt mußte ſie mitlachen. Dann aber wurde ſie tiefernſt und blickte ihm mit ihren großen Augen voll ins Geſicht.

„Ja — ham S' wirklich kein Geld nicht, Herr Doktor?"

„No — i versetz' halt meine Uhr," entgegnete er trocken, obwohl er die Uhr bereits vor ein paar Tagen ins Leihhaus hatte wandern lassen.

„I gieb Ihnen gern zehn Mark, damit S' dös Strafmandat zahlen können. Es is ja meine Schuld, daß S' in die Sach' 'neinkommen sind!" sagte sie und schlug verschämt die Augen nieder.

Naumann erwiderte nichts. Er starrte ins Leere. Mit einem Male kam ihm so ganz zum Bewußtsein, wie erbärmlich schlecht er daran war. Er war von einer Kellnerin abhängig! So stand es mit ihm!

Aber was blieb ihm übrig? Bäckermeisterin oder Kellnerin — was war da für ein besonderer Unterschied? Konnte er sich um den Unterschied überhaupt noch kümmern? Die Hauptsache war — er brauchte Geld, Geld! Er mußte sich um jeden Preis durchbringen, um sein Ziel zu erreichen — dann war er geborgen. Wie er's erreichte — das war sein Geheimnis! Darum wußte ja niemand.

Er nahm an jenem Abend das Angebot der blonden Marie zwar nicht an. Aber er versprach ihr, sie im Café Luitpold am nächsten Tage aufzusuchen, und mit einem herzlichen, dankbaren Händedruck schied sie von ihrem Retter in der Not.

Unter diesen abenteuerlichen Umständen hatte die Marie Naumann kennen gelernt. Damals hatte ihr Herz nicht daran gedacht, daß sie sich in ihn verlieben würde.

Ganz langsam, kaum merklich wandelte sich in ihr das Gefühl der Achtung, das sie vor ihrem Erretter hegte, in das inniger Zuneigung, trotzdem er aus seiner prekären Lage ihr gegenüber kein Hehl machte. Oder vielleicht gerade deshalb.

„Wir sind halt zwei arme Hascherl!" sagte sie

immer, wenn Naumann über dieses erbärmliche Leben, das er führen mußte, räsonnierte.

Daß Naumann selbst an seinen zerrütteten Verhältnissen schuld war, davon hatte die gute blonde Marie natürlich keine Ahnung. Naumann wieder that auch nichts, sie aufzuklären. Im Gegenteil — er spielte sich auf den unglücklichen Bruder hinaus, den die Geschwister, die von den Eltern Haus und Hof geerbt hatten, in der Fremde verkommen ließen.

Die blonde Marie hegte die unerschütterliche Ueberzeugung, daß Naumann ihre Liebe aufrichtig erwiderte. Sie betrachtete sich als seinen Schutzengel, und ein unnennbares Glücksgefühl überkam sie, wenn sie sich sagte, daß sie es sein durfte, die ihm mit ihrem Verdienst half, sein Ziel zu erreichen. Sie hatte sich ein ganz hübsches Sümmchen im Laufe der Jahre erspart. Es war die Frucht schwerer Arbeit. Sie hatte das Geld auf der Sparkasse deponiert. Niemals war sie in die Lage gekommen, etwas davon wieder wegnehmen zu müssen. Sie lebte so einfach, daß sie das nicht nötig hatte.

Darum war der Kassenbeamte nicht wenig erstaunt, als die ihm wohlbekannte blonde Marie eines Tages gleich zweihundert Mark auf einmal zurückforderte.

„Ja, Mädel, was fangen S' denn mit dem vielen Geld an?" meinte der joviale alte Herr an der Kasse und sah sie über seine goldene Brille weg forschend an.

Sie mußte die Augen niederschlagen und errötete tief. Anlügen wollte und konnte sie den Herrn Kassier nicht, und darum schwieg sie sich aus.

„Sapperment!" machte er und lehnte sich über den Zahltisch weg zu ihr heraus. „Mädel! Sie werden doch Ihr schön's Geld net an ein Mannsbild hinhängen?"

Wie oft hatte er in seiner Praxis das schon er-

lebt. Es war immer dasselbe Lied. Wenn das Geld alle war, dann war auch meist die Liebe flöten gegangen, und die armen Mädels saßen auf dem Trockenen.

„Fräulein Marie! San S' g'scheit! Mannsleut', die sich von einem braven Mädel aushalten lassen, dös san Lumpen! Ein rechter Mann schamt sich, so was zu thun!"

Lumpen! Das Wort fuhr ihr wie ein Dolchstich durchs Herz! Ihr Hans ein Lump!?

Sie hätte dem Kassier am liebsten gesagt, wie es um sie stand. Aber sie brachte kein Wort heraus. Mit zitternden Händen raffte sie das Geld zusammen und ging.

An demselben Abend aber, als Naumann ins Café Luitpold kam, um die zweihundert Mark, die sie ihm versprochen hatte, in Empfang zu nehmen, fragte sie ihn auf den Kopf, was er mit ihr vorhabe. Ob er sie nur ausnützen wolle, oder ob er ein ehrlicher Mann sei, der, wenn er mit ihrer Hilfe sein Ziel erreicht habe, sie auch heiraten werde.

Naumann wollte zuerst aufbrausen. Aber er beherrschte sich. Das dumme Frauenzimmer war doch vorsichtiger, als er gedacht hatte. Wenn er sie jetzt nicht herumbrachte, dann war auch dieser Rettungsanker wieder verloren.

„I kann dir's ja schriftlich geben, daß i dich heirat', wenn — wenn du mir nit glaubst."

Er sah sie einen Augenblick kalt und ohne eine Miene zu verziehen an. Dann nahm er eine Zeitung zur Hand und begann darin zu lesen, ohne die Marie weiter zu beachten.

Sie legte das Couvert, in dem das Geld sich befand, auf den Tisch und sagte: „Ich glaub' dir!"

Inzwischen war noch mancher Hundertmarkschein in die Tasche Naumanns geflossen. Auf sein Zureden

hatte sie sich entschlossen, das ganze ersparte Geld von der Sparkasse wegzunehmen. Sie that es um so lieber, als ihr die forschenden, warnenden Blicke des alten Kassiers unangenehm waren.

Naumann arbeitete energisch auf sein Examen. In der freien Zeit gab er dem Metzgermeisterstöchterchen Rendezvous, dessen Sehnsucht, endlich mit dem Geliebten vereint zu sein, tagtäglich glühender ward. Abends arbeitete er bis in die elfte Stunde hinein; dann ging es ins Luitpold, wo die blonde Marie seiner schon mit klopfendem Herzen wartete.

Jetzt, da ihre ganze Zukunft, ihr ganzes Leben, all ihre Hoffnungen von Naumann abhingen, klammerte sie sich an ihn mit allen Fasern ihres Herzens. Wenn er nur einen Abend einmal nicht ins Café kam, war sie außer sich. Ganz München würde sie am liebsten abgesucht haben nach ihm.

Naumann empfand diese eifersüchtige Liebe Mariens nach und nach recht lästig. Er suchte vergebens nach einem Mittel, diese gefährliche Glut zu dämpfen, die das Mädchen erfaßt hatte.

Da überraschte sie ihn eines Abends mit der Mitteilung, daß sie ihre Stelle im Café gekündigt und ein Engagement im Franziskaner angenommen habe.

Er machte grollend einige Einwände. Was denn das nun wieder heißen solle. Sie habe es doch im Café ganz gut gehabt und so weiter.

„I muß mehr verdienen, Hans!“ entgegnete sie ruhig. „Das Geld von der Sparkasse is bald aus. Im Franziskaner bring' i am Tag dreimal mehr z'sammen als im Café. Es is ja nur, daß du fertig machen kannst!“

Sie sah ihn innig an und legte ihre Hand auf seine Schulter.

Er nickte. Es stieg etwas wie Rührung plötzlich in ihm auf. Im nächsten Augenblick aber war er

wieder Herr der Situation. Wenn Marie im Franziskaner Stellung nahm, dann war sie bis in die tiefe Nacht hinein an ihren Dienst gekettet. Sie verdiente nicht nur mehr Geld als im Café, sie hatte auch weniger Gelegenheit und Zeit, über ihr Verhältnis zu ihm nachzugrübeln. Denn eine Kellnerin im Franziskaner, in diesem Lokal mit seinem Riesenverkehr, mußte schon ganz bei der Sache sein, wenn sie ihre Stellung auf die Dauer festhalten wollte. Unwillkürlich streifte sein Blick ihre schmächtige Gestalt. Ob sie es wohl so lange im Franziskaner aushalten würde, bis er sie nicht mehr nötig hatte? Sie war, seit er sie kennen gelernt hatte, merkwürdig schmal geworden. War es Sorge, Sehnsucht — oder war es die Arbeit bis in die späte Nacht hinein, die so an ihr zehrten?

Er dachte nicht weiter darüber nach, sondern hieß lebhaft ihren Entschluß, Kellnerin im Franziskaner zu werden, gut.

Und so siedelte die blonde Marie in das berühmte Gasthaus am Max Josephs-Platz über.

Wochen waren seitdem vergangen. Sie hatte diesen Wechsel manchmal schon im stillen tief bereut. Denn der Dienst griff sie furchtbar an. Keine Nacht kam sie vor zwei, drei Uhr zu Bett. Und in welchem Zustande dann! Kaum daß sie mehr nach Hause kam! So sehr schmerzten sie die Füße. Wenn sie die vier Stiegen zu ihrer Wohnung emporstieg, mußte sie in jedem Stockwerk stehen bleiben. Sie bekam keinen Atem mehr, und es war ihr, als sei ihre Brust eine offene, brennende Wunde.

Trotzdem! Sie mußte sich auf der Stellung halten. Sie verdiente viel, viel mehr Geld als irgendwo anders. Und sie brauchte es so notwendig! Sie! Sie!

*

Marie hatte die Arme matt in den Schoß fallen lassen. Ihre Augen leuchteten in fieberhaftem Glanz.

Vor ihr saß Naumann auf dem Bette und sah den Rauchwolken seiner Zigarre nach, die er angezündet hatte.

Sie! Sie!

Wie lange schon hatte sie für sich nichts mehr gebraucht! In der Kommodelade lagen noch dreihundert Mark von dem ganzen Geld, das sie in langen, langen Jahren zusammengespart hatte. Mehr als tausend Mark waren schon fortgegangen. Und alles für ihn, nur für ihn!

„Fräulein, san S' g'scheit! Mannsleut', die sich von einem braven Mädel aushalten lassen, dös san Lumpen!"

Zum Greifen klar sah sie den Kassier plötzlich vor sich stehen. Sie schauderte zusammen. Wenn Hans sie nun doch betrog! Wenn er sein Wort brach? Welche Gewißheit hatte sie dafür, daß er es ernst mit ihr meinte? Er liebte sie! Ja, das sagte er. Wenn es aber Lüge war?

Zermalmend stürmten all diese Fragen auf sie ein. Die Erinnerung stieg in ihr auf, mächtig, mahnend. War sie nicht schon einmal betrogen worden? In ihrer schönsten Jugendzeit betrogen? Von einem Elenden, der einst, in seligen Stunden, ihr seine ewige Liebe geschworen? Und hatte er sie nicht trotzdem verlassen, schnöde verlassen? Und stieg er nicht heute trotzdem in glänzender Uniform stolz und unnahbar über die Straße — während sie noch immer die armselige, verachtete Kellnerin war?!

„Marie! Was is denn? Warum redest denn nit?" sagte Naumann, den das Schweigen Mariens beunruhigte.

Seine Stimme rief sie wieder in die Gegenwart zurück. Ein Thränenstrom brach jäh aus ihren Augen.

„Ja, was is denn?“

Er ſtand erſchrocken auf und legte ſeine Hände auf ihren Scheitel.

„Du darfſt mi net auch verlaſſ'n, Hans!“ ſchluchzte ſie und klammerte ſich verzweifelt an ihn.

„Kreuzdonnerwetter! Was redeſt denn da wieder für a Zeugs daher!“

Sie erfaßte krampfhaft ſeine beiden Hände und ſah ihn angſtvoll an.

„Gel' Hans, du betrügſt mi net —!“

Er riß ſich wütend von ihr los und ſtürmte durch das Zimmer.

„Ja, was moanſt denn!“ rief er und fuchtelte mit den Armen in der Luft herum. „Döſs muß i mir ſchon verbitt'n! I laſſ' mir doch nit alleweil ſag'n, daß i ein Betrüger bin —! Wegen dem bißl Geld, was d' mir giebſt! Kreuzdonnerwetter! Döſs is mir ſchon z' dumm! Entweder du glaubſt mir oder du glaubſt mir net! Alsdann woaß i, was i z' thun hab'! Verſtanden!“

Er griff wütend nach ſeinem Hut.

Sie war aufgeſprungen und ſchlang in wilder Erregung ihre Arme um ſeinen Hals.

„Hans! Sei mir net bös! I hab' di ja net kränken woll'n —! Nur die G'wißheit will i hab'n, daß d' mi gern haſt —!“

„Ja mein, wenn d' döſs no nit heraus haſt, nachert thuſt mir leid —!“ entgegnete er trotzig. Er wußte ganz genau, daß er nur ſo ſie gefügig machte.

„Ja, ja! I weiß's ja!“

Sie ließ ihre Arme matt herabſinken und ſtarrte vor ſich hin.

Was wollte ſie denn auch von ihm? Hatte er ihr's nicht oft genug geſagt, daß er ſie liebe, hatte er ihr nicht geſagt, daß er ſie heiraten werde, wenn er erſt ſo weit ſei, um es zu können? Was wollte ſie denn mehr?

Naumann machte eine Gebärde der Ungeduld.

„An was denkst jetzt?“ sagte er rauh.

„Sei mir net bös, Hans! Es is halt so über mich kommen — i weiß selber net —“

Sie versuchte zu lachen, während die Thränen ihr heiß in die Augen stiegen. Dann raffte sie sich auf und trat an die Kommode, die sie öffnete.

Aus einer Zigarrenschachtel nahm sie mit zitternden Händen drei Hundertmarkscheine und reichte sie, ohne ein Wort zu sagen, Naumann hinüber.

Er nahm das Geld und steckte es in seine Brusttasche. Mit einem Male war er völlig verwandelt. Er zog die blonde Marie an sich, drückte ihren Kopf an seine Brust und küßte ihre Stirne.

„Du bist halt doch mein lieb's Madl,“ flüsterte er.

Eine Weile hielt er sie fest umschlungen. Sie hatte die Augen geschlossen. Ein Gefühl unendlichen Glücks durchrieselte ihren Körper. Er war ihr doch gut, von Herzen gut. Und er betrog sie nicht!

Die alte Schwarzwälderuhr schlug klirrend an.

„Jetzt muß ich aber fort!“ sagte Naumann.

Sie nickte und machte sich mit einem tiefen Seufzer von ihm los.

„Kommst heut in Franziskaner?“

„I kann's net versprechen, Marie,“ erwiderte er zögernd. „Weißt, i muß arbeiten —“

Er erinnerte sich, daß er für den Abend ein Rendezvous mit dem Metzgermeisterstöchterlein verabredet hatte.

„Ja, ja, arbeit!“ sagte Marie ruhig, dann sah sie ihn mit ihren großen Augen voll an:

„Aber, net, du denkst an mich?“

Er küßte sie auf den Mund.

„Natürlich denk' i an dich! Aber jetzt geh ins Bett! Gut Nacht, Schatzerl!“

„Gut Nacht, Hans!“

Als Naumann das Zimmer verlassen hatte, setzte sie sich auf das Bett und horchte atemlos. Allmählich verhallten seine Schritte auf der Treppe. Jetzt wurde drunten das Hausthor geöffnet und wieder geschlossen. Und dann war's stille um sie herum, totenstille. Eine eigentümliche Angst bemächtigte sich plötzlich ihrer in dieser nächtlichen Stille. Am liebsten hätte sie Naumann wieder zurückgerufen. Sie fühlte sich so furchtbar einsam, so ganz verlassen.

Sie trat ans Fenster und starrte in die Nacht hinaus.

Ob er schon weit fort war?

Sie öffnete. Eiskalt strömte ihr die Wintermorgenluft entgegen. Sie schauderte zusammen. Auf der beschneiten Straße drunten war kein lebendes Wesen zu sehen. Von fernher nur hörte sie ein leises, eintöniges Rauschen.

Das war die Isar. Merkwürdig, wie dieses Rauschen ihre aufgeregten Sinne fesselte! Es that so wohl, dieser monotone Gesang der eistragenden, dampfenden Flut. Ob das ein schnelles Ende wäre, der Tod im Wasser?!

Jäh schoß ihr der Gedanke durch den Kopf. Sie trat tieferschrocken über sich selbst vom Fenster zurück. Wie kam sie nur auf diesen schrecklichen Gedanken? Sie schloß mit fiebernder Hast das Fenster, daß die Scheiben klirrten.

Dann kleidete sie sich aus, löschte das Licht und legte sich zu Bett. Mit einem Gebet auf den Lippen schlief sie ein.

In ihren Träumen sah sie Naumann, wie er sich über sie beugte und sie küßte. Und dann war ihr, als trügen sie die Wellen der Isar weit fort von ihm, weit fort —

Achtzehntes Kapitel.

„Zippelmann!“ sagte Schork in seiner cynischen Gelassenheit am Morgen des dritten Tages ihres Aufenthalts in Berlin, „Zippelmann! Unser Hundertmarkschein ist futsch!“

Zippelmann war mit beiden Beinen zugleich aus dem Bette gesprungen, als hätte ihn eine Tarantel gestochen. Mit weitaufgerissenen Augen stand der Kleine vor Schork, der vor seinem Nachttischchen stand und fürchterliche Musterung unter den übrig gebliebenen Moneten seines fettigen Geldbeutels hielt. Schork mußte laut auflachen, als er Zippelmann ansah. Der kleine Komödiant war ihm nie mehr als Hampelmann erschienen, denn in diesem Augenblicke.

Zippelmann tanzte im Hemde, unter dem die hageren, kleinen Beinchen des Schauspielers hervorsahen, als zöge ihn jemand an Drähten. Mit den Armen fuchtelte er verzweiflungsvoll in der Luft herum. Seine ungekämmten Locken glichen eher einer Wergperücke denn Menschenhaaren.

„Futsch! Futsch! Der Hundertmarkschein!“ stöhnte er und hüpfte immer wieder von einem Bein auf das andre, als brennte der Boden ihm unter den Füßen.

„Wissen Sie was, Zippelmann!“ ulkte Schork, den die Ebbe in ihrer gemeinschaftlichen Kasse absolut nicht aus dem Gleichgewicht bringen konnte, „ich schlage Ihnen vor, Sie versuchen's einmal in Castans Panoptikum. Zu einem der Berliner Theaterintendanten kommen Sie ja doch nicht!“

„Was soll ich im Panoptikum!“ ächzte Zippelmann.

„Sie lassen sich braun anstreichen und tanzen dem Direktor vom Panoptikum den schönen Indianertanz vor, den Sie eben jetzt ausführen. Sie sollen sehen, der Mann engagiert Sie sofort, und wir haben wieder Geld!“

„Sie Spottgeburt von Dreck und Feuer!“ schrie Zippelmann und fuhr mit beiden Beinen zugleich in seine Beinkleider, die von der dreitägigen Wanderung durch Berlin nicht schöner geworden waren.

Schork schlug ein schallendes Gelächter auf. „Na, Freundchen, was denken Sie? Doch ein ganz vernünftiger Vorschlag!“

„Ich denke, die Chose ist doch so verdammt ernst, daß zu solchen Ulkereien keine Veranlassung vorliegt!“ knurrte Zippelmann ingrimmig und machte vergebliche Versuche, seine Künstlerfrähnen einigermaßen in Ordnung zu bringen.

„Also, betrachten wir unsre Lage durch das Mikroskop tiefsten sittlichen Ernstes!“ entgegnete Schork, Zippelmanns Stimme nachahmend. „Wir haben noch fünf Mark und dreiundsiebzig deutsche Reichspfennige in unsrer gemeinschaftlichen Kassa. Wo wollen wir also heute zum Abschied von Berlin dinieren! Bei Dressel oder bei Kempinski? He, Zippelmännlein?“

„Unsinn!“

„Na, die Austern bei Kempinski haben Ihnen gestern doch sehr geschmeckt? Was?“

Zippelmann seufzte tief auf. Es waren seine ersten Austern gewesen und sicher auch seine letzten!

Es überkam ihn plötzlich eine ohnmächtige Wut. Dieser Schlemmer, dieser Schork war daran schuld, daß sie jetzt so auf dem Trockenen saßen. Vom ersten Augenblick ihrer Anwesenheit in Berlin bis gestern abend wußte Schork nichts andres, als Zippelmann von einem großstädtischen Genuß zum andern zu lotsen.

Schork, der ein paar Semester in Berlin verbummelt hatte, war ein trefflicher Lotse. Er kannte die ganze Skala der Berliner Genüsse. Von Dressel und Kempinski bis herab zu den Bars und zum Austern- und Hummernkeller in der Friedrichsstraße, wo man früh um sechs Uhr die feinsten und frischesten, eben eingetroffenen Hummern nach der langen nächtlichen Reise zu sich nahm, und vom Wintergarten bis zu den Amorsälen führte er den staunenden Zippelmann wie weiland Mephisto den Faust durch den Himmel, Erde und Hölle.

Was wußte Zippelmann davon, was das alles kostete? Das harmlose, kleine Menschenkind hatte in dem Riesenchaos, Berlin geheißen, alle Direktive verloren. Er bewunderte seinen Genossen im stillen, der sich in der gewaltigen Stadt so ohne jede Unsicherheit bewegte, als ginge er über den Marienplatz in München. Und mit welcher Ruhe und Selbstverständlichkeit er die verschiedenen Ausflüge und Streifzüge dirigierte!

Diese Ruhe verließ ihn selbst in den heikelsten Situationen nicht. Was wäre nur aus dem kleinen Zippelmann geworden, wenn er allein im Café National gewesen wäre!

Schork war dort ganz Grandseigneur. Ein halbes Dutzend Frauenzimmer hatte sich allmählich an dem Tische, an dem er mit Zippelmann saß, niedergelassen.

Er ließ die ausgefrorenen, hungrigen Weiber in ihrem grotesken Ballflitter ruhig seine Cognacflasche annektieren. Er machte — im echtesten Berliner Jargon,

den er famos nachzuahmen verstand — die schnodderigsten, zweifelhaftesten Witze und amüsierte sich köstlich über Zippelmann, der Helena in jedem dieser Weiber sah.

Als aber Zippelmann einer der Damen die ernsthafteste Liebeserklärung machte, griff er nach seinem Hut, stülpte Zippelmann den seinen auf die Locken und kommandierte: „Vorwärts, Menschenskind! Sie sind ja verrückt geworden!“

Und weiter ging's durch Berlin auf der Suche nach Croning.

Das war bei Tage die Parole der beiden: Croning!

Er hatte sich bei Dressel nicht, wie verabredet worden war, eingefunden. Es galt, ihn nun zu suchen. Das Suchen war ganz angenehm. Man sah etwas dabei und genoß alle Freuden Berlins bei Tag und bei Nacht.

Aber Croning fanden sie nicht.

Schließlich beschlossen sie, sich auf eigne Faust zu amüsieren. Schork wäre es freilich lieber gewesen, sie hätten Croning gefunden. Denn das wußte er, daß bei dem Leben, das sie führten, der Hundertmarkschein Cronings nicht lange halten würde.

Und nun, am dritten Tage, war er auch wirklich dahin.

Zippelmann hatte seine Toilette beendet und sah Schork angstvoll fragend an. Wieder, wie so oft in den drei Tagen, übermannte ihn fast das Gefühl der Verlassenheit. Was sollte er in dem großen Berlin anfangen, wenn Schork nicht wäre. Er mußte Rat schaffen.

Schork zog die Achseln in die Höhe.

„Der Münchner Zug geht erst abends spät, bis dahin müssen wir uns also mit diesen fünf Mark dreiundsiebzig Pfennigen durchschlagen,“ sagte er mit stoischer Ruhe. Dann fügte er hinzu: „Haben Sie nichts zu versetzen, Zippelmann?“

Der Kleine griff ganz mechanisch nach der Uhr-

tasche, in der sich natürlich keine Uhr befand. Er schüttelte melancholisch sein Mähnenhaupt.

Schork mußte lachen.

„Na, also! Dann nicht! Wir müssen also den Herren schuldig bleiben."

„Was, schuldig? Wem?"

„Herrgott! Sie fragen noch! Unsre Hotelzeche vom letzten Tag natürlich!"

Schork hatte, vorsichtig wie er war, die Zeche der beiden ersten Tage bezahlt. Als sie das kleine Hotel am Abend ihrer Ankunft betraten, hatte er sofort bemerkt, daß der Portier ihn und besonders Zippelmann ziemlich mißtrauisch betrachtete. Es galt also, die Leute über seine und Zippelmanns Person zu beruhigen. Das war nur dadurch möglich, daß, so sehr ihn das Geld auch schmerzte, er an den beiden ersten Tagen früh die Zeche bereinigte.

Er machte das so ostentativ wie nur möglich.

„Oberkellner, geben Sie mir die Rechnung!"

Dabei legte er stets die ganze Barschaft auf den Tisch, was Zippelmann immer zu den Worten hinriß: „Herrgott! So viel Geld!"

Jetzt, am dritten Tage und nach der Bilanz, die Schork gezogen hatte, war es natürlich unmöglich, dieses Experiment noch einmal zu machen. Er klärte Zippelmann darüber auf, indem er ihm vorrechnete, daß, selbst wenn sie den ganzen Tag über und auf der langen Nachtfahrt bis München hungern wollten, die fünf Mark dreiundsiebzig Pfennige nicht genügten, die Hotelrechnung des letzten Tages zu begleichen.

Zippelmann war außer sich. Thränen standen ihm in den Augen, und seine Mundwinkel zuckten konvulsivisch.

„Wir werden eingesperrt! Wegen Zechprellerei eingesperrt!" jammerte er und lief in dem Hotelzimmer wie wahnsinnig auf und ab.

„Seien Sie doch kein Kind, Zippelmann!“ rief Schork. „Wir haben zwei Tage bezahlt. Das genügt. Den dritten Tag schenken wir dem Hoteldirektor,“ fügte er mit imponierendem Stolz hinzu.

Der kleine Schauspieler konnte nichts erwidern. Er war ganz fassungslos. Er sah sich schon von einem Berliner Schutzmann am Kragen gepackt und auf die nächste Polizeistation geschleppt. Willenlos wie ein kleines Kind folgte er Schork, der seinen Hut aufgesetzt hatte und auf den Korridor trat.

„Jetzt zeigen Sie mal, Zippelmann, daß Sie einen König spielen können!“ flüsterte er dem Kleinen ins Ohr. „Jeder Zoll ein König! Verstanden?“

Sie stiegen die fünf Stockwerke hinab. Schork begann furchtbar zu wettern, daß man ihm zumutete, im fünften Stock zu wohnen. Zippelmann bat ihn mit aufgehobenen Händen, doch keinen Skandal zu machen. Doch Schork ließ sich nicht irre machen.

Unten angekommen, rief er in brüskem Tone zum Entsetzen Zippelmanns nach dem Oberkellner.

Der Mensch im Frack stürzte eilfertig herbei.

Zippelmann schwindelte.

Wann speisen Sie im Hotel Table d'hote, Ober?“ hörte er Schork in nachlässig vornehmem Tone fragen.

„Um halb zwei Uhr, bitte, Herr Doktor!“ antwortete der Oberkellner.

„Gut! Belegen Sie zwei Plätze, für mich und meinen Freund. Wir wollen heute im Hotel speisen. Adieu!“

Damit schwenkte er gnädig seinen Hut, faßte Zippelmann unterm Arm und verließ das Hotel. Als sie um die nächste Straßenecke bogen, kamen sie gerade recht zum Einsteigen in einen Imperial. Schork kletterte, vergnügt vor sich hin pfeifend, auf die Plattform, Zippelmann, noch immer ganz aufgelöst in Angst, ihm nach. Oben ließ sich Schork breitspurig nieder, schlug den Kragen in die Höhe und sagte, ver-

schmitzt lächelnd, im Berliner Jargon: „Na, sehen Sie, Zippelmann, so macht man det in Berlin!“

Und nach einer Weile fügte er hinzu: „Es ist doch gut, daß dieses Berlin so groß ist!“

Zippelmann erwiderte nichts. Wortlos starrte er auf das Treiben zu seinen Füßen, das immer lebhafter, immer hastiger, immer wilder wurde, je näher der Wagen der Friedrichsstraße kam.

Ja, dieses Berlin war groß! Da konnte man untertauchen. Untertauchen und spurlos verschwinden. Das meinte Schork doch wohl, wenn er von dem großen Berlin sprach.

Zippelmann fühlte etwas wie Scham in seinem Herzen sich regen.

Wenn sie heute mittag nicht zum Essen ins Hotel zurückkehrten und abends auch nicht — überhaupt nicht mehr — was würden die Leute im Hotel sagen?

„Es waren Betrüger! Gauner, die wir beherbergt haben!“

Zippelmann knickte ganz in sich zusammen. Er hatte sich nun all die Jahre mit diesem erbärmlichen Leben abgefunden. Was ihm eine alte entfernte Verwandte das Jahr über gab, war ein Almosen gegen das, was er mit Schork in diesen drei Tagen durchgebracht hatte. Aber er war doch ehrlich geblieben in diesen Jahren, und sein Abendbrot, das er mit einigen Pfennigen bestritt, hatte ihm niemals weniger gemundet, wie all diese weltstädtischen raffinierten Schleckereien.

Und da mußte er in diesem Berlin, in diesen drei Tagen, die er verschlemmte, als wäre er ein reicher Prasser, mußte er mitten im Ueberfluß zum Zechpreller reifen! War er besser als die Tausende, die unter der Oberfläche dieses gewaltigen Menschenmeeres sich verbargen? War er besser, als all das lichtscheue Gesindel, dem er auf den nächtlichen Wanderungen

durch Berlin auf Schritt und Tritt begegnet war? Und bei wie vielen Tausenden dieser Gesellen war der erste Schritt zum Verbrechen wohl größer gewesen wie der, der aus ihm, einem armen, aber anständigen und ehrlichen Menschen einen Zechpreller gemacht hatte?!

Zippelmann stand der Schweiß auf der Stirn. Ein Ekel, ein quälender Ekel vor diesem Berlin hatte ihn mit einem Male erfaßt. Und eine Sehnsucht, eine heiße Sehnsucht nach seinem München kam jäh über ihn. Hätte er es doch nie verlassen!

„Na, Zippelmännlein! Wollen Sie noch weiter fahren?“ rief ihn Schork an und stieß ihn unsanft in die Seite.

Ohne daß Zippelmann es gewahr worden war, hatte der Wagen die Linden erreicht. Schork war schon abgestiegen und erwartete unten Zippelmann, der wie geistesabwesend vom Wagen kletterte.

„Sie passen auch noch nicht nach Berlin, Freundchen!“ höhnte Schork. „Sie riechen noch ganz nach Provinz. Ich glaube, Sie sind da oben auf dem Imperial eingeschlafen! He! bei dieser Kälte! Na, ich danke! Nun aber schnell zu Aschinger! Ich habe Durst und Hunger!“

Zippelmann folgte dem Freunde mechanisch und wortlos. Jedes Wort hätte ihm Qual bereitet. Nur ein Gedanke bewegte ihn: „Fort, fort! Aus Berlin fort!“ Alles andre interessierte ihn nicht mehr. Es war alles schal und hohl und nichtig. Und überall sah er den Sumpf, den Sumpf mit seiner gleißnerischen, trügerischen Decke, die nur ein Wissender und mit Mut und Kraft und Selbstbeherrschung Gewappneter überschreitet, ohne zu versinken.

Schork ließ es sich in der Aschingerschen Stehbierhalle, wo sie sich niedergelassen hatten, wohl sein. Erst suchte er seinen Freund in ein Gespräch über ihre Erlebnisse zu verwickeln. Als ihm das nicht

gelang, sondern Zippelmann nur ganz einsilbige Antworten gab und sich schließlich ganz ausschwieg, kehrte er sich nicht mehr an den kleinen Mimen und goß ein Glas um das andre hinter die Binde.

Zippelmann trank fast gar nichts. Um so mehr beobachtete er die Menschen, die sich in dem Lokal drängten. Sein Künstlerauge wurde gefesselt von den vielen Gestalten, die sich da vor ihm bewegten. Merkwürdig! Er sah nicht eine Physiognomie, die er sich ebensogut auch in München hätte denken können. Es waren alles ganz eigne Typen. Charakteristisch an ihnen allen war die nervöse Hast, mit der sie in das Lokal hereinstürzten, sich Speise und Trank holten und das mühsam Eroberte in sich hineinwürgten. Alles Großstadtmenschen, denen das Joch der Arbeit im Nacken lastet oder die der Dämon Gewinn vor sich her peitscht. Nirgends beschauliche Ruhe, künstlerische Ausgeglichenheit wie in München. Nicht einmal dann, wenn diese Menschen genießen. Das kam Zippelmann jetzt erst so recht zum Bewußtsein, da er die drei Tage wilden, nervösen, gierigen Genusses hinter sich wußte.

Das Klirren eines zerbrechenden Glases dicht hinter ihm schreckte Zippelmann aus seinen Beobachtungen auf.

Er drehte sich um. Eine mit auffallendem Luxus gekleidete Dame, die neben ihm stand, hatte ihr Sherryglas fallen lassen.

Zippelmann beugte sich zu Boden, um die Scherben aufzuklauben.

Schork fuhr, als er dies sah, aus seinem Stumpfsinn auf, riß Zippelmann mit beiden Händen auf seinen Stuhl zurück und rief ihm ins Ohr: „Mensch! Sie sind wohl verrückt?“

„Na, lassen Sie mal den Kleinen! Der is ja wohl Kellner! Da hat er dat eben so im Jelenke!“

sagte die feine Dame lachend, und alle Umstehenden lachten mit.

Zippelmann wußte nicht, wie ihm geschah.

Schork war wütend aufgestanden und verließ das Lokal. Als der Kleine mit ihm auf der Straße zusammentraf, fuhr er ihn heftig an: „Kerl, Sie blamieren sich ja furchtbar! Wer wird denn für so ein Frauenzimmer einen Finger rühren! Sie sind doch in Berlin!“

Zippelmann strampelte wie ein eigensinniges Kind mit beiden Beinen. Er war kirschrot vor Zorn geworden.

„Zum Teufel mit Ihrem Berlin! Ich will jetzt zum Bahnhof — und mit dem nächsten Zug fahre ich — mit dem nächsten Zug — unbedingt! — Geben Sie mir meine Fahrkarte! — Ich muß wieder Menschen sehen, Menschen! — Hier giebt's keine!“

Schork faßte seinen Genossen unterm Arm und zog ihn, trotz aller Anstrengungen, die Zippelmann machte, sich loszumachen, die Linden hinunter.

„Nu halten Sie mir keine Monologe, Sie verkaterter Diogenes! Ich habe nicht Lust, mir von Ihnen einen Schutzmann auf den Hals deklamieren zu lassen! Wenn Sie wieder in München sind, können sie auf Berlin und die Berliner schimpfen, soviel Sie wollen! Jetzt aber sind Sie mir hübsch artig, Kleiner!“

Zippelmann keuchte vor Wut. Die suffisante Art, wie Schork ihn behandelte, machte ihn rasend.

„Ich verbitte mir diesen Ton! Schulmeistern Sie, wen Sie wollen, aber mich lassen Sie in Ruhe!“ schrie er, und ehe Schork sich dessen versah, hatte sich Zippelmann von ihm losgemacht und war davongestürmt.

Schork wollte ihm erst nachlaufen. Aber wozu? sagte er sich. Mochte doch der rabiate Komödiant

seiner Wege gehen, wenn er es durchaus so haben wollte!

Aber der Kleine hatte ja nicht einen Pfennig Geld! „Gut!“ brummte Schork, und ein höhnisches Grinsen ging über sein breites, aufgedunsenes Gesicht. „Das wird ihn mürbe machen bis zum Abend. Er soll nur hübsch hungern! Seine Fahrkarte hab' ich auch! Auch gut! Also muß er geduldig warten, bis ich zum Bahnhof komme! Wohlan denn! Zapple, kleiner Zippelmann! Warum bist du davongelaufen!“

Damit war die Affaire Zippelmann für Schork vorläufig abgethan. Einen Gassenhauer vor sich her pfeifend, schlenderte er gemächlich die Linden hinab und durchs Brandenburger Thor in den Tiergarten.

Indessen rannte Zippelmann noch immer in hastigstem Tempo in der entgegengesetzten Richtung davon. Mehrere Male hatte er sich scheu umgesehen, ob Schork ihm nicht folgte. Erst auf der Schloßbrücke mäßigte er seine Schritte. Tief aufatmend blieb er stehen. Es that ihm ordentlich wohl, endlich Schork, diesen seichten Schwätzer, los zu sein. Er war ihm mit seinen cynischen Manieren und seinem engen, nur auf das gewöhnlichste Genußleben beschränkten Gesichtskreis schließlich unerträglich geworden. Die Schamröte stieg ihm ins Gesicht, wenn er daran dachte, wie und wo er die drei Tage in Berlin totgeschlagen hatte! Seine glühende Sehnsucht, einmal Berliner Theaterluft atmen zu dürfen, war in diesem erbärmlichen Lotterleben völlig untergegangen. Und wie hatte er sich in München auf diesen Genuß gefreut! Darum war er ja doch Croning so dankbar gewesen, daß er es ihm durch die abenteuerliche Fahrt nach der Reichshauptstadt möglich machte, endlich einen Kainz, eine Sorma, von denen er so viel gehört und gelesen hatte, mit eignen Augen zu schauen.

Und nun war er da und hatte nichts gesehen.

Was würde Croning dazu sagen? Croning, der auf ihn am meisten von der ganzen Münchner Komödiantengesellschaft gehalten hatte! Mußte er ihn jetzt nicht auch zu den übrigen werfen, die ihre Kunst nur immer im großsprecherischen Maule führen, aber deren Herz die große heilige Sehnsucht nach ihr nicht kennt? Denen ihr Metier nur als Mantel dient, die Blößen ihrer künstlerischen Unzulänglichkeit, ihrer geistigen Inferiorität zu verdecken?

Zippelmann standen die Thränen in den Augen. Sein Gewissen war in ihm erwacht, sein künstlerisches Gewissen. Aber es war zu spät. Heute abend würde er Berlin wieder verlassen müssen, und seines reichen, verschwenderischen geistigen Lebens hatte er nicht einen Hauch verspürt! Als ein krasser Ignorant kehrte er nach München zurück!

Ohne zu wissen wohin, rannte er durch die Straßen. Er achtete des Weges nicht, er fragte gar nicht, wo er sich befand — wozu auch? Es war ja jetzt ganz gleichgültig, wo er die paar Stunden des Tages hier noch hinbrachte. Das eine große Ziel, das er nie hätte aus den Augen verlieren sollen, das große Ziel, dem er so nahe, so nahe war, eine Vorstellung in einem der großen Berliner Theater zu sehen, das war seinem Blick nun entrückt, vielleicht für immer. Denn wann würde er wieder nach Berlin kommen? Er, der arme, kleine Schauspieler, von dessen glühendem Drang, ein Künstler, ein wahrer Künstler zu werden, die Welt nichts wußte!

Er war der Verzweiflung nahe. Einmal hatte ihm nun der blind waltende Zufall die Möglichkeit geboten, wahrhaft Großes zu schauen mit eignen Augen. Und er war daran vorübergegangen mit überladenem Magen und trunkenen Sinnen! — Zu spät! Zu spät! Zu spät!

Stundenlang war Zippelmann so umhergeirrt,

geistesabwesend, nur immer von dem einen Gedanken gequält und gemartert, Berlin wieder verlassen zu müssen, ohne eine Stätte seiner Kunst aufgesucht zu haben . . .

Die Nacht war hereingebrochen. Mit Schrecken wurde Zippelmann es jetzt gewahr. Wie sollte er sich in diesem Häusermeer, in diesem Ozean jagender, hastender Menschen zum Bahnhof zurechtfinden? Wo war er nur? Er trat an die nächste Straßenecke heran und las: „Schiffbauerdamm."

Wagen auf Wagen rasselten an ihm vorüber. Mietsdroschken, elegante Ein- und Zweispänner in endloser Reihe. Und fast alle bewegten sich nach einer Richtung. Auch die Menschen. Die Damen in rauschenden, knisternden Seidenroben, wie zu einem Feste angethan, die Herren in Cylinder und Lackschuhen.

Doch was gingen ihn diese Leute an! Und was für ein Fest war das wohl? Irgend ein seichtes, großstädtisches Wintervergnügen, ein Ball oder sonst was, das die Sinne kitzelt.

Zippelmann fröstelte. Er fühlte sich so einsam, so verlassen in diesem wirren Getriebe. Wenn er nur wüßte, wie er zum Bahnhof käme! Er ging die Albrechtstraße hinauf, den langen Wagenreihen und dem eilenden Menschenstrome nach. Da sah er sich plötzlich vor einem Gebäude, das das Ziel der Wagen, der geputzten Menschen zu sein schien.

Unwillkürlich mußte er stehen bleiben. Wie sich das von allen Seiten heandrängte! Wie das flutete und wogte! Und doch war das von dem großen Berlin nur ein winziger Bruchteil. Dieselbe Menschenflut drängte sich jetzt wohl an hundert andern Punkten der Riesenstadt auch zu den Vergnügungsorten. Welch eine Fülle von Reichtum, Schönheit, Eleganz strömte da zusammen. Wie imponierend, wie überwältigend trat da die ungeheure Lebenskraft dieser Millionenstadt in die Erscheinung!

Zippelmann hatte sich an einen Schutzmann, der mitten auf der Straße in dem donnernden Wagenchaos stand, ruhig und sicher wie eine eherne Säule, herangenaht und fragte ihn schüchtern, wo er sich befände.

In dem ohrenbetäubenden Lärm hörte er nur die Worte „Deutsches Theater".

Der kleine Mime stand wie vom Donner gerührt. Das war das Deutsche Theater! Der berühmte Musentempel, in dem die Modernen ihre weltbewegenden Triumphe feierten, in dem die neue Kunst, die Kunst der Zukunft, das ganze geistige Berlin um sich versammelte, wie ein Fürst die Großen seines Reiches um sich versammelt.

Bahnhof, München, alles war vergessen. Zippelmann stürmte zum Theater hinüber. Eine furchtbare Aufregung hatte sich seiner bemächtigt. Der kleine Mensch fieberte. Das heiße Theaterblut war in ihm erwacht. Er mußte wissen, was gegeben wurde. Mit den Ellbogen schaffte er sich Bahn durch die dichte Gafferschar, die sich an den Portalen drängte und über die ankommenden Theaterbesucher ihre schnoddrigen Witze riß.

Jetzt stand er vor dem Theaterzettel. Er mußte sich auf die Fußspitzen stellen, um ihn lesen zu können. Da stand mit großen Lettern: „Zum erstenmal: Morituri. Von Hermann Sudermann."

Zippelmann las und las. „Fritzchen — Joseph Kainz."

Er mußte sich an die Mauer lehnen, um nicht umzufallen. Ein Schwindel hatte ihn erfaßt. Alles drehte sich um ihn. Leichenblässe hatte sein Gesicht überzogen.

Das war mehr, als er verdient hatte. Das war grausam! Er war in Berlin und konnte der Premiere eines berühmten deutschen Dichters, in der ein Kainz

die Hauptrolle spielte, nicht beiwohnen! Er mußte vor den Thüren stehen — er, der begeisterte Kunstjünger, wie ein armseliger Straßenjunge, mußte sehen, wie ganz Berlin atemlos, in fieberhafter Spannung zu dem neuen Bühnenereignis herbeiströmte, und durfte es nicht miterleben, nicht mitgenießen!

Ein eisiger Wind wehte über den Platz herüber. Zippelmann fühlte ihn nicht. Ihm standen die Schweißtropfen auf der Stirn.

Er hatte wieder seine Augen auf den verhängnisvollen Zettel geheftet. Wenn er nur das bescheidenste Plätzchen im Theater hätte bezahlen können. Er las die Theaterpreise. Das war hoffnungslos. Wozu denn den Schmerz noch erhöhen? Er hatte ja nichts, gar nichts. Wie hätte er auch nur den Preis für den letzten Platz bezahlen können!

Ein Gedanke durchzuckte plötzlich sein Hirn. Wie, wenn er seine Fahrkarte veräußerte. Oder verpfändete!

Aber da fiel es wie Bergeslast auf ihn. Das Billet hatte ja Schork! Er hatte es von ihm gefordert, war aber dann in seinem maßlosen Zorn von ihm gelaufen, ohne es mitzunehmen.

Wenn er jetzt zu spät zum Zuge kam? Wenn der andre davonfuhr ohne ihn? Ein eisiger Schrecken lähmte Zippelmanns Glieder.

Er mußte zum Bahnhof!

Wieder drängte er sich wie ein Wahnsinniger durch die Gaffer.

Er war in Schweiß gebadet.

„Wie komme ich auf dem nächsten Wege zum Anhalter Bahnhof?“ fragte er keuchend einen Schutzmann.

„Ja, mein Gutester! Det is nich so einfach!“ antwortete dieser. „Nu gehen Sie mal hier die Albrechtstraße entlang zum Schiffbauerdamm und denn

— na, denn is et das beste, Sie fragen sich man weiter!"

Zippelmann hörte die letzten Worte kaum mehr. Mit riesigen Schritten stürmte er die Albrechtstraße hinauf.

Wenn er nur Schork wiederfand. Er mußte ihn finden!

Von Straße zu Straße fragte er sich bei den Schutzleuten durch.

Endlos war der Weg. Ihm war, als durchquere er ganz Berlin von einem Ende zum andern.

Wenn er meinte, am Ziel zu sein, dann hieß es wieder: „Da haben Sie noch ein gutes Stück Weg!" Und er stürmte weiter und weiter.

Endlich, endlich kam er auf dem Anhalter Bahnhof an.

„Wann geht der Schnellzug nach München?" fragte er atemlos einen Portier.

„Um 10 Uhr 25!"

Es war jetzt ein Viertel vor 10 Uhr. Er hatte also noch eine halbe Stunde Zeit. Er durchlief die Wartesäle der Richtung. Schork war noch nicht da.

Zippelmann wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er war todmüde. Ein Schutzmann, der vorüberging, sah ihn lange prüfend an. Er hielt ihn wohl für eine der vielen katilinarischen Existenzen, die Berlin beherbergt.

Mochte er es! Zippelmann war vollständig stumpf geworden. Eine tiefe Lethargie hatte sich seiner bemächtigt. Er hatte sich auf eine Bank gesetzt. Eine große Schwäche überkam ihn. Er hatte seit gestern abend nichts mehr genossen. Da fiel sein Blick auf den Automaten einer Schokoladefabrik.

Aber er hatte ja nicht einen Pfennig mehr! Mechanisch griff er in das Geldtäschchen seines Rockes. Da — was war das? Seine zitternden, erfrorenen

Finger griffen ein Geldstück. Er zog es hastig heraus — es war ein Zehnpfennigstück!

Er taumelte zu dem Automaten wie ein Trunkener und warf das Geldstück hinein.

Er zog und zog — aber der Automat versagte. Er hatte seine letzten Pfennige umsonst geopfert.

Zippelmann schluchzte wie ein Kind. Das war das Ende seiner Reise nach Berlin!

Er wankte auf den Perron hinaus.

Da ertönte hinter ihm eine bekannte Stimme. „Ah! Zippelmännlein! Servus! Abenteuernderweise allein gegangen? — Glücklich gelandet?“

Es war Schork in ziemlich angeheiterter Stimmung.

Er hatte den kläglichen Rest des gemeinsamen Geldes offenbar gründlich aufgebraucht. Seine bierseligen Augen redeten eine deutliche Sprache.

Zippelmann schnürte der Ekel die Kehle zusammen. Er brachte nicht ein Wort über die blutleeren Lippen.

Sie stiegen ein. In ihrem Coupé war niemand. Schork streckte seine Beine aus und machte sich's bequem.

„Na, also! Nu denn man los!“ berlinerte er. „Ich freue mich auf eine Maß Münchner Bier. Aber der Croning kriegt einen doppelten Bierjungen aufgebrummt, weil er uns so schmählich im Stich gelassen hat!“

Als der Zug langsam aus der Halle fuhr, schnarchte Schork wie ein Schwein.

Zippelmann starrte mit weitgeöffneten Augen zum Waggonfenster hinaus, bis im rasenden Fluge die letzten Lichter von Berlin verschwunden waren.

„Morituri!“ murmelte er. „Morituri!“

Und in die gähnende Nacht hinein donnerte der Zug gen München.

Neunzehntes Kapitel.

Seit Cronings Rückkunft von dem abenteuerlichen Ausflug nach Berlin waren vierzehn Tage vergangen. Er hatte nur eine Nacht in der Reichshauptstadt zugebracht und war am andern Morgen mit einem Riesenkater nach München wieder zurückgefahren.

Als er spät abends in seiner Junggesellenbude landete, schlug seine Quartierfrau die Hände über dem Kopf zusammen.

„Heiliger Sankt Blasi! Ja, wo kommen S' denn her, Herr Doktor?"

„Direktement von Berlin, Frau Müller!"

„Jessas, Jessas! Von gestern auf heut nach Berlin — ja — was ham S' denn dorten ang'fangen? Z'wegen die paar Stund' fahrt ma do net nach Berlin?!"

„Ein vernünftiger Mensch freilich nicht, Frau Müller! Aber wenn man besoffen ist, dann kann einem so was mal schon Spaß machen!"

„Na, na! Wie Sie dös schöne Geld 'nausschmeißen — Herr Doktor! Nehmen S' mir's net übel! Wissen S', was i jetzt that, wenn Sie mein Bua wär'n?"

„Hm?“

„Hau'n that i Ihnen — und wenn S' vierzig Jahr alt wär'n!“

Die resolute Frau Müller sagte das mit einem so heiligen Ernst in den Mienen, daß Croning laut auflachen mußte.

„Herrgott, bin ich froh, daß ich nicht Ihr Sohn bin!“ sagte er, indem er ihr auf den breiten Rücken klopfte. „Aber beruhigen Sie sich, Frau Müller! Ich habe mir schon selbst eine ordentliche Moralpredigt gehalten, und ich verspreche Ihnen, daß ich zur Strafe für diese verrückte Idee, nach Berlin zu rutschen bei Nacht und Nebel, morgen einen vierzehntägigen Stubenarrest antrete.“

„Dös glaub' i erst, wenn die vierzehn Täg 'rum san, Herr Doktor!“ entgegnete Frau Müller, ihn mißtrauisch von der Seite anschauend. „Und wo ham S' denn Eahnere zwoa Hüt', die wo S' noch mitg'nommen haben?“ forschte sie mit der Miene eines Großinquisitors.

Jaso, die beiden Hüte, mit denen sich Schork und Zippelmann geschmückt hatten.

Es war doch eine tolle Geschichte. Echt à la Croning.

„Die beiden Hüte?“ Croning biß sich auf die Lippen. Es war schwer, ernst zu bleiben. „Die — die hab' ich in Berlin zum Ausbügeln gegeben!“

„Und deswegen san S' nach Berlin g'fahr'n?“

„Eigentlich — ja — deswegen, Mutter Müller!“ Es war der richtige Galgenhumor, der ihn dazu trieb, die gute Frau zu verulken.

Sie schüttelte den Kopf und starrte ihn mit weitaufgerissenen Augen eine Weile sprachlos an. Dann sagte sie mit einem Blick, in dem Mitleid und grenzenloses Erstaunen sich mischten:

„Na, wissen S', i that Ihnen doch net hau'n,

wann S' mein Bua wär'n —" Sie deutete mit dem gestreckten Zeigefinger auf ihre Stirn und schloß treuherzig: „Aber ins Narrenhaus that i Ihnen transportieren lass'n!"

Croning hielt sein Versprechen, das er Mutter Müller gegeben hatte, getreulich. Eine wahre Arbeitswut war über ihn gekommen. Er studierte bis in die tiefe Nacht hinein, stand früh auf und nahm seinen Mittagstisch in einer der der Anatomie benachbarten Studentenkneipen, nur um möglichst rasch wieder nach Hause zu kommen.

Frau Müller, die diesem Arbeitseifer ihres „narrischen Doktors", wie sie Croning seit seinem Berliner Ausflug nannte, in den ersten Tagen das größte Mißtrauen entgegenbrachte, kam doch schließlich zu der Einsicht, daß ihr Zimmerherr doch auch „der ganz ordentliche Mensch" sein konnte, wenn er nur wollte, und sie hatte nicht das geringste dagegen einzuwenden, als ihr Croning am Abend des vierzehnten Tages erklärte, er müsse jetzt wieder einmal auf ein paar Stunden ausspannen, um seine Freunde aufzusuchen.

Er hatte durch die gewissenhafte Erfüllung seines Versprechens, vierzehn Tage Stubenarrest zu halten, Frau Müller eine solche Achtung vor seiner Energie eingeflößt, daß sie ihn sogar ziehen ließ, ohne ihm die sonst üblichen Worte nachzurufen: „Kommen S' g'sund wieder, Herr Doktor!"

Das „g'sund" hatte in diesem Falle stets eine ironische Bedeutung. Im stillen dachte sich die gute Frau Müller meist: ‚Kommen S' net wieder mit 'n Schieber hoam!'

Croning zog mit dem Gefühl wohlverdienter Erholung los. In erster Linie wollte er mit Geiger zusammenzukommen suchen. Er grollte ihm eigentlich ein wenig, weil er es nicht der Mühe wert gefunden hatte, in diesen vierzehn Tagen einmal nach ihm zu

fragen. Geiger konnte es sich doch denken, daß er nicht so lange in Berlin sich aufhalten würde, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben. Oder sollte ihm Geiger zürnen, weil er diese unsinnige Fahrt nach Berlin thatsächlich unternommen hatte? Möglich war das immerhin. Denn Geiger hatte seine Grundsätze, an denen er festhielt. Dazu gehörte auch der, sich mit den Leuten vom Komödiantentisch nicht zu tief einzulassen. Freilich war bei Geiger dafür der triftige Grund maßgebend, daß er fürchtete, bei einem intimen Verkehr mit den Komödianten von ihnen angepumpt zu werden. Und da er selbst das brauchte, was er zum Leben nötig hatte, so wollte er sich nicht der Eventualität aussetzen, einem der Stammtischfreunde, der von ihm vielleicht Hilfe erhoffte, eine Enttäuschung bereiten zu müssen.

Croning anerkannte den Standpunkt Geigers vollkommen. Aber deshalb konnte ihm der Schriftsteller doch nicht grollen, wenn er sich mit den Komödianten einmal einen Spaß erlaubte. Er konnte sich das ja erlauben, obgleich er sich in Erinnerung an die Berliner Geschichte selbst sagte, daß er so was nie wieder unternehmen würde. Nein! Geiger mußte einen andern Grund haben, weil er sich so lange nicht sehen ließ. Sollte auch er sich wieder in seine stille Klause zurückgezogen haben? Sollte er sich die Geschichte mit der Frau doch noch in letzter Stunde reiflich überlegt haben und zu dem Resultat gekommen sein, daß er für derartige Aventiuren doch nicht geschaffen sei?

Mit einem Male stand Croning diese Affaire Geiger-Hubmaier in eindringlicher, überzeugender Klarheit vor Augen.

Was wollte sein Freund, dieser stille, tief angelegte Mensch mit seinem beinahe vorsündflutlichen Idealismus, seinem stark ausgeprägten Rechtlichkeitsgefühl und seinen

hohen, stolzen Begriffen von der ewigen, einzigen, unvergänglichen Sittlichkeit, mit dieser Frau Hubmaier, mit der Gattin eines andern?

Unwillkürlich dachte er sich an Geigers Stelle versetzt. Was würde er mit diesem Weibe beginnen, wenn es ihm seine Gunst schenkte? Ah, er kannte ja diese Affaire zur Genüge! Er hatte sich in Berlin nicht nur auf den bekannten Gemeinplätzen sogenannter Liebe getummelt. Er war auch bis ins Herz von Berlin W. vorgedrungen, hatte dort im Hause seines Banquiers, eines hohen Regierungsbeamten, freundliche Aufnahme gefunden. Es war immer dieselbe Sache gewesen.

Ganz amüsant, leidlich amüsant. Mehr Sinnenkitzel als wahrhafter Genuß. Wäre es zum Klappen gekommen — na — dann hätten eben seine Sekundanten mit denen des Gegners die üblichen Bedingungen festgestellt, man hätte die Pistole losgeknallt und den Ausgang der Affaire dem gütigen Schicksal anheimgegeben. Aber auf jeden Fall gehörten zu solchen Geschichten immerhin Nerven, starke, stählerne Nerven, Kaltblütigkeit und eine gewisse Nüchternheit, die die Dinge von allem Anfang an so ansieht, wie sie wirklich sind. Nur so ist es möglich, mit heiler Haut davonzukommen.

Wenn Geiger die Sache so auffaßte, dann war's ja gut. Dann blieb nur die Frage, wie stimmt das zu seiner ganzen idealen Weltanschauung? Herzlich schlecht. Es war aber auch nicht anzunehmen, daß Geiger ein Komödiant war. Er war eine durch und durch ehrliche, kerngesunde Natur. Was er sagte und was er that, sagte und that er aus Ueberzeugung. Dann also war er wirklich verliebt in diese Frau! Ob sie diese Liebe eines Menschen, der so hohe Anforderungen an sich und andre stellte, verdient? Ob sie so groß fühlte und dachte wie er? Das war eine

Frage, die Croning nicht beantworten konnte. Aber das war ihm klar: Wenn Geiger die Frau thatsächlich liebte, wenn seine Gefühle für sie ernst und wahrhaftig waren, dann gab es in diesem Falle, bei dem tiefgründigen Temperament Geigers, bei seinem leidenschaftlichen Eigensinn, all seine Ideen von Liebe und Glück und Selbstbestimmungsrecht des Menschen usque ad finem auszudenken, nur zwei Möglichkeiten: das Weib liebte ihn, zog alle Konsequenzen dieser Liebe — dann gab es einen pikanten Skandal mehr in München; oder es liebte ihn nicht, es tändelte nur mit ihm und gab ihm im entscheidenden Augenblick den Abschied — dann war Geiger unglücklich, elend, vernichtet.

Auf jeden Fall war es ein wenig tröstlicher Aspekt, der sich dem ruhig denkenden Beschauer da eröffnete.

Croning beschloß, Geiger ernsthaft ins Gebet zu nehmen, sobald er sich überzeugt zu haben glaubte, daß dies nötig sei.

Mit diesem Entschluß betrat er den Franziskaner, wo Geiger gewöhnlich zu dieser Stunde — es war gegen acht Uhr — seine Abendschoppen einzunehmen pflegte.

Von der blonden Marie, die Croning beim Abnehmen des Ueberziehers in der gewohnten, dienstfertigen Weise behilflich war, erfuhr er, daß Geiger schon seit wenigstens acht Tagen sich nicht mehr im Franziskaner hatte blicken lassen.

Croning überlegte eben, ob er in die Wohnung seines Freundes gehen sollte, als dieser selbst ins Lokal trat.

„Jetzt den Zufall! Akrat sprechen wir von Ihnen, Herr Doktor, daß S' gar nimmer z' uns kommen!“ rief ihm die blonde Marie entgegen.

Er grüßte die Kellnerin kurz und reichte dann

Croning die Hand, die, wie dieser sofort bemerkte, fieberheiß war.

„Na, alter Ausreißer, glücklich wieder in München gelandet? Wie war's in dem schönen Berlin?"

„Ich fuhr schon am nächsten Tage wieder zurück," entgegnete Croning, ihn scharf beobachtend.

„Ach was! Schon am nächsten Tage wieder! So, so! Und hast du dich gut amüsiert?"

Geiger, der vollkommen geistesabwesend schien, hatte seinen Ueberrock ausgezogen und sich Croning gegenüber gesetzt.

„Amüsiert! Ich sagte dir doch schon, daß ich am nächsten Morgen schon wieder aus Berlin wegging!" bemerkte Croning, den das eigentümliche, zerfahrene Wesen Geigers vollends in Erstaunen setzte.

„Jaso, das hast du mir gesagt! Richtig!" Er starrte vor sich hin und nagte nervös an seinen Schnurrbartspitzen.

„Sie gehn g'wiß auf d' Redout', weil S' so nobel beisammen san?" fragte ihn Marie, die neben ihm stand und auf seine Bestellung wartete.

„Ich? Nein — das heißt — ja — eine Stunde vielleicht —" antwortete er, sichtlich verlegen.

„Seit wann gehst denn du im Frack auf die Redoute? Und in Lackschuhen und weißer Krawatte?" forschte Croning.

Geiger that, als hätte er seines Freundes Frage nicht gehört, und bestellte ein Glas Cognac zum Bier.

„An Cognac aa?" machte Marie verwundert, die, solange sie Geiger bediente, ihn noch nie Cognac zum Bier hatte trinken sehen.

„Ja, ja! Fragen S' doch nicht so viel!" rief Geiger unwillig.

Die blonde Marie sah Croning kopfschüttelnd an und ging.

„Also auf die Redoute gehst du?" nahm Croning

nach einer längeren Pause das Wort. „Du triffst wohl Bekannte dort?“

Die Blicke der beiden Freunde begegneten sich und ruhten einen Augenblick ineinander.

„Frau Hubmaier wohl?“

Geiger wurde bis in die Schläfen rot und sah weg.

„Es ist wohl heut das famose Stelldichein, von dem du mir vor einigen Wochen erzähltest, bei dem du mit allerhöchster Genehmigung des Herrn Gemahls seinen Stellvertreter spielen darfst?“

„Das war schon lange —“

Croning riß die Augen auf.

„Ah! Also eine neue Auflage? Wohl gar schon die zweite oder dritte? He? Na, mir kannst du doch das anvertrauen!“ sagte Croning, als er sah, daß Geiger mit der Antwort zögerte.

Geiger stürzte den Cognac, den ihm die Marie gebracht hatte, in einem Zuge hinunter.

„Das muß doch ein verdammt toleranter Ehegatte sein, dieser Herr Hubmaier!“ lachte Croning ironisch.

„Ah, dieses Schaf!“ platzte plötzlich Geiger heraus, und dann fügte er mit leiser, vor innerer Erregung zitternder Stimme hinzu: „Heut geht sie allein mit mir!“

Croning paffte den Rauch seiner Zigarette mit einem heftigen „Puh!“ in die Luft und lehnte sich in seinen Stuhl zurück, Geiger verschmitzt zuzwinkernd.

„Männeken, Männeken! Siehste wohl! Was ich dir damals sagte: Es ist immer dieselbe Sache! Es sind alle Canaillen!“

Kaum hatte Croning diese Bemerkung gemacht, als Geiger mit vor Empörung bebender Stimme dem Freund zurief:

„Ich muß dich ein für allemal bitten, von dieser Frau in einem andern Ton zu sprechen. Du kennst sie nicht und hast also absolut kein Recht, sie mit

allen den Weibern, mit denen du verkehrteſt, zuſammen in einen Topf zu werfen!"

Geiger trommelte in wilder Erregung mit den Fingern auf den Tiſch.

Croning entgegnete ernſt:

„Verzeih, mein Lieber! Ich wußte allerdings nicht, daß die Sache ſo bedenkliche Dimenſionen angenommen hat!"

„Bedenklich oder nicht — einerlei. Ich liebe dieſe Frau nun einmal — und kann es nicht dulden, daß man ſie beſchimpft," warf Geiger mit zuckenden Lippen hin.

„Nanu, gieb dich nur zufrieden! Ich widerrufe alles, was ich geſagt habe. Du biſt ja in dieſen wenigen Wochen, ſeit ich dich nicht mehr geſehen habe, von einer Nervoſität befallen, die —"

„Ich bin abſolut nicht nervös! Ich laſſe nur nicht —"

„Du läßt nur nichts Schlimmes über deine Angebetete ſagen!" fiel ihm Croning ins Wort, und ein maliziöſes Lächeln umſpielte ſeine Mundwinkel. Es war ihm eben eingefallen, welch fürchterlich hohe Meinung er einſt von ſeiner angebeteten Melanie hatte. Und dennoch — aber das gehörte ja nicht daher.

„Alſo, nervös biſt du, Geiger! Da iſt kein Zweifel. Und du ſollteſt jetzt nicht noch einen Cognac trinken!" warnte Croning, als ſein Freund ein zweites Glas beſtellte. „Das macht deine Nerven nicht beſſer! Nun, aber das andre! Du liebſt die Frau. Bon! Erwidert ſie deine Liebe?"

Geiger ſtarrte zu Boden und erwiderte unſicher:

„Warum das? Zweifelſt du daran?"

„Ja — ich meine, du mußt doch das wiſſen?"

„Ich zweifle nicht daran!"

„Aber du weißt es noch nicht?"

„Ich weiß jedenfalls, daß ſie unglücklich iſt."

Geiger sah, wie Croning ungläubig die Achseln in die Höhe zog. Darum fuhr er hastig fort:

„Siehst du, sie hat mir alles erzählt, wie das gekommen ist, daß sie den Hubmaier heiratete.“ Und nun berichtete er:

„Hubmaier war eigentlich der Geleimte bei der Sache. Der Vater Leonies stand am Konkurs, als Hubmaier, mit dessen Vater er schon in Geschäftsverbindung stand, nach Brüssel kam, um ihm eine wunderbare Sammlung Nymphenburger Porzellans, die er aus der Nachlaßmasse eines verstorbenen Münchener Kunstmäcen erstanden hatte, anzubieten. Die Sammlung kaufte der Vater Leonies nicht, aber die Mutter, eine schlaue Blämin, brachte es fertig, ihre Tochter an den reichen Münchener Antiquitätenhändler zu verkuppeln, noch bevor die Katastrophe hereinbrach.

„Leonie, die kleine feurige Brüsselerin, fand zwar zuerst nichts Besonderes an dem plattfüßigen, gutmütigen Münchener mit dem komischen Namen. Aber sie war sehr wohl eingeweiht in die Verhältnisse ihres Hauses; sie sah den Zusammenbruch vor sich; sie wußte, daß damit auch der Glanz und Luxus, der sie umgab, verschwinden würde. Und sie war noch jung und hatte noch den schönen Traum in den Sinnen, daß das Leben ein Feiertag wäre. Sie hatte kein sonderlich tiefes Gemüt. Dazu steckte zu viel französisches Blut in ihren Adern, das sie vom Vater, der ein eingewanderter Franzose war, geerbt hatte. Und da sie von der Mutter noch ein gehöriges Stück Eitelkeit mitbekommen hatte, so fand sie sich ohne besondere Schwierigkeit in die Rolle, die ihre Mutter sie spielen hieß. Wenn sie Hubmaiers Gattin wurde, wurde sie die Retterin ihrer Familie. Sie faßte das gar nicht sentimental auf. Sie war im Gegenteil sehr praktisch veranlagt, bei allem Temperament höchst nüchtern und berechnend. Und schließlich kam der Reiz des

Fremdartigen noch hinzu, der sie lockte. Sie kam als junge Frau in ein fremdes Land. Sie würde dort als interessante Ausländerin eine ganz besondere Rolle spielen. Und als sie Hubmaier ihr Jawort gab, war das erste, was er ihr versprechen mußte, das, ihr das lustige Münchener Leben zu zeigen. Sie wollte genießen, mit vollen Zügen genießen.

„Erst, als Hubmaier seine junge Gattin in seinem schönen Münchener Heim untergebracht hatte, erfuhr er die volle Wahrheit über die Verhältnisse seiner Schwiegereltern. Aber er ließ die grobe Täuschung, deren Opfer er geworden war, seine Gattin nicht einen Augenblick entgelten. In der nobelsten Form von der Welt machte er das Brüsseler Geschäft seines Schwiegervaters wieder flott, und das Haus Boisson in Brüssel galt nach wie vor als eins der vornehmsten Antiquitätengeschäfte in Belgien."

Geiger machte in seiner Erzählung eine Pause. Er sah auf die Uhr, die auf neun zeigte.

„Um halb zehn erwartet sie mich!" murmelte er.

Croning beachtete es nicht. Die Erzählung Geigers hatte ihn mehr gefesselt, als ihm selbst recht war. Denn was ging ihn im Grunde dieser Hubmaier und seine Gattin an?

Aber eins war ihm klar geworden, daß dieser Antiquitätenhändler ein Ehrenmann, ja ein Kavalier durch und durch war. Aus diesem Gedankengange heraus fragte er Geiger:

„Warum glaubst du, daß die Frau unglücklich ist?"

„Weil sie ihn nicht liebt, nicht lieben kann! Weil er ein Trottel ist!"

„Allerdings," lachte Croning ironisch, „die heutige Menschheit ist arm, sehr arm an Männern, die so anständig handeln wie dieser Hubmaier. Und du glaubst also, der Mann ist deshalb in den Augen seiner Frau eine komische Figur, weil er auf ihren

Leim krabbelte? Ein Kerl, der nicht mehr verdient, als daß man ihn immer und immer wieder betrügt?"

„Jedenfalls kann er ihr nicht imponieren!" entgegnete Geiger mit verächtlichem Achselzucken.

„Ah so, und das willst du nun besorgen!" rief Croning mit einem leisen Anflug von Spott. Dann fügte er sehr ernst hinzu, als er sah, wie Geiger bei seinen Worten verächtliche Gesten machte:

„Du, ich rate dir als Freund, sieh dich vor! Das ist kein Weib für dich! Thu ihr meinetwegen den Gefallen und genieße mit ihr, was sie genießen will. Bon! Aber glaube nur ja nicht, daß du der einzige seist! Diese Frau hat nicht den geringsten Grund, nach allem, was du von ihr erzählt hast, unglücklich zu sein. Ist sie auch gar nicht! Die fühlt sich nur gelangweilt. Die betrachtet ihren Mann als festen Stützpunkt, von dem aus sie ihre Streifzüge nach Abenteuern, die sie reizen und ihre Sinne kitzeln, unternimmt. Sie wird immer wieder zu ihrem Mann zurückkehren und den armen Teufel ruhigen, kalten Blutes seinem Schicksal überlassen, der, indem er ihr eine amüsante Stunde bereitet, glaubt, sie ganz zu besitzen. Das ist eine undankbare, eitle Egoistin — Freund, nimm dich vor ihr in acht!"

Geiger streifte die Asche von seiner Zigarre und sah düsteren Blicks vor sich hin.

In diesem Augenblick mußte er an den Abend bei Schwabls denken, wo sie den Halling so warm verteidigt hatte.

Sie war seitdem so viel näher seinem Herzen gekommen. Zwar — das entscheidende Wort war zwischen ihnen noch nicht gefallen. Bis heute noch nicht. Er zweifelte keinen Augenblick, daß sie ihn liebte.

Wenn er nun die Gewißheit erhielte? Cronings skeptische Auseinandersetzung stachelte ihn auf. Er

mußte endlich darüber ruhig sein können. Er mußte endlich Gewißheit haben. Heute noch — heute noch!

Mit flüchtigem Gruß nahm er von Croning Abschied und eilte davon.

Es war gegen neun Uhr, als er den Franziskaner verließ. Auf halb zehn Uhr lautete die Verabredung, die er mit Leonie getroffen hatte. Deutsches Theater — am Eingang zum Silbersaal.

Geiger ging langsam die Neuhauserstraße hinab. In hellen Scharen huschten an ihm die Masken, die zu den Redouten eilten, vorüber. Die meisten waren in Dominos gehüllt und trugen auf dem Kopf die riesigsten, so phantastisch wie nur möglich aus Gaze, Spitzen oder Blumen geformten Hüte. In den weiten, fliegenden, buntfarbigen Redoutenmänteln flatterten sie knisternd und rauschend durch das dämmerige, die Schatten gigantisch vergrößernde Zwielicht der Winternacht dahin wie abenteuerliche Flügeltiere.

*

Vor den glänzend erleuchteten Garderoben des Deutschen Theaters staute sich und drängte sich eine lachende, kreischende, kichernde und schwatzende Menge.

Hier standen, mitten im Gewühl, die enragiertesten Redoutenlöwen. Denn hier hatte man von erster Hand, was man bekam. Und hier gab's was zu sehen. Wie sich blendende Frauennacken, schneeige Busen loslösten aus einem Meer von neidisch verhüllendem Pelz und Spitzen und Shawls. Wie die reizendsten Füßchen sichtbar wurden bei dem im Gedränge doppelt schwierigen Bemühen, die schützenden Gummischuhe abzustreifen ...

Und hier war auch Gelegenheit, unbemerkt hinter das Geheimnis, das die Maske verbarg, zu kommen.

„Ah, ah! Mir war's gnua! Sie, stöß'n S' doch net a so!"

„Au! Sie, dös war mei Heahneraug'! Moanen S', dös thuat wohl, wann S' da drauf an Schafflertanz tanz'n?!"

„Um Gottes willen! Marie, jetzt hab' ich unſern Hausſchlüſſel vergeſſen! Wie ſollen wir da heim kommen, ohne daß Mama es merkt?"

„Du, Sophie — der Baron Walbau iſt ſchon da — ich hab' ihn eben g'ſeh'n! Der muß uns heut zum Schampus führ'n!"

„Ah, geh, mit dem Depp'n wirſt doch net wieder anbandeln! Der moant, ma müßt eahm im Bierſtüberl alleweil an Narr'n machen — weil's dort billiger is! Da haſt mi erſcht halbet!"

„Dös werd' ſcho wieder recht fad werd'n! Akrat auf die Mittwochsredout' mußt du daher gehn. Wo lauter nobligs Publikum da is. War'n mir lieber ins Koloſſeum gangen! Da is grüebi!"

Geiger, der eine Viertelſtunde in dem Gedränge an der Garderobe ſtand, umweht von Zigarettenduft und einem Gemiſch von allen möglichen Parfüms, kannte all dieſe Präludien zu dem großen tollen Hexenſabbat, genannt Münchener Redoute.

Wie oft ſchon hatte er ſich amüſiert, wenn eine Venus oder Aphrodite von Geſtalt in der Garderobe ihre Oberhülle abgab und dann plötzlich in ein paar Worten mit naivſter Harmloſigkeit zu erkennen gab, wer ſie am Werkeltage war.

Heute jedoch mutete ihn dieſes ganze Getriebe recht banal, beinahe abſtoßend an. Aus allen Ecken und Enden, aus Worten und Geſten — überall grinſte doch nur die gewöhnlichſte Sinnlichkeit hervor.

Ja, er ſchämte ſich dieſer moraliſchen Anwandlung. Hatte er doch ſelbſt ſo oft dieſe Münchener Redoute gegen Leute verteidigt, die dem gleichen Gefühl Ausdruck gaben, das ihn heute beſchlich.

Aber woher kam dieſes Gefühl? Er war über-

reizt, nervös, abgespannt. So sagte er sich. Aber diese Erklärung befriedigte ihn nicht. Es war etwas andres, was diese Stimmung in ihm auslöste.

Eben rauschte an ihm eine üppige Redoutenschöne vorüber. Eine atemraubende Flut von Heliotrop stieg ihm in die Nase. Er kannte dieses Parfüm. Er erkannte auch die Dame.

Es war ein Weib, das jedem feil war, that er nur Geld in seinen Beutel.

Und wenn nun daneben Leonie stehen würde. Seine Leonie! Bei einem Contretanz war das wohl möglich. Und er mußte dann im Tanze dem Weibe ebenso sein galantes Kompliment machen, wie er es gegen Leonie machte!

Das war's, was ihn störte, was in ihm Unbehagen und Mißstimmung hervorrief. Der Ort, an dem er mit ihr zusammentraf, stimmte so ganz und gar nicht zu den zarten Empfindungen, die das Zusammentreffen, das erste, das sie ohne ihren Gatten ihm gewährte, in ihm erweckte.

Er empfand es als eine Profanation seiner heiligsten Gefühle, daß er hier, im Bräustübl, wo die gewöhnlichsten Gassenhauer gesungen wurden, oder in den Logen, wo beim Sekt die wüstesten Orgien gefeiert wurden — daß er hier der Frau, die er anbetete, die er vergötterte, sagen sollte, wie heiß, wie glühend, wie innig er sie liebe.

Er rüttelte sich auf. Da war er nun wieder glücklich mitten drinnen in seinem unseligen Spintisieren! In seinem Hange, immer nach einem unerreichbaren Ideal zu haften und zu tasten! Konnte er nicht den Augenblick genießen? Was brauchte er sich darum zu kümmern, wo er ihn genoß? Und wenn Leonie damit einverstanden war, ihm hier ein Rendezvous zu geben, warum sollte er diese Zusammenkunft nicht nützen? War es nicht ein Beweis ihres

Vertrauens zu ihm, daß sie ihm gerade hier, auf einer Redoute, ein Stelldichein gab? Hier, wo alle Banden gelöst waren, wo alle Sinne frei waren, wo nichts den Niedrigdenkenden hinderte, Unschuld, Vertrauen und Neigung zu mißbrauchen?

„Ah, süßer Halling, bist du auch da?“ ließ sich dicht neben Geiger eine zarte, schmeichelnde Frauenstimme vernehmen.

Geiger fuhr aus seinen Träumen auf. Mit verstörtem Blick sah er um sich.

Vor dem Garderobetisch stand ein stattlicher, breitbrüstiger Mann mit einem mächtigen Kopf auf dem etwas niedrigen, dicken Hals. Er trug einen dem ungewöhnlichen Umfange der hohen, starkgewölbten Stirn entsprechenden riesigen Cylinder — einen Stößer, wie die Wiener sagen —, der aber auf der Fülle von Locken, auf denen er förmlich schwebte, sich so komisch präsentierte, als wäre er zu klein. Jetzt nahm er den Hut ab, und jetzt erst zeigten sich die herrlichen Proportionen dieses echten Schauspielerkopfes in ihrer ganzen Schönheit.

„Süßes Hallingchen, du mußt heut mit mir tanzen!“ flötete dieselbe Frauenstimme wieder.

Halling kümmerte sich kaum um die niedliche, zapplige Person, die, in einen eleganten Domino gehüllt, sich an den Riesen wie eine Schlange heranschmiegte. Er lachte aus vollem Halse und wickelte sich dabei gemächlich aus seinem schweren Pelz und den verschiedenen seidenen Tüchern, die er um den Hals geschlungen hatte.

„Hallingchen, wirst du mit mir tanzen?“

Wieder diese verlarvte Bettlerin! Geiger, der die Scene mit zusammengekniffenen Lippen beobachtete, stieg der Ingrimm in die Kehle. Wie sich das Weibervolk an diesen klotzigen Mimen mit dem Stiernacken herandrängte! Wie es ihn umgirrte

und umgaukelte! Wie es förmlich um seine Gunst bettelte!

„Na — mein schöner Domino! Endlich wären wir so weit!“ rief Halling mit seiner dröhnenden Stimme, nachdem er sich vergewissert hatte, daß seine Sachen genau an der Stelle untergebracht waren, die er der Garderobenfrau bezeichnet hatte. „Also tanzen soll ich mit dir? Hm! Wollen sehen. Hübsch bist du ja —“ Er warf einen prüfenden Blick über den kleinen Domino, der mit koketter Grazie sich vor dem Schauspieler verneigte.

„Gefall' ich dir?“ kicherte die Maske, hinter der sich offenbar eine Dame aus der besten Gesellschaft verbarg. Dann um Halling zu ermutigen, es mit ihr zu wagen, verriet sie ihm, daß er erst vor wenigen Wochen bei einer Abendunterhaltung der Familie des Kommerzienrats Winkel sich mit ihr recht gut unterhalten habe.

Halling machte darauf eine pathetische Geste.

„Mein liebes Kind, wenn ich mich all der Damen entsinnen müßte, mit denen ich mich gut unterhalten habe! Aber komm, ein Viertelstündchen sei dir in Gnaden gewährt!“

Er sagte das mit dem merkwürdigen, singenden Tonfall in der Stimme, der auch seiner Deklamation auf der Bühne eigen war und der die gesamte Frauenwelt Münchens fascinierte. Es lag ein eigentümlicher Schmelz in seinem Organ, es vibrierte wie die Saiten eines Cello unter dem Strich des Virtuosen. Uebrigens gab es auch viele Männerohren, die diese Klangreize des Hallingschen Organs bestrickten, wenngleich der weitaus größte Teil der männlichen Theaterbesucher auf der Seite der Kritik stand, die Halling immer und immer wieder den Vorwurf machte, daß er auf Kosten der schauspielerischen Wahrheit in der Wirkung seines schönen Organs schwelgte.

Palanka, der Organprotz vom Komödiantentisch im Hofbräuhaus, war natürlich einer von den wildesten Bewunderern Hallings, und es hatte um deswillen zwischen ihm und Geiger schon manchen harten Strauß abgesetzt. Schließlich war man, als darüber der Frieden am Stammtisch ernstlich gefährdet schien, dahin einig geworden, daß der Name Halling nicht mehr erwähnt werden soll.

Geiger hatte eine nervöse Unruhe erfaßt. Mit finsterer Miene sah er Halling nach, der mit dem Domino, in dessen Arm er den seinen gelegt hatte, plaudernd und lachend die hellerleuchtete Treppe zum Tanzsaal emporstieg.

Palanka und Leonie! Dem einen neidete er seine Bewunderung für Halling nicht. Was kümmerte ihn dieser einfältige Mensch und mittelmäßige Schauspieler! Aber Leonie! Heiße Glut stieg ihm in die Wangen. Leonie hatte es aufs peinlichste vermieden, nach jenem Abend bei Schwabl noch einmal auf Halling zu sprechen zu kommen. Daß sie sich zu seiner, Geigers Anschauung bekehrt haben würde, das war ganz ausgeschlossen. Dann würde sie es ihm gesagt haben. Dann gab es also nur zwei Möglichkeiten: entweder sie liebte Geiger und vermied es deshalb, Hallings zu erwähnen, weil ihre Bewunderung für diesen weit hinter ihrer Liebe zu Geiger zurückstand, oder sie liebte Geiger, wie sie Halling bewunderte, und sprach nur darum über den Schauspieler nicht mehr, daß Geiger nicht verletzt und Halling nicht durch ihn verkleinert würde. Im ersteren Falle war er Sieger, im letzteren Falle aber war ihm in Halling ein Rivale erstanden, gegen den er, das fühlte Geiger, zuletzt sicher unterliegen mußte. Denn wer hätte mit Halling um ein Weib rittern mögen? Mit diesem Kraftmenschen, der überall, wohin er kam und sah, auch siegte!

Und doch! Ein wilder Trotz bäumte sich in Geiger auf. Wie er diesen Halling haßte! Mochte er doch sein Rivale sein! Er wollte den Kampf mit ihm aufnehmen! Er brannte darauf, zu wissen, wer Sieger blieb.

Geiger war in den Tanzsaal getreten. Die Stunde des Stelldicheins mit Leonie hatte geschlagen.

Ein herrlicher Straußscher Walzer rauschte in seiner ganzen sinnberückenden Melodienfülle durch den Saal, in dem eine riesige Menschenmenge im Tanze hin und her wogte. Und in welchem Tanze! Das war nicht der Tanz des vornehmen Parketts, nicht die konventionelle Bewegung in gleichgültigem Ballgespräch dahinhüpfender Paare: das war stürmisches, wildwogendes Leben, heißes, gieriges Leben, das, alle Fesseln sprengend, in sieghafter Naturkraft hier sich austobte. Leib an Leib, Brust an Brust, Wange an Wange — so wirbelten die Paare durcheinander. Ein Chaos in einem Meer von Licht, Blumen, Duft und heißem Parfüm, aber ein Menschenchaos, das, so fremd, so unbekannt die einzelnen auch untereinander waren, doch zu einer großen einheitlichen, überwältigenden Harmonie zusammenschmolz durch die wunderbare, geheimnisvolle, dämonische Macht der Musik und des Gefühls.

Mühsam bahnte sich Geiger den Weg durch die dicht an den Wänden enlang stehende Menge lachender, schwatzender, scherzender, sich neckender und küssender Menschen. Endlich hatte er den Rendezvousplatz erreicht.

Geiger atmete auf. Es war keine kleine Arbeit, sich während des Tanzes bis hierher durchzudrängen.

Sein erster Gedanke war Leonie! Wo war sie? Er musterte die verschiedenen Dominos, die im Silbersaal da und dort in nachlässiger Haltung umhersaßen und ihn gierig unter der Maske hervor anstarrten.

Von dem Meer, das da draußen im Tanzsaal brandete, an den Strand geworfene leere Muscheln, die keinen Liebhaber gefunden hatten.

Geiger ging erregt auf und ab. Er musterte jedes Paar, das an ihm vorüberhuschte. Er war doch pünktlich erschienen, und sie war nicht da! Jetzt brach die Musik ab. Der Tanz war zu Ende. Eine riesige Menschenmenge strömte auf ihn zu. Wenn sie jetzt nicht kam, war es ganz unmöglich, sich zu finden. Er begann zu verzweifeln.

Aber sie kam. Plötzlich schlug ihm jemand auf den Arm. Er drehte sich hastig um. Vor ihm stand ein kleiner, graziöser Domino, der mit dem Fächer ihm vor der Nase herumfuchtelte.

Durch die dichte Schleierlarve blitzten ihn zwei feurige Augen an.

„Wo bleiben Sie denn so lange?“ tönte es ihm unter dem Schleier entgegen. Ein Gefühl namenloser Seligkeit rieselte durch seinen Körper. Es ist Leonie!

Er stammelte ein paar Worte der Entschuldigung, dann bedeckte er ihre Hand mit glühenden Küssen.

„Um Gottes willen, Doktor! Was machen Sie denn? Wenn uns jemand sieht!“ wehrte sie.

„Man kennt dich ja nicht, Leonie!“ lachte Geiger, den ihre Angst, beobachtet zu werden, amüsierte. Sie hatte ganz vergessen, wo sie sich befand.

„Jaso!“ lachte auch sie und nahm seinen Arm. „Also kommen Sie, Doktor! Und nun wollen wir recht vergnügt sein! Nicht wahr? Diese Redouten sind doch herrlich!“

Sie zog ihn mit sich fort, mitten in das dichteste Gewühl hinein.

Willenlos folgte er. Er war selig. Zum erstenmal war er mit ihr allein, ganz allein. Von dem ganzen Maskentrubel sah er nichts mehr. Er hatte nur Auge und Ohr für sie.

Wohl eine Stunde lang mußte er Leonie so durch die sämtlichen Räume des Theaters führen. Sie hatten einmal einen Tanz versucht, aber es gleich wieder aufgegeben. Es war nicht möglich, in diesem Gewühl zu tanzen.

So begaben sie sich auf die Galerie, von der aus man einen Ueberblick über den Tanzsaal hatte.

Die verschwiegenen Lauben der kleinen, entzückenden Palmengärten zu beiden Seiten der um den Tanzsaal herumlaufenden Galerie waren schon im voraus von der jeunesse dorée Münchens reserviert, die hier mit bekannten oder unbekannten, bestellten oder unbestellten Masken sich Rendezvous gab. Hier verjubelte das lockere Söhnchen manch eines biederen wohlhabenden Münchener Geschäftsmannes das Geld seines Papas auf die angenehmste Weise. Hier kampierten auch die jungen Offiziere, meist Kavalleristen, die im tadellosen Frack nicht minder elegant und schneidig aussahen als am Tage in ihrem blauen Waffenrock und den schwarzen Reithosen.

Geiger hatte Leonie nicht oft genug an diesen interessanten Lauben, in denen auf die zwangloseste Weise von der Welt geplaudert, charmiert und — geküßt wurde, vorbeiführen können.

Es war ja nun schon das dritte Mal, daß sie diese Scenen mit hellem Staunen beobachtete. Aber es zog sie immer und immer wieder zu ihnen zurück.

Das war etwas, was sie noch nie gesehen hatte. Dieser Taumel, der alle, die da in den Lauben hausten, erfaßt zu haben schien, zog sie mächtig an. Das Pariser Blut ihres Vaters wurde in ihr lebendig. Der lachende Leichtsinn, der hier unter Palmen in magischem Lichte tollte, fachte in ihr die Lebenslust an. Es war Feuer von ihrem Feuer, das dort in den dämmerigen Nischen hinter den Larven schöner Weiber hervorblitzte, Glut von ihrer Glut, die dort

an schäumendem Sekt die heißen, begehrenden Lippen kühlte!

„I glaub', du hätteſt net übel Luſt, Leonie, auch amal a biß'l auszuſchlitzen!“ hatte ihr Gatte in ſeiner gutmütigen Art am erſten Redoutenabend lachend geantwortet, als ſie ihm zu Hauſe von dem, was ſie dort oben in den Palmengärten geſehen hatte, vorſchwärmte.

Luſt, Luſt? Nein! Sie war gierig darauf, das auch einmal durchzukoſten. Sie mußte das einmal mitmachen.

Es reizte ſie, unter dem Geheimnis der Maske ein kleines, pikantes Abenteuer zu erleben. Aber ihr Mann durfte nicht dabei ſein. Das ſtand felſenfeſt in ihr. Aber mit wem ſollte ſie dieſes pikante Abenteuer erleben? Und dann! Sie konnte doch nicht auf eigne Fauſt eine Redoute beſuchen? Da fiel ihr Geiger ein. Ja, Geiger mußte ihr Ritter ſein. Sie hatte einen Augenblick gezögert, ob ſie ihren Entſchluß ihm anvertrauen ſollte. Er hatte ſie in der letzten Zeit ſo ungeſtüm umworben, daß es ſie beunruhigte. Würde er nicht aus ihrem Plan, mit ihm eine Redoute zu beſuchen, Schlüſſe ziehen, die ihr unangenehm werden könnten?

Aber das war nur ein Augenblick ruhigen Ueberlegens geweſen. Dann war ſie wieder ganz das eigenſinnige, verwöhnte Kind, dem alle Wünſche ſich erfüllen mußten. Das eitle, gefallſüchtige Weib, dem es ſchmeichelte, wie eine Königin umworben zu werden. Und ſo kam die heimliche Flucht zur Redoute zu ſtande.

Nun war ſie da. Geiger ſtand neben ihr. Eine eigentümliche, ſeltſame Stimmung hatte ſich ihrer bemächtigt, eine Stimmung, ſchwankend zwiſchen heißer Begehrlichkeit und ängſtlicher Zurückhaltung.

Geiger ſtand mit ihr an der Brüſtung der Galerie. Sie ſah auf das wirre Gewoge der Tanzenden im Saal.

Er hielt ihre Hand in der seinen. Sie fühlte, wie er sie innig drückte. Sie schloß die Augen. Heiße Gedanken jagten durch ihr Gehirn. Eine momentane Schwäche befiel sie. Sie mußte sich setzen. Geiger nahm neben ihr Platz. Auch ihn hatte der Redoutentaumel erfaßt. Er legte seinen Arm um ihre Taille. Dann zog er sie plötzlich stürmisch an sich und preßte einen glühenden Kuß auf ihren Nacken. Sie atmete schwer. Ohne Widerstand ließ sie es geschehen, daß er ihren Kopf an seine Brust drückte.

„Leonie! Süße Leonie!"

Berauschend, sinnberückend klangen seine zärtlichen Worte ihr im Ohr.

Da störte der Kellner herauf, der sich diskret genähert hatte.

„Was wünschen die Herrschaften zu trinken?"

Leonie fuhr wie aus einem Traum auf.

„Nichts, nichts! Kommen Sie, Doktor! Lassen Sie uns gehen! Hier oben ist's schrecklich heiß!"

Sie hatte sich hastig erhoben.

„Aber, Leonie! Wohin wollen Sie denn? Hier sitzt man doch so gemütlich!" entgegnete Geiger und suchte sie zurückzuziehen.

„Nein, nein! Ich bleibe nicht hier. Ich muß fort —" rief sie, heftig mit dem Fuße stampfend. „Wenn Sie nicht mit mir gehen, gehe ich allein —!"

Geiger stand auf. Sie nahm seinen Arm, und in fluchtartiger Eile zog sie ihn hinab in den Tanzsaal.

„Aber hier können wir doch unmöglich bleiben, Leonie —!"

Sie sah sich unschlüssig, wie hilfesuchend um. Er hatte recht, hier war das Gedränge fürchterlich.

„Komm, wir gehen ins Bierstübl! In einer Viertelstunde beginnt die große Pause. Jetzt bekommen wir noch Platz drunten —"

Sie nickte.

Er bahnte sich den Weg durch die Menge. Sie folgte dicht hinter ihm. Es war keine leichte Arbeit, durchzukommen. Endlich schlug die Thür des Tanzsaals hinter ihnen zu. Sie standen auf der Treppe, die zum Bierstübl hinabführte. Eine eisige Kälte wehte ihnen entgegen. Geiger hatte sein seidenes Taschentuch hervorgezogen und legte es Leonie um den Hals.

„Du erkältest dich!“ sagte er besorgt.

Als seine Fingerspitzen ihren Nacken berührten, kam es wieder, wie oben auf der Galerie, wie ein süßer Rausch über sie.

Langsam stiegen sie die Treppe hinab. Er dicht an ihrer Seite. Sie stützte sich fest auf ihn. Denn die Treppe war schlecht erleuchtet, und die Larve vor ihrem Gesicht hinderte sie, die Stufen zu sehen.

Sie waren ganz allein. Aus dem Bierstübl drangen die abgerissenen Töne der Musik kaum hörbar zu ihnen.

Geiger stand eine Stufe tiefer wie Leonie, die er behutsam führte. Jetzt war sie so groß wie er. Sie sahen sich Auge in Auge.

Eine wilde Lust, sie zu küssen, überkam ihn.

„Leonie!“ flüsterte er. „Hast du mich lieb?“

Er sah, wie ein Beben durch ihren schmiegsamen Körper ging, dessen feine Formen der glänzende Atlas ihres Dominos plastisch hervortreten ließ.

„Hast du mich lieb?“ wiederholte er.

„Doktor, Sie sagen Du zu mir —“

„Wir sind auf der Redoute! Das ist Maskenfreiheit! Und wenn ich es auch nicht dürfte — ich sage es doch! Denn ich liebe dich, Leonie, ich liebe dich!“

Er hatte sie mit beiden Armen umfaßt. Willenlos ließ sie ihr Haupt zurücksinken. Ihr halbgeöffneter Mund ward unter dem Schleier der Larve sichtbar.

„Ich liebe dich —“

Sie hörte es nicht mehr. Die Sinne vergingen ihr. Sie fühlte indes noch seinen heißen, brennenden Kuß auf ihren Lippen.

Da kamen drei gröhlende Studenten die Treppe herauf. Sie sahen gerade noch, wie Geiger Leonie küßte.

„Prosit! Das schmeckt gut!“

Lachend stiegen sie an dem Paar vorüber und verschwanden oben.

„Laß uns gehen!“ stieß Leonie mühsam hervor. Ihre Zunge war wie gelähmt. Sie konnte sich kaum aufrecht halten.

Wortlos führte sie Geiger die Treppe vollends hinab. Eine heiße Luft, erfüllt vom Biergeruch und Zigarrenqualm, schlug ihnen entgegen.

„Ah! Doktor, Doktor, hallo! Ich salutiere den gelehrten Herrn!“ tönte es in mächtigem Pathos von einem der nächsten Tische her.

Geiger sah auf. Es war Palanka, der sogleich auf ihn losstürzte und ihm die Hände schüttelte.

„Famos, großartig, pyramidal — hahumhaha! Ich grüß euch, Edle von Brabant!“

Wie eine Kaskade rollten die Worte von Palankas Lippen.

„Und dieses Weib, das herrlichste von allen —“ deklamierte Palanka, indem er sich vor Leonie tief verbeugte. „Ich grüß' es! Seid willkommen, Pfalzgräfin, schönste der Frauen! Befehlet, so will ich —“

Er konnte nicht vollenden. Geiger hielt ihm lachend den Mund zu.

„Um Gottes willen, Palanka! Schreien Sie doch nicht so!“ rief er.

„Was? Schreien thu ich, he? Ha—humha Schöner Domino — schreie ich?“

Leonie, die zuerst sich ängstlich an Geiger

geschmiegt hatte, mußte nun ebenfalls lachen. Der Mann mit der furchtbaren Stimme war zu komisch.

„Nein!“ antwortete sie lustig. „Du hast ein wunderbares Organ! Du bist wohl Schauspieler?“

„Hören Sie, Doktor! Wunderbares Organ! Ha! Huamhah!“ rief Palanka triumphierend. Dann wandte er sich wieder Leonie zu: „Ja, Domino! Ich bin ein Mime, dem die Nachwelt keine Kränze flicht!“

„Jetzt hören S' einmal mit dem Deklamieren auf!“ sagte Geiger. „Schaffen S' mir lieber für meinen Domino und mich einen Platz an Ihrem Tisch!“

„Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar!“ citierte Palanka mit Stentorstimme und führte Leonie an den Tisch, an dem er saß.

„Pfalzgräfin, schönste der Frauen —!“

„Zum Donnerwetter, Palanka, lassen Sie doch das verfluchte Deklamieren —!“

„Warum denn, Doktor?“ rief Leonie. „Er hat doch eine herrliche Stimme!“

Sie sah entzückt zu Palanka empor, der über dieses Lob ganz außer sich geriet.

„Kann ich Armeen aus der Erde stampfen? Wächst mir ein Kornfeld auf der flachen Hand?“

„Verlangt doch auch kein Mensch von Ihnen! Aber wenn Sie meinem Domino ein Glas Bier verschaffen können, dann thun Sie's!“ höhnte Geiger.

„Ein Bier! Ein Königreich für ein Bier!“

Palanka stürmte zur Schenke und kehrte schon nach wenigen Minuten mit einem überschäumenden Glas zurück, das er Leonie kredenzte, während er ein Knie vor ihr beugte.

„Scharmant, scharmant!“ rief Leonie und klatschte in die Hände.

Dann begann eine große Vorstellung an dem Tische, an dem sich Geiger und Leonie niedergelassen hatten.

„Hier," sagte Palanka, auf die drei Dominos deutend, die zwischen ihm und einem älteren, stattlichen Herrn saßen, „das sind meine Schwestern. Die Mali, die Ursula und die Walpurgis — eine liebt mich mehr als die andre. Nette Trutscherln — die eine hinkt, die andre schielt, die dritte stottert. Aber sonst san s' g'sund!"

Die drei Masken, deren ganzes Gebaren und die Art, zu sprechen, die Schauspielerinnen verriet, ließen hellauflachend den Scherz gelten. Palanka hatte ihnen ja versprochen, sie heute abend zum Sekt zu führen. Da konnte man schon was mit in den Kauf nehmen.

„Und dieser Herr," fuhr Palanka fort, auf den älteren Tischgenossen weisend, „ist der berühmte Maler —"

„I muß schon bitten — keine Namen!" fiel ihm der Apostrophierte ins Wort. „Doktor Geiger und ich kennen uns schon —"

„Na also, wenn Sie sich schon kennen, um so besser. Aber Doktor, jetzt müssen Sie Ihren schönen Domino selber vorstellen —"

„Auf einer Redoute stellt man sich überhaupt nicht vor, Palanka," entgegnete Geiger kühl abweisend.

„Aber an Namen muß doch das süße Kind da hab'n?" rief Palanka, seinen Arm keck um Leonies Hüfte legend.

Leonie klopfte Palanka mit ihrem Fächer auf die Wange und sagte, sein Pathos imitierend:

„Der Knabe Karl fängt an, mir fürchterlich zu werden!"

Allgemeines, stürmisches Gelächter, in das auch Geiger, so wenig ihm die ganze Situation behagte, mit einstimmen mußte.

Leonie sah betroffen zu ihm auf.

„Hab' ich was Ungeschicktes gesagt?"

„Nein — er heißt eben Karl Palanka!“ ·

Palanka sprang auf.

„Kinder! Jetzt hab' ich's! Und der liebe Domino heißt Amalie!“

„Guter Witz, guter Witz!“ näselte der Maler. „Die Amalie soll leben!“

Man war ins richtige Fahrwasser gekommen. Gute und schlechte Witze flogen hinüber und herüber. Auch recht zweifelhafte mischten sich zuweilen darunter. Geiger warf manchmal verstohlen einen Blick auf Leonie. Sie paßte doch eigentlich nicht in diese Gesellschaft, sagte er sich im stillen. Aber Leonie schien sich ganz famos zu amüsieren. Sie schenkte ihre ganze Aufmerksamkeit Palanka, der ihr nicht genug deklamieren konnte. Er hatte einen ganz roten Kopf bekommen. Eitle Wonne strahlte aus seinen Augen. Er fühlte sich in diesem Augenblick als der größte Schauspieler des Jahrhunderts.

Mit einem Male wurde er ruhiger. Er war ganz nahe an Leonie herangerückt. Geiger, der mißtrauisch geworden war, suchte vergebens von dem Gespräch, das Palanka und Leonie jetzt ganz leise führten, etwas zu erlauschen. Leonie schien ganz entzückt zu sein von dem, was Palanka in sie hineinredete.

„Gut, Amalie, das machen wir!“ rief er nach einer Weile, wieder in sein Pathos verfallend. „Er ist ein Mann, nehmt alles nur in allem: Ihr werdet keinen seinesgleichen sehn!“

Geiger sah Leonie scharf an. Was war nur geschehen? Sie starrte geistesabwesend vor sich hin. Ihr nervöses Spiel mit dem Fächer verriet ihm ihre innere Aufregung.

Er neigte seinen Mund an ihr Ohr.

„Leonie, was ist denn —?“

„Nichts, nichts!“ stieß sie beinahe heftig hervor.

Geiger verzweifelte. Wenn er nur diesen Maler

los wäre, der ihm immer und immer wieder von seinen vergeblichen Bemühungen, hinter das Geheimnis der Maltechnik zu kommen, die Ohren vollschwatzte. Lauth war vollkommener Autodidakt als Maler. Er hatte sich als Hauptmann pensionieren lassen, weil er es satt gekriegt hatte, von den Launen seines Streitrosses abhängig zu sein. Er war nämlich ein ebenso reicher Mann wie schlechter Reiter. Als er noch den Vater der Compagnie spielte, hatte er sich schon mit der Malerei beschäftigt. Und als er nun den bunten Rock ausgezogen hatte, verlegte er sich ganz auf diese hohe Kunst. Daß er es nicht weit darin bringen würde, gab er selbst ehrlich zu. Aber daß die Kunst, wenn man sich, wie er, ihr ausschließlich widmete, so viele harte Nüsse zu knacken aufgab, das stimmte ihn oft sehr melancholisch. Er ließ sich ab und zu an dem Komödiantentisch sehen. Geiger hatte ihn dort eingeführt. Der jungen Gesellschaft, die es mit der Kunst sehr leicht nahm, gab er, so oft er kam, reichlich Stoff zum Lachen und Ulken. Man nannte ihn am Komödiantentisch nur immer die „ewige Skizze". Denn über die Skizze zu einem Bild kam er nie hinaus. Das gab er selbst lachend zu. Seine militärische Pedanterie hemmte ihn auf Schritt und Tritt. Wo ein andrer Maler flott und keck drauf los malte, was er sah, da stand er und begann zu theoretisieren, genau nach den Vorschriften seines Lehrbuchs der Oelmalerei, das er stets mit sich führte. Und so kam's, daß er hundertmal auszog, bepackt mit Staffelei, Malkasten und allen erdenklichen andern Malrequisiten, um einen Sonnenuntergang am Starnbergersee zu malen. Und hundertmal kam er heim, kaum eine flüchtige Skizze auf der aufs peinlichste präparierten Leinwand. Denn bis er an der Hand seines Lehrbuchs alle Töne der Luft nach ihren Farbenwerten theoretisch gewissenhaft zerlegt hatte, war die Sonne natürlich untergegangen.

Diese Geschichte von dem verfehlten Sonnenuntergang hörte nun Geiger heute zum soundsovielten Male.

„Ja, lieber Herr Hauptmann! So geben Sie's halt jetzt auf, bei Sonnenuntergang malen zu wollen!“ rief er mürrisch, indem er kein Auge von Leonie wendete, in die Palanka wieder eifrig hineinsprach.

„Thu' ich auch, thu' ich auch!“ sagte Lauth, keineswegs verletzt durch die kurze Abfertigung Geigers. „Wissen S', jetzt mach' ich Baumstudien!“ fügte er in seiner näselnden Art hinzu, seine immer kohlende Zigarre von einem Mundwinkel in den andern schiebend.

„So, so! Baumstudien!“

„Ja, wissen S', die Bäum' laufen einem wenigstens nit davon.“

Geiger mußte unwillkürlich laut auflachen.

„Ja, Sie können leicht lachen, Freunderl! Malen S' amal so einen Baum! Der hat seine Mucken! Verstanden?“

„Ja, ich bin kein Maler. Ich verstehe das nicht!“ entgegnete Geiger, um nur etwas zu sagen.

„Wissen S',“ fuhr Lauth mit rührender Aufrichtigkeit fort, „die Zeichnung is ja 's wenigste. Die Linien von dem Baum kriegt man schließlich schon 'raus — tadellos 'raus! Aber die — die Tön' — wissen S', die Tön' — das is a Malefizg'schicht' mit dene Tön'! Entweder bringt man z' viel Lichter in den Baum — dann is die ganze G'schicht' verpfuscht. Oder man legt den Baum zu schwer an, nacha san lauter Schatten drin! Ja, Sie, das muß g'lernt sein!“

„Nun, Sie haben ja Zeit, Herr Hauptmann!“ bemerkte Geiger trocken.

„Ja, wissen S', Zeit, Zeit! Sie ham leicht reden! Da stehen S' den ganzen Sommer vor so einem Baum und bringen halt die grünen Tön' nit 'raus! Auf einmal — nach ein paar Tagen —“

Lauth stockte und kaute verlegen an seiner Zigarre.

„Na — und — ?“

„Auf einmal — nach ein paar Tagen kommen S' wieder 'naus und wollen den Baum malen — da is er rot worden! Tadellos rot! Die schönste Herbststimmung!“

Geiger hatte der treuherzige Ton, in dem Lauth dies alles vorbrachte, gefangen genommen, so sehr er sich auch dagegen gesträubt hatte. Wie anders klang das, und wie viel mehr Einblick gewährte das in die ringende Seele eines Menschen, der vergeblich sein Ideal festzuhalten suchte, als die faden, geschwollenen Prahlereien der vielen jungen Künstler, die Geiger kannte, denen die Kunst nur Mittel zum Zweck war, die ihre kleinen, billigen Mätzchen über die hehre, ergreifende, überwältigende Natur stellten, von der sie nichts lernen konnten, weil sie sie nie verstanden, sie nie in ihrer dämonischen Schönheit erfaßten.

In Geiger war mit einem Male wieder der Künstler erwacht. Er erinnerte sich der vielen schönen Stunden, die er mit dem um so viele Jahre älteren, aber in der brünstigen Schwärmerei für die Erhabenheit der Natur ihm gleichgestimmten Hauptmann an den stillen Osterseen verlebt hatte, diesen wunderbaren, waldumbuschten Wassern, die die Ueberreste bildeten einer Zeit, da der Starnbergersee noch den Fuß der Benediktenwand bespülte und das majestätische Haupt der Zugspitze sich in seinen stillen Fluten spiegelte.

Diese Osterseen waren so recht das Dorado für feinempfindende Maler. Wenn an Sonntagen die keuchenden Lokomotiven Tausende von Münchenern an die Ufer des Starnbergersees schleppten — an den benachbarten Osterseen war es still und einsam. Bis zu ihnen drang der lärmende Menschenstrom nicht. Da gab es kein Wirtshaus, keinen Kalbsbraten und

kein Bier — da war nur die Natur. Aber welch eine Natur!

„Sie! Da war ich noch letzthin draußen! Es hat schon ein biß'l g'schneit g'habt. Da hab' ich Ihnen einen Baumschlag g'sehn! Einen Baumschlag! Ein paar verkrüppelte Föhren und ein paar Tannen und daneben eine Buchen — Sie, mein Lieber, eine Buchen — tadellos! Die hat sich im Wasser g'spiegelt! Ich sag' Ihnen — tadellos! Ich hab' den Baumschlag skizziert — die Finger sind mir dabei ganz steif worden — es hat eine Kälten g'habt! Aber wenn S' den Baumschlag sehn — tadellos is er — Sie werden's selber sagen! Tadellos! Eine Farbenskizze hab' ich auch davon gemacht. Aber wissen S', das is nix worden. I bring' halt die Tön' nit 'raus — die Tön' —!"

Der Hauptmann nagte verzweifelt an seinem Zigarrenstummel. Für ihn existierte in diesem Augenblick der ganze Redoutenrummel nicht mehr. Er dachte nur immer an seinen Baumschlag, den er nicht meistern konnte.

„Was ist denn mit euch beiden? Tanzt ihr nicht?" tönte es in Geigers Ohren. „Ihr seid nette Herren! Da kümmert sich keiner um uns!"

Die drei Dominos am Tische hatten sich erhoben und machten Anstalt zu gehen.

„Ja, Herzerl! Was is denn? Wo wollt's denn hin?" rief Lauth, in dem er sich erhob.

„Die Pause ist aus — wir wollen tanzen!" tönte es einmütig zurück.

Geiger fuhr auf. Der Stuhl neben ihm war leer. Leonie war verschwunden. Und Palanka mit ihr.

Die Schauspielerinnen, die das verblüffte Gesicht Geigers bemerkten, lachten ihn aus.

„Hat dich dein schöner Domino sitzen lassen?" kicherte die eine. „Ja, siehst du, das kommt davon,

wenn man sich auf der Redoute mit einem Farbenkleckser einläßt!"

„I muß schon bitten!" näselte Lauth.

„Vorwärts!"

Die drei Dominos hatten ihn schon occupiert und waren mit ihm, noch ehe Geiger zur Besinnung kam, aus dem Bierstübl verschwunden.

Was war das mit Leonie? Sie hätte ihn sitzen lassen?

Geiger erschien das so ungeheuerlich, daß er den Gedanken energisch von sich wies. Das war ganz unmöglich! Nach dem, was zwischen ihm und ihr vorgegangen war — unmöglich. Es handelte sich wohl nur um einen dummen Scherz Palankas. Geiger sah auf den Tisch. Da lag ihr Fächer. Wie ein Ertrinkender nach einem Strohhalm, so griff er jetzt nach ihm. Hatte sie ihn nur vergessen? Nein, sie hatte ihn als Pfand ihm zurückgelassen. Sie würde sicher wiederkommen. Geiger erinnerte sich unwillkürlich in diesem Augenblick einer Situation, in der er sich befand, als er zum ersten Male eine Redoute besucht hatte. Da war ihm auch sein Domino plötzlich abhanden gekommen. Das heißt, die Dame hatte sich entfernt mit der Versicherung, sofort wieder zu ihm zurückzukehren. Sie hatte ihm sogar den Fächer gelassen, damit er ihren Worten mehr Glauben schenkte. Aber sie war nicht mehr wiedergekommen, obwohl er stundenlang auf demselben Platze, den Fächer seines ungetreuen Dominos in der Hand, auf diesen wartete.

Geiger biß sich auf die Lippen. Er fühlte, daß er eine höchst lächerliche Figur machte. Seine Situation glich der von damals ganz verzweifelt. Dann schämte er sich wieder, daß er Leonie auf die Stufe jenes Dominos stellte.

Aber warum hatte sie sich vom Tische weggestohlen, ohne ihm nur ein Wort zu sagen? Sah es nicht

aus, als hätte sie gerade dieses verwünschte Gespräch zwischen ihm und Lauth dazu benutzt, sich unbemerkt zu entfernen?

Eine quälende Unruhe bemächtigte sich Geigers. Er mußte der Sache auf den Grund kommen. Da war etwas nicht in Ordnung.

Er hatte sich schon erhoben, um das Bierstübl zu verlassen, als Palanka hereintrat.

„Ah, Doktor! Ganz solo? Wo sind denn unsre Weiber? Tanzen wohl? Na — meinetwegen! Ich will mal ein Glas in Ruhe trinken. Sie, übrigens — ich sage Ihnen, Doktor! Die eine hat Rasse im Leib! Wissen Sie, so 'ne tragische Liebhaberin von der Provinzschmiere — Hoftheater in Feldmoching, glaub' ich —, wenig Talent, aber viel Hunger und viel Rasse! Ein Weib, das meinem Sinn gefällt! Ha—humhaha!"

Er nahm am Tische Platz und fuhr mit allen zehn Fingern durch seine Löwenmähne, daß sie nach allen Seiten wie die Stacheln eines Igels hinausstarrte.

Geiger vermochte sich kaum zu beherrschen. Wut, Abscheu, Eifersucht, Angst — ein Chaos von Gefühlen schäumte in seinem Innern.

„Wo ist der Domino?" brachte er endlich keuchend hervor.

Palanka sah ihn groß an.

„Welcher Domino? Die Tragische mit ihrem großen Hunger und ihrer großen Liebe —? Ha! Dieses Weib ist mein, Doktor! Nur über meine Leiche führt der Weg zu ihr! Humhaha!" posierte Palanka.

„Zum Teufel auch! Ich will wissen, wo mein Domino ist —" polterte Geiger.

„Ihr Domino —? Ah — so — Sie meinen die Amalia? Das kleine, niedliche Kerlchen, das Sie

an unſern Tiſch gebracht haben? Apropos! Sagen Sie mal, wer iſt denn das Weib? He? Kennen Sie ſie?"

„Wo iſt die Dame —?" ſchrie Geiger außer ſich.

„Na, na, Sie brüllen ja wie Othello! Was haben S' denn, Doktor?"

„Ich möchte wiſſen, wo die Dame iſt —"

Palanka ſah Geiger erſchrocken an.

„Sie tanzt mit Halling droben den Walzer —!"

Geiger taumelte zurück, als hätte Palanka ihm einen Schlag verſetzt. Er war leichenfahl geworden.

„Mit Halling!" ſtöhnte er.

„Sie hat mir von Halling vorgeſchwärmt, und wie ich ihr ſagte, Halling ſei auf der Redoute, da bat ſie mich, ſie mit ihm bekannt zu machen. Das Weib iſt ja ganz vernarrt in den Menſchen — die wäre Halling beinahe um den Hals gefallen, als ich ihn ihr vorſtellte! Kennen Sie denn das Weib?"

Geiger hörte die letzten Worte Palankas nicht mehr. Seiner Sinne nicht mehr mächtig, war er davongeſtürmt. Mit ein paar Sätzen war er oben im Tanzſaal. Eine dicke, ſchwüle, mit allen möglichen Düften geſchwängerte Luft ſchlug ihm entgegen, als er eintrat. Eben war der Tanz zu Ende. Eine rieſige, glühende Menſchenmaſſe wälzte ſich ihm entgegen. Er mußte beiſeite treten. Es war nicht möglich, durchzukommen.

Während er ſo, an die Wand gedrückt, wartete, bis ſich der ſchier endloſe Strom verlaufen hatte, kam ihm langſam die Beſinnung wieder. Was war geſchehen? Was wollte er thun? Eins war klar: ſie hatte ihn verraten, ihn auf die ſchnödeſte Weiſe kaltgeſtellt, als ſie gehört hatte, daß Halling da war. Ein ſchneidendes Weh übermannte ihn. Ihm hatte ſie einen Tanz abgeſchlagen, weil, wie ſie ſelbſt geſagt hatte, ſie ein Tanz in dieſem Menſchengewühl nervös machte. Und mit Halling tanzte ſie!

Warum mit ihm?

Weil er ihr mehr galt als Geiger!

Den Schriftsteller schwindelte bei dem Gedanken. Er mußte sich auf einen Stuhl setzen, der in der Nähe frei war. Gebrochen starrte er vor sich hin. Was sollte er thun —?

Eben begann die Promenademusik, die die Pausen zwischen den einzelnen Tänzen ausfüllte. Es waren die bekannten Weisen aus „Rigoletto“: „Ach, wie so trügerisch sind Frauenherzen —“

Geiger machte die Melodie wahnsinnig. Er sprang auf und rannte die Stufen zur Galerie empor. Wenn er sie fände, sie, die ihm diese Schande angethan!

Die Palmengärten waren überfüllt. Die Redoutengeister waren alle entfesselt. Tolles, wüstes, wildes Treiben überall! Knallende Champagnerpfropfen, hastende, schwitzende Kellner, wirres, übermütiges Gelächter, Herren, die sich wie Clowns gebärdeten, und Frauen, die Cancan tanzten, Paare, die, in verschwiegene Winkel gedrückt, sinnliche Zwiesprache pflegten, blitzende Augen, schwellende Lippen, begehrliche Hände und heiße Küsse — ein tolles, berauschendes, sinnverwirrendes Bacchanal, halb verhüllt durch die weißen, flatternden Wolken atemhemmenden Zigarren- und Zigarettenqualms.

Geiger sah alles, alles — nur sie, die er suchte, sah er nicht.

Schon wollte er umkehren und in den unteren Weinlokalitäten weiterforschen, da hörte er aus der letzten, hintersten Laube eine bekannte Stimme:

„Kellner, noch eine Flasche Heidsieck!“

Geiger stand wie vom Schlage gerührt. Das war die tönende, singende Stimme Hallings.

Durch die Zweige der Palmen konnte Geiger alles überschauen.

Mit leidenschaftlicher, glühender Gier sogen sich seine Blicke an dem Bilde fest.

Da waren zwei, drei Herren, bekannte Schauspieler der Hofbühne. Einige Damen zwischen ihnen. Elegante Dominos. Verehrerinnen jedenfalls der Bretter, die die Welt bedeuten. Dann Halling. Er hatte seinen gigantischen Cylinder vor sich auf dem Tisch postiert.

Die einzige elektrische Lampe, die die Laube magisch erhellte, goß ihr Licht auf seine mächtige Stirne, unter der die großen, ausdrucksvollen Augen imponierend hervorleuchteten.

Geiger kam es mit einem Male zum vollen Bewußtsein: das war ein herrliches Mannesbild. Strotzend von Kraft und stolzer Lebensfülle. Die breite Brust wölbte sich unter dem blendend weißen Hemd aus der Weste hervor, und der ungewöhnlich weit ausgeschnittene, niedere Kragen ließ den kräftig modellierten Hals vollkommen frei.

Dieser Mann mußte jedes Weib mit gesunden Sinnen fesseln. Es war nicht seine schöne, seltsam schmeichelnde und sonore Stimme, die die Münchener Frauen fascinierte. Es war die Persönlichkeit selbst, die sie begeisterte, diese robuste Lebensenergie Hallings, die sein ganzes Wesen atmete und durch das Ebenmaß der Formen nur gerade so viel gemildert wurde, daß der Eindruck des Brutalen vermieden blieb.

Jetzt verstand Geiger auch mit einem Male all die Frauen, die sich an ihn herandrängten, unbekümmert darum, ob ganz München von ihnen sprach, ob sie ihren guten Ruf aufs Spiel setzten. Jetzt begriff er auch Leonies Enthusiasmus für Halling, diesen Enthusiasmus, der ihm bisher als eine Anwandlung von Hysterie erschienen war, weil er ihn lediglich aus der Wirkung der ungewöhnlichen Stimme Hallings heraus zu erklären versucht hatte.

Dieses heißblütige, stark sinnliche Weib konnte an diesem Manne unmöglich vorübergehen, ohne bis ins Innerste von seiner Persönlichkeit gefesselt zu werden. Wenn es nun aber so war — und Geiger zweifelte keinen Augenblick mehr daran, daß es so war — dann war Leonie für ihn verloren. In diesem Handicap um die Gunst der Brüsselerin war Halling von vornherein der erklärte Favorit und Geiger ein obskurer Outsider.

Unwillkürlich kam Geiger dieses Bild in den Sinn. Denn von der Vorherrschaft geistiger Qualitäten konnte in diesem Kampfe um ein Weib keine Rede mehr sein. Hier gab allein das Sinnfällige, das rein Körperliche, die „Form", wie die Sportsmen zu sagen pflegen, den Ausschlag.

Und Halling hatte offenbar schon gesiegt. Das sah Geiger an dem ganzen Gebaren Leonies. Sie saß dicht an der Seite des Schauspielers, der seinen Arm auf die Lehne ihres Stuhles stützte und eifrig in sie hineinsprach. Leonie hatte sich weit zurückgelehnt. Ihr Kopf berührte beinahe die Brust Hallings. Und mit halbgeöffneten Lippen und geschlossenen Augen lauschte sie seinen Worten.

Geiger schoß das Blut in den Kopf. Alles drehte sich um ihn. Er hatte Mühe, sich aufrecht zu halten. Ein wahnwitziger Gedanke durchzuckte sein Gehirn. Wie, wenn er jetzt vor Leonie hinträte und ihr ins Gesicht schrie: „Denk an deinen Mann, den du betrügst!"

Einen Augenblick reizte ihn der Gedanke. Aber war es nicht absurd, in diesen Räumen, in dieser Gesellschaft ein Weib an seine Pflichten zu erinnern? War hier nicht die Freistatt für alle, für Weib sowohl wie für Mann? Hatte Leonie nicht dasselbe Recht, einmal zu sündigen, wie ihr Mann, der so gern die Gelegenheit, die ihm die Redoute gab, ergriff, alte

Beziehungen aus seinem Junggesellenleben aufzufrischen? War es bei ihr ein Verbrechen, was bei den andern Frauen ein Recht war, das ihnen das leichtsinnige Leben des Münchener Faschings bot? Ein Recht, das alle Welt anerkannte, ohne es verteidigen zu wollen.

Und war er nicht im Begriff gewesen, dieses Recht für sich selbst zu nützen?

Geiger schämte sich seiner moralischen Anwandlung. Aber seine verletzte Eitelkeit, seine Eifersucht ließ ihm keine Ruhe. Leonie hatte ihn verraten. Ihr Kuß auf dem Wege zum Bierstübl war ein Judaskuß gewesen. Eine wilde Gier, sich zu rächen, erfaßte ihn.

Da erklangen drunten im Saal die ersten Takte eines Walzers. Die große Pause war vorüber. Aus den Palmengärten stürzten die tanzlustigen Paare hervor und eilten hinab auf das glatte Parkett des Saals, in den tollen Wirbel, der die promenierende, lachende, schwatzende Menge allmählich erfaßte.

Halling hatte sich erhoben und Leonie den Arm geboten.

Geiger war jetzt dicht vor die Laube getreten. Die beiden mußten an ihm vorüber. Leonie mußte ihn sehen! Sein Herz pochte fieberhaft.

Und Leonie sah ihn. Sie machte eine heftige Bewegung, als wollte sie Halling wieder in die Laube zurückziehen. Dann aber besann sie sich, legte noch fester ihren Arm in den Hallings, richtete sich hoch auf und wollte an Geiger vorüber, indem sie ihm wie einem guten Bekannten lachend zunickte.

Geiger erfaßte eine wilde Empörung.

Sie wollte ihn verleugnen! Das war zu viel.

Mit einem mächtigen Schritte war er an ihrer Seite. Sie zuckte erschreckt zusammen und sah ängstlich an ihm hinauf.

Geiger zitterte vor Erregung. Er war seiner Sinne nicht mehr mächtig.

Halling, der Mühe hatte, sich und Leonie den Weg durch das Gedränge zu bahnen, beachtete ihn nicht.

„Leonie!“ flüsterte Geiger heiser, „ich habe deinen Fächer noch!“

„Nennen Sie doch nicht meinen Namen! Was wollen Sie denn von mir?“ tönte es trotzig zurück.

„Deinen Fächer —!“

Mit einem katzenartigen Griff hatte sie ihm den Fächer entrissen, den er wie eine Trophäe ihr vor die Augen gehalten hatte.

„Machen Sie keine Dummheiten, Doktor! Und verraten Sie mich nicht!“ drohte sie.

„Du hast mich verraten!“

Sie schüttelte energisch den Kopf.

„Ich erwarte dich nach diesem Walzer im Bierstübl!“

„Unmöglich. Halling hat mich eingeladen!“

„Ich muß dich sprechen!“

„Morgen!“

„Morgen? Darf ich dich nicht nach Hause bringen?“

„Nein! Ich fahre allein —!“

„Allein?!“ Geiger lachte cynisch.

Sie schlug ihm mit dem Fächer auf den Mund.

In diesem Augenblick waren sie im Saale angekommen. Halling legte den Arm um Leonies Hüfte. Sie schmiegte sich an ihn. Ein paar Schritte — und die wogende Menschenflut verschlang das Paar.

Geiger brach auf einem Stuhl, den er mühsam erreichte, zusammen. Das Handicap war gelaufen. Er hatte als Außenseiter schmählich geendet . . .

Zwanzigstes Kapitel.

Croning war, als Geiger ihn verlassen hatte, nicht lange mehr im Franziskaner geblieben. Das Zusammentreffen mit seinem Freunde hatte ihn verstimmt. Er sah aus der Affaire mit der Frau, die Geiger anbetete, nichts Gutes sich entwickeln. Andrerseits aber sah er auch keine Möglichkeit, in diese Entwicklung hemmend einzugreifen. Was ging ihn auch die Geschichte an? Jeder muß wissen, was er zu thun hat. Das war von jeher sein Grundsatz gewesen. Der kräftige, gesunde Egoismus, der diesem kühlen Norddeutschen eigen war, half Croning schnell über all die ernsten Bedenken hinweg, die in ihm aufgestiegen waren, als er über Geigers Verhältnis zu Frau Hubmaier eine Weile nachgedacht hatte.

„Marie, zahlen!“

„Woll'n S' schon gehn, Herr Doktor?“ sagte die blonde Marie, sich den Schlaf aus den Augen reibend.

„Ja, bei euch ist's ja furchtbar langweilig!“

„Dös is an die Redoutentag' immer!“

„Waren Sie schon auf einer Redoute?“

„O mein! Wie soll i auf a Redout' kommen? Ich bin froh, wann i amal ordentlich ausschlafen kann! Ueberhaupts, was that' i auf aner Redout'?“

„Na, na, Marie! So ein fesches Mädel!“ lachte Croning, den die resignierte Art der Kellnerin amüsierte.

„Wahr is, Herr Doktor! I hätt' gar keine Freud' mehr an so was!“ entgegnete Marie, und tiefe Schatten legten sich auf ihre müden Züge.

„Ja warum denn nicht, Marie?“ fragte Croning erstaunt. Der ernste Ton, den Marie anschlug, war ihm an ihr ganz fremd. Sie war doch immer so lebenslustig gewesen.

„O mein! Wann i alles so sag'n dürfte, wie's mir ums Herz is, Herr Doktor!“

Sie hatte sich von Croning abgewendet. Er meinte zu sehen, wie sie verstohlen eine Thräne aus den Augen wischte. Oder hätte er sich getäuscht?

„Na, so legen Sie man los, Marie! Vielleicht kann ich Ihnen helfen! Brauchen S' einen Schatz? Jaso! Sie haben ja schon einen!“ verbesserte er sich lachend.

Sie war bei seiner harmlosen Bemerkung bis in die Lippen erblaßt, und ein heftiges Zittern ging durch ihren Körper.

Croning sah sie betroffen an. Er hatte die jähe Bewegung, die über ihre Züge ging, wohl bemerkt. Und jetzt erst entdeckte er auch, daß sie sich in ihrem Aeußern recht zu ihrem Nachteil verändert hatte. Sie war mager geworden, ihr Gesicht hatte einen harten Ausdruck angenommen, und wie sie jetzt so vor ihm stand, mit den blassen, dünnen, fast aufeinandergepreßten Lippen, machte sie den Eindruck, als nage ein großer, verzehrender Kummer an ihrem Herzen.

Noch mehr aber als all das fiel ihm die nachlässige Art, mit der sie sich gekleidet hatte, auf. Wie adrett und sauber war Marie sonst stets beisammen gewesen! Sie hatte einen ganz merkwürdigen Chic gehabt, aus nichts etwas zu machen.

Croning, der sich auf so was verstand, hatte mehr als einmal gesagt: „Die blonde Marie weiß sich wie eine Dame zu kleiden.“ Und er hatte darin recht gehabt. Andre Kellnerinnen rauschten einher in Seide und Spitzen, ohne doch den Eindruck zu machen, den die einfache Eleganz Mariens machte. Das Mädchen hatte eben Geschmack, einen sicheren, guten Geschmack, eine Eigenschaft, die zu besitzen keine der andern Kellnerinnen sich rühmen durfte.

Während Croning sich all das ins Gedächtnis rief, hatte sich Marie an einen andern Tisch begeben, um neuangekommene Gäste zu bedienen.

Croning sah ihr nach. Merkwürdig! Auch ihr Gang, ihre Haltung hatte sich total verändert. Wie frisch und lebendig war das Mädchen sonst! Jetzt schlürfte es müde und apathisch dahin, die Arme schlenkernd, und der Rücken krümmte sich, als schleppte es eine unsichtbare Last auf ihm mit fort.

Dem Doktor war es klar: das Mädchen litt unter einer starken psychischen Depression. Der Dienst in diesem Bierlokal war ja für ein weibliches Wesen der anstrengendste, den es gab. Aber der konnte nicht solche Wirkungen hervorrufen. In so kurzer Zeit und bei einem so kräftigen, frischen, lebensfrohen Mädchen, wie Marie war, gewiß nicht. Das war gerade an der blonden Marie so bewundernswert gewesen, daß sie, je größer und anstrengender die Arbeit war, desto frischer und energischer ins Zeug ging.

Als sie wieder an ihm vorüberging, hielt er sie am Arme fest.

Eine ihm sonst nicht eigne Wärme stieg in ihm auf.

„Marie, nun sagen Sie mir mal, was ist's denn mit Ihnen? Sie sehen so schlecht aus! Sind Sie krank?“ fragte er ernst.

Sie lachte. Es klang rauh und kalt.

„I ſchaug ſchlecht aus, Herr Doktor? Ah, bös bilden S' Ihnen nur ein!"

Sie ſtieß die Worte förmlich hervor und vermied es, Croning anzuſehen.

„Zum Teufel, Marie!" entgegnete er, ärgerlich über die Hartnäckigkeit, mit der ſie ſich vor ihm verſchloß. „Das iſt keine Antwort auf meine Frage! Was iſt mit Ihnen! Sagen Sie mir's! Ich meine es gut mit Ihnen!"

„Sie?!"

Sie ſah ihn groß an. Ihre ſchmalen Lippen zuckten heftig.

„Kann ich Ihnen helfen, Marie?"

Sie machte ſich von ihm los und lächelte melancholiſch.

„Sie können mir net helfen, Herr Doktor!"

Es klang wie mühſam verhaltenes Schluchzen.

Einen Augenblick ſtarrte ſie vor ſich hin. Dann richtete ſie ſich auf und fuhr mit dem Handrücken über die Augen.

Croning war aufgeſtanden. „Na, wenn Sie mir ſich nicht anvertrauen wollen — na, denn nicht, Marie!" Er zog die Schultern in die Höhe und griff nach ſeinem Mantel.

„Sie können mir ja doch net helfen, Herr Doktor!" wiederholte ſie. Ihre Stimme zitterte dabei.

„Aber dann ſagen Sie mir wenigſtens —"

Sie machte eine wilde, abwehrende Bewegung mit den Händen.

„Nein, nein! Gute Nacht, Herr Doktor, kommen S' gut z' Haus! Gut' Nacht!"

Sie half ihm nicht einmal den Mantel anziehen, ſondern lief haſtig von ihm weg zum Büffett, wo ſie ſich zu ſchaffen machte.

Als Croning ſchon die Thürklinke in der Hand

hatte, sah er noch einmal nach der Kellnerin hin. Ihre Blicke begegneten sich. Sie nickte ihm zu und winkte mit der Hand. Wie man einem guten Freund zuwinkt, von dem man für immer Abschied nimmt.

Croning stand draußen auf der Straße. Es hatte zu schneien begonnen. Dicke, nasse Flocken wirbelten Croning ins Gesicht. Auf der Straße blieb der Schnee nicht liegen. Es war schon zu warm. Ein echtes Münchener Februar-Sudelwetter! Naß, schmutzig und trostlos.

Die frohe Stimmung, in der Croning seine Frau Müller verlassen hatte, war gründlich verdorben. Erst dieser Geiger mit seinem Liebeswahnsinn, dann die blonde Marie mit ihrem rätselhaften Wesen — das waren wahrhaftig keine Leute, die zu einem Menschen mit einer Durchgängerlaune paßten.

Croning schlug mit seinem Stock weitausholend eine Quart in die Luft.

„Caremba! Nu man los! Mag der Geiger sich in seine schöne Frau vollends vergaffen und die blonde Marie ihr Geheimnis einem andern anvertrauen — das dumme Frauenzimmer! Was wird das sein? Die Liebe, die dumme Liebe! Meinetwegen! Ich bin des trockenen Tons nun satt —"

Croning monologisierte nicht mehr weiter, er war wieder ganz Herr seiner selbst geworden. Ganz der egoistische, nüchtern wägende Croning, der sich um nichts scherte, was ihn nichts anging, der immer das Leben von der amüsantesten Seite nahm und der es darum mit jenem Sachsen hielt, der da sagt: „Man muß das Läben äben nähmen, wie das Läben äben ist."

Von den Türmen der nahen Theatinerkirche schlug es elf Uhr. Croning stand eine Weile überlegend. Wohin? An einem Redoutentag in München ist diese Frage nicht so leicht zu entscheiden. Denn da ist alles

außer Rand und Band. Die Wirtshäuſer und Cafés ſind die ganze Nacht hindurch geöffnet, und jedes Wirtshaus und jedes Café hat ſo ſeine beſonderen Eigentümlichkeiten und ſein beſonderes Publikum. Es kommt alſo nur darauf an, wie man ſich amüſieren will, denn Amuſement giebt's überall in Hülle und Fülle.

Croning entſchloß ſich, vor allem einmal den Komödiantentiſch in der Hofbräuhauskapelle aufzuſuchen. Zwar, der Gedanke, dort Schork und Zippelmann zu finden, erweckte in ihm einiges Unbehagen. Sie würden ſicher wie Aasgeier über ihn herfallen und ihn mit Vorwürfen bombardieren, weil er ſie in Berlin ſo treulos im Stich gelaſſen hatte. Andrerſeits reizte es ihn wieder, von den beiden zu hören, wie ſie das Geld, das er ihnen gegeben hatte, durchgebracht hatten. Und ſchließlich: einmal mußte er ihnen ja doch in die Hände laufen und ſich von ihnen zur Rechenſchaft ziehen laſſen. Alſo war's beſſer, die Sache heute ſchon aus der Welt zu ſchaffen, als den Anſchein zu erwecken, wie wenn er ſich um die Erörterung über dieſe Berliner Reiſe herumdrücken wollte, die unumſtößliche Thatſache blieb, ſo ſehr er ſich auch bemühte, ſie in ſeinem Gedächtnis zu begraben.

Als er die Kapelle betrat, fühlte er doch ſein Herz ein wenig ſtärker klopfen. Wie Schork ſein Wiederauftauchen aufnehmen würde, war ihm gleichgültig. Ihm gegenüber fühlte er ſich ſchon in Berlin jeder Verantwortlichkeit ledig, als er ihm den Hundertmarkſchein in die Hand gedrückt hatte. Aber Zippelmann! Der kleine, feinfühlige Bohémien war ſchon eine ſchwerere Nummer. Er hatte ihn dadurch, daß er in Berlin die beiden im Stich gelaſſen, Schork förmlich ausgeliefert, und das wußte er: Zippelmann hatte für den verbummelten Studio nie was übrig

gehabt; wie mochte sich der mit Schork, nachdem er wieder nüchtern geworden war, abgefunden haben? Er war ja das reine Kind gegen diesen durchtriebenen Juristen, dem nichts heilig war als sein Bauch, dem er alles opferte.

Wie sollte er sich vor Zippelmann rechtfertigen, dem er, als sie von München wegfuhren, von den Berliner Theaterfreuden, die er ihn genießen lassen werde, vorgeschwärmt hatte, daß dem Kleinen vor Begeisterung der Atem beinahe ausgegangen war. Es war doch eine wüste Mette, die er da veranstaltet hatte. Und wenn Zippelmann ihn jetzt coram publico einen seichten Renommisten nennen würde, der nur von Kunst und Idealen schwatze, wenn er zu viel getrunken habe, so mußte er sich's gefallen lassen.

Aber alle Befürchtungen und Skrupeln Cronings wurden durch den Empfang, den ihm der Komödiantentisch bereitete, in den Hintergrund gedrängt. Diese Berliner Reise bei Nacht und Nebel hatte sein Ansehen am Komödiantentische ins Fabelhafte erhöht. Das war eine That, wie sie in die heißen Sprudelköpfe der jungen Künstler paßte.

Als der Sturm der Begeisterung, die sein Erscheinen am Stammtisch weckte, einer ruhigeren Stimmung Platz gemacht hatte, sah sich Croning nach Zippelmann um.

„Wo ist Zippelmann?" fragte er, als er ihn nicht entdeckte.

„Der Kleine ist krank —"

„Was, krank? Was fehlt ihm denn?" forschte Croning besorgt weiter.

„Die Berliner tollen Tage sind ihm in die Glieder gefahren, Doktor!" lachte Schork, und die ganze Corona lachte mit. Man wußte ja durch Schorks Erzählung, die er natürlich mit den lebhaftesten Farben aufgeputzt hatte, welches Leben

die beiden in Berlin in den drei Tagen geführt hatten.

Cronings Miene verfinsterte sich mehr und mehr, als ihm Schork in seiner breiten, cynischen Art erzählte, wie er dem kleinen, unbehilflichen, unerfahrenen Zippelmann beigebracht habe, was Berliner Leben ist.

„Na, und das hat der Kleine halt nit verdauen können. Natürlich! Dazu g'hören auch Männer und kane Frösch'!“ schloß Schork mit Emphase seine Erzählung, die den Zuhörenden bei den markantesten Episoden der Schork-Zippelmannschen Odyssee willkommenen Anlaß bot, schlechte Witze und Zoten zu reißen. Cronings hatte sich eine lebhafte Unruhe bemächtigt.

„Seit wann ist Zippelmann krank?“

„Er fühlte sich schon nicht recht wohl, als wir hier wieder ankamen,“ antwortete Schork. „A bißl Erkältung!“ fügte er gleichgültig hinzu, „sonst nichts.“

„Er geht nicht aus?“

„Vor fünf Tagen war er noch am Stammtisch. Da hat er nicht gut ausg'sehn, und i hab' ihm g'sagt, er soll z' Haus bleiben und sich auskurieren. Er hat nix wie gehustet — halt a starker Katarrh! Das wird sich schon wieder geben! Prost, Doktor!“ rief Schork und trank Croning zu. „Aber jetzt erzähl'n S' uns auch, was Sie in Berlin ang'fangen haben!“

Croning that, als hätte er die Frage nicht gehört, er rief die Kellnerin herbei und zahlte.

„Ja, was is denn dös?“ rief Schork erstaunt. „Doktor, Sie wollen schon wieder gehen? Sie san ja kaum warm worden! Sie ham g'wiß noch was vor! Heut kommen S' uns net aus wie in Berlin, wo S' uns ham sitzen lassen! Kinder, wißt's was? I schlag' vor, wir gehn ins Café Luitpold, da is doch a Hetz! Und der Doktor muß mit!“

Croning war nicht in der Stimmung, auf Schorks Vorschlag einzugehen, der natürlich von der Gesellschaft mit Einstimmigkeit angenommen wurde. Da war erst Geiger, der ihm mit seinem aufgeregten, seltsamen Wesen den Abend verdorben hatte, dann die blonde Marie, und jetzt auch noch der kranke Zippelmann, den er auf dem Gewissen hatte.

„Nein, ich gehe nach Hause!“ sagte Croning kurz entschlossen und erhob sich. Er sehnte sich, von der Gesellschaft loszukommen, die ihm niemals seichter erschienen war als heute. Aber es blieb beim Entschluß, ihn auszuführen, war Croning unmöglich. Der eine von der Gesellschaft nahm seinen Hut in Beschlag, der andre seinen Ueberzieher, und Schork, der Cronings Stock erobert hatte, kommandierte, indem er mit ihm in der Luft herumfuchtelte: „Silentium! Der Doktor bleibt! Da wird net wieder ausg'schlitzt wie in Berlin!“

Allgemeines Hallo.

„Also gut! Ins Luitpold denn!“ rief Croning resigniert, als er sah, daß er nicht loskam.

Die Stimmen klangen wirr durcheinander. Die Philister an den benachbarten Tischen reckten die Hälse. Der Komödiantentisch war wieder einmal außer Rand und Band.

So zog man ab.

Draußen auf der Straße nahm Schork Cronings Arm, die andern gingen teils vor, teils hinter ihnen.

Schork führte das große Wort.

„Kinder, ich hab' euch eine famose Kiste erlebt, die muß ich euch erzählen! Doktor, passen Sie auf!“ rief er und rüttelte Croning auf, der hartnäckig schweigend neben ihm herging.

„Erzählen! Los! Los!“ tönte es von allen Seiten. Schork war ja groß in Kalauern. Etwas andres erwartete man nicht von ihm.

„Aber kein Kalauer!“ beteuerte er. „Im Gegenteil, eine wahre Geſchichte!“

Verſchiedene „Au!“ und „O!“ antworteten auf dieſe Verſicherung.

„Paßt's nur auf!“ Und nun begann er in dem ſüffiſanten Ton, der ihm eigen war, zu erzählen: „Ihr wißt's doch, daß ich die zwei Lausbuben von dem Kaufmann X. in Haidhauſen in die Geheimniſſe von mensa und amo einweihe.“

„Amo iſt gut!“

„No ja, der Schubladzieher will halt haben, daß ſeine Buben amal mehr können als an Sack Kaffee verkaufen und a Kilo Stiefelwichs, verſtanden? Was geht das mich an. I bin der Inſtruktor von den zwei Buben, und der Alte zahlt pünktlich, da giebt's nix, das andre is mir wurſcht. Aber die Hauptſach' is: der Herr Kommerzienrat in spe und Stiefelwichsfabrikant hat a ſaubers Weiberl!“

„Hu! Hallo! Hum!“ gröhlte es von allen Seiten.

„A ſaubers Weiberl,“ fuhr Schork fort, ſich in die Bruſt werfend. Ein überlegenes, ſelbſtbewußtes Lächeln ging über ſein dickes Geſicht. Er ſchnalzte mit der Zunge. Es bereitete ihm ein unbändiges Vergnügen, die andern neugierig gemacht zu haben.

„Weiter, weiter!“ klang es ungeduldig.

„Wiſſen Sie, Doktor, a Weiberl, zum Anbeißen ſchön!“ prahlte Schork, ſich direkt an Croning wendend, der immer noch ſchweigend neben ihm herging.

Croning nickte. Im Grund ſeines Herzens war er empört über Schork, der ſeine delikaten Beziehungen zur Frau eines andern zum beſten gab, um ſeine Freunde zu amüſieren.

„I bin natürlich fein aufg'hoben!“ fing Schork wieder an. „Die Stiefelwichsabkömmlinge kapier'n zwar das Lateiniſche grad ſo wie eine Kuh das

Flötenblasen — aber das Weiberl is um so g'scheiter. Wir verstehn uns ganz famos —"

„Aufs amare!" tönte eine Stimme aus der Gesellschaft heraus.

Alles lachte. Auch Croning wurde mit fortgerissen von der allgemeinen Heiterkeit. Erinnerungen wachten in ihm auf. Was Schork erzählte — wie oft hatte er das selbst erlebt. Nur daß er es nie fertig gebracht hätte, diese kleinen Abenteuer mit breitem Behagen preiszugeben, wie Schork es that.

Aber der ließ sich nicht beirren, weiter zu erzählen, obwohl ihm Croning ziemlich deutlich zu verstehen gab, daß ein Gentleman solche Dinge für sich behält.

„Also, die Geschichte hätt' gar keinen Anstand g'habt. I hab' meinen Hauslehrerposten, wie sich's gehört, ausgefüllt. Meine zwei Buben hab' i an ihren langen Löffeln gezogen, wenn s' nix können haben, und mein Weiberl hat mir die feinsten Delikatessen aufgewartet, damit i in der Ausübung meiner pädagogischen Thätigkeit net gar zu sehr von den Kräften käme. Den Schlafrock vom Herrn Gemahl hat s' mir auch zum Anziehen gegeben, damit ich's beim Unterricht recht bequem hätt' — also, das war alles in schönster Unordnung! Aber jetzt kommt die Kehrseite von der Medaille. Sitz' i da vor ein paar Tagen wieder im Schlafrock bei meiner lieben Frau, rauch' die guten Zigarren von ihrem Mann und denk' mir grad', wie angenehm so ein Hauslehrerposten ist, da geht die Thür auf, und der Herr Gemahl steht vor uns!

„‚Herr Schork, was muß ich sehen!' brüllt mich der Schubladzieher an.

„‚Ja,' denk' ich mir, ‚was mußt du auch grad' zu der Zeit heimkommen, wo dein Hauslehrer Unterricht erteilt?' Eigentlich war mir die Geschichte höchst unangenehm. Der Mensch hat ein Gesicht gemacht,

als wollte er mich umbringen, die Frau hat geschrieen und geweint, und die zwei Buben sind unter die Betten gekrochen.

„Jetzt hab' ich mich nicht mehr geniert. ‚Wenn er mit dir raufen will,' denk' ich mir, ‚dann thust halt mit.' Er geht auf mich los und will mich anpacken. Aber ich bin schneller g'wesen und geb' ihm einen Stoß, daß er zur Seite taumelt, und im nächsten Augenblick war ich auch schon draußen.

„‚Meinen Schlafrock, meinen Schlafrock!' schreit der Herr Gemahl.

„‚Den schick' ich Ihnen als Postpaket unfrankiert zu!' denk' ich mir und laufe, was ich laufen kann, zum nächsten Droschkenhalteplatz. Hinter mir her die ganze Haidhauser Jugend, schreiend, lachend und johlend:

„‚Jeh, den schaugt's an! A Maschkerer, a Maschkerer!'

„Jetzt war ich gerettet! Die Kinder hielten meinen Schlafrock für eine Maskerade — da war also keine Gefahr mehr für mich, von einem Gendarmen angehalten zu werden. Ich ging langsamer und stolz wie ein Spanier, umringt von zwanzig, dreißig Buben, landete ich an der Fiakerhaltstelle. Die Kutscher empfingen mich mit lautem Hallo. Die Kerls haben auch geglaubt, ich sei eine Maske! Ich schwang mich in die nächste Droschke und fuhr davon. Das Dümmste an der ganzen Geschichte war, daß i dem Droschkenkutscher mein letztes Markstückl, das i g'habt hab', für die Fahrt hab' geben müssen."

Die Erzählung Schorks löste ein frenetisches Gelächter aus, davon die stillen Straßen widerhallten. Ein solch tolles Abenteuer hatte keiner vom Komödiantentisch diesem immer still und stumpfsinnig vor sich hin trinkenden Menschen mit dem dicken, harmlosen Gesicht, der sich höchstens zu einer Zote oder

einer boshaften Bemerkung aufschwang, zugetraut. Mit einem Schlage war er eine interessante Persönlichkeit geworden.

„Na, Schork, da können Sie sich auf eine Pistolenforderung gefaßt machen!“ lachte Croning, der, so wenig Aufmerksamkeit er Schorks Erzählung im Anfang geschenkt hatte, schließlich doch über den Ausgang des Abenteuers sich herzlich amüsierte.

„Ah bah, Pistolenforderung! Der Heringsbändiger soll froh sein, wenn i ihm nicht ein Postmandat schick' wegen dem Markl, das i für die Droschken hab' ausgeben müssen!“

„So unverschämt wären Sie schon!“ rief Croning. „Warten Sie nur erst ab, ob der Mann Ihnen nicht noch das Gericht auf den Hals hetzt! Sie haben seine Frau verführt —“

„Der wird sich hüten!“ sagte Schork gelassen. „Heut früh bin i ihm auf dem Marienplatz begegnet.“

„Und er ist Ihnen nicht an die Gurgel gefahren?“

Schork lachte hell auf.

„Ja, wenn er nur gekonnt hätte! I hab' zuerst umkehren wollen, wie i ihn gesehen hab'. ‚Nein,‘ hab' i mir gedacht, ‚das wär' ja eine Feigheit.‘ So bin i ganz ruhig weitergegangen. Er hat in beiden Armen eine ganze Masse Paketln g'habt. Geschleppt hat er wie ein Packträger.“

„Da hat er freilich nichts gegen Sie unternehmen können!“

„Das hab' ich mir auch gedacht! Er hat mich wütend ang'schaut — ein G'sicht hat er gemacht, als wollt' er mich fressen. Aber i bin stolz wie ein Schneekönig an ihm vorübergegangen.“

Schork reckte seinen Kopf in die Höhe und machte ein paar gravitätische Schritte, um der lachenden Gesellschaft zu zeigen, wie er es gemacht hatte.

„Aber den Schlafrock des Mannes müssen Sie doch wohl zurückgeben?“

„Den Schlafrock? Was fällt Ihnen ein, Doktor?“ entgegnete Schork auf Cronings Frage. „Dieses assyrische Prachtgewand wird fortan meinen Leib zieren, wenn ich auf meiner Bude meinen Gläubigern allergnädigst Audienzen erteile. So was hat mir schon lange gefehlt. Wissen S', das imponiert! Man schaut ungemein würdevoll darin aus. In dieser Toga halte ich morgen meinem Schneider einen Vortrag über die Unzulänglichkeit der menschlichen Fähigkeiten, das Ding an sich zu erkennen, in specie über die Unzulänglichkeit eines Studentenwechsels gegenüber der unmoralischen Geldgier eines Schneiders!“

„Hören Sie auf!“ rief Croning, während die andern in ein Jubelgeheul über die Rodomontaden Schorks ausbrachen.

Man war mittlerweile vor dem Café Luitpold angekommen.

In dem Vestibül drängte sich das Publikum an der Kasse, die während der Redoutentage von dem Besitzer des Cafés eingeführt worden war, um wenigstens die zweifelhaftesten Elemente, die sich an diesen Tagen in allen Wirtschaften Münchens herumtreiben, fernzuhalten. An den Gittern, hinter denen die Dampfheizung ihre wohlige Wärme ausstrahlte, standen zehn, zwölf Fiakerführer in ihren mächtigen Zottelpelzmänteln und wärmten sich, dabei eine Tasse heißen Kaffees schlürfend.

Aus dem riesigen, säulengetragenen, raucherfüllten Kaffeesaal tönten die abgerissenen Klänge einer Musikkapelle ins Vestibül, dessen Parkett in zerfließendem Schnee und Schmutz schwamm.

„Ich nehme für alle die Billets!“ rief Croning, der der nächste an der Kasse war. Und nun ging's in den Saal, der dicht gefüllt war von Menschen.

„Erst einen Platz suchen!“ dirigierte Croning. Aber das war schwer, beinahe unmöglich. Alle Tische waren voll besetzt von Leuten, die hierhergekommen waren, die von den verschiedenen Redoutenlokalen im Café zusammenströmenden Masken zu sehen und, wie der Münchener sagt, „a Hetz“ zu veranstalten.

Längs des Säulenganges standen Kopf an Kopf junge Leute, meist Studenten, die jeden eintretenden Domino mit lautem Hallo begrüßten und ihn förmlich Spießruten laufen ließen.

Da wurden Witze gerissen, alle möglichen Ulkereien ausgeführt, die Dominos umarmt und geküßt, ob sie nun wollten oder nicht. Und wehe dem empfindsamen Galan, der seinen Domino vor solchen Zärtlichkeiten zu schützen suchte! Er wurde ausgelacht und von der ihn verhöhnenden Menge verfolgt, mit Papierschlangen, Confetti und Orangen bombardiert, bis er in einem stillen Winkel sich verkriechen konnte.

Endlich hatte die Gesellschaft unter Cronings Führung einen Tisch erobert, von dem aus man das ganze tolle Getriebe in dem Säulengange, in dem sich das Hauptleben mehr und mehr entwickelte, überschauen konnte.

Maske um Maske, Domino um Domino zog an ihnen vorüber. Immer wilder wurde das Treiben, immer ausgelassener das Publikum.

Man sah die groteskesten Scenen. Da trieben zwei Clowns ihren Ulk, die bekannten Herren ihre Cylinder geraubt hatten und nun stolz und gravitätisch mit diesen Salonzierden durch die Menge marschierten. Dort saß eine ganze Gruppe von jungen Damen in der kleidsamen Tracht der Schlierseer und Tegernseer. Sie waren von einem Vereinsmaskenball gekommen und rauchten jetzt wie die Türkinnen Zigaretten, während ihre Begleiter, Herren in Kniehosen und

das Hütl fesch aufs Ohr gedrückt, sich abmühten, den Schuhplattler zu imitieren.

Und rings herum sang alles, Männlein und Weiblein, mit der zehnköpfigen Musikbande, die in der Nähe auf einem kleinen Podium postiert war und die angestammten Münchener Weisen aufspielte:

„Mir san net von Pasing,
Mir san net von Loam,
Mir san jo vom lustinge
Menzing dahoam!"

Und weiter:

„Guat Morg'n, Herr Fischer,
Herr Fischer, guat Morg'n!"

Oder:

„Denn mir san's G'scherte
Und koane Gelehrte!
Denn mir san's g'schert,
Wia si sich's g'hört!"

Croning, den als Norddeutschen diese Art Volksleben von jeher, seit er in München war, ganz besonders amüsierte, und der sich was drauf einbildete, in all den Jahren seines Münchener Aufenthalts gut bayrisch sprechen gelernt zu haben, sang bald aus voller Kehle all die schönen Isarhymnen mit. Schork sekundierte ihm mit seiner Bierstimme, so gut es eben ging, und die übrige Gesellschaft belustigte sich damit, diesen und jenen hübschen Domino an den Tisch zu lotsen und ihm ein Glas Sekt anzubieten, denn Croning, der mit einem Male wieder in seine Durchgängerstimmung geraten war, ließ eine Flasche Sekt nach der andern auffahren.

Da sprang plötzlich Schork von seinem Stuhl auf.

„Ah, der Poet! Geiger! Der Dichter Geiger!" rief er und schwenkte sein Champagnerglas.

Geiger, der in der verzweifeltsten Stimmung von der Welt das Deutsche Theater verlassen hatte, war wohl

eine Stunde lang durch die Straßen Münchens gelaufen, seiner selbst nicht mächtig. Er konnte es nicht fassen, daß Leonie ihn verraten hatte, Leonie, die er liebte, wahnsinnig liebte, auch jetzt noch, da sie ihn so schnöde verlassen hatte. Schaudernd mußte er sich das eingestehen. Ein andrer würde das Weib, das ihn so behandelte, einfach aufgegeben haben. Aber er — er sollte Leonie aufgeben? Schon der Gedanke an diese Möglichkeit machte seine Sinne wirbeln. Er bereute es, daß er in der ersten Aufregung in die Garderobe gestürzt war und das Theater verlassen hatte. Ja, ja, er war ein Pedant, ein Egoist! Warum sollte Leonie diesen Halling nicht haben kennen lernen dürfen? Warum sollte sie sich nicht mit ihm amüsieren? Das war doch kein Verbrechen? Und er, Geiger, hatte er nicht die Beweise dafür, daß sie ihn liebte? Er erinnerte sich an den Abend bei Schwabl, wo sie zu ihm gekommen war, um ihn um Verzeihung zu bitten. Er erinnerte sich an den Augenblick, da sie oben auf der Galerie im Theater in seinen Armen gelegen, da er sie küßte, heiß, innig — würde sie das alles gethan haben, wenn sie ihn nicht liebte? Er fühlte noch den Schlag ihres Fächers auf seinem Mund, den sie, als sie mit Halling an ihm vorüberging, ausführte. Hatte er ihn nicht verdient? Hatte er sich nicht wie ein eifersüchtiger Schulknabe benommen?

„Das Weib will leben, will genießen!“ So sagte er sich hundertmal, als er straßauf straßab irrte. „Statt daß du dich dessen freust, neidest du ihr diese Lebsucht, die doch allein dir die Möglichkeit schafft, diese Frau zu besitzen! Du bist ein Narr, ein Narr!“

Immer wieder rief er sich das zu, und so, von quälenden Gedanken gejagt, kam er vor das Café Luitpold. Die Musik, der Lärm, der auf die Straße zu ihm drang, lockte ihn. Er mußte hinein, mußte

dieſer peinigenden Einſamkeit entfliehen. Und vielleicht ſah er ſie dort drinnen, Leonie, ſeine Leonie! Mit Halling! Es krampfte ihm das Herz zuſammen. Da war wieder dieſe tolle Eiferſucht. Er zögerte. Er wollte umkehren, fliehen. Und doch! Er mußte hinein.

So betrat er das Café, und ſo entdeckte ihn Schork.

Croning lachte laut auf, als er Geiger gewahr wurde.

„Ah, auch du, mein Brutus!“ rief er in ſeiner Weinlaune und ſtreckte Geiger die Hand hin, die dieſer nur widerwillig ergriff. Daran hatte er gar nicht gedacht, daß er Croning und Schork und all die andern hier treffen würde. Und er war heute weniger als je auf den Ton geſtimmt, der in dieſer Geſellſchaft um dieſe ſpäte Stunde herrſchte.

„Es iſt ja doch kein Platz für mich hier — ich will nur raſch eine Taſſe Kaffee trinken und wieder gehen. Ich muß nach Hauſe — ich bin müde,“ ſagte Geiger, um loszukommen.

„Nichts da, Freundchen!“ wehrte Croning ab, der ſich erhoben hatte und Geiger auf ſeinen Stuhl drückte. „Du bleibſt bei uns! Menſchenskind, was willſt du denn jetzt ſchon zu Hauſe thun?“ rief er.

Die Kellnerin brachte ihm einen Stuhl, und er ſetzte ſich neben Geiger.

„So, Junge! Schork, für unſern Geiger ein Glas! Na, alſo Pröſtchen!“

Geiger goß in einem Zug das Glas Sekt hinunter und dann noch eines und noch eines. Er mußte trinken — trinken und vergeſſen — wenigſtens für ein paar Stunden vergeſſen, was ihm die Bruſt zermarterte.

„Aber, Geiger, wo haſt du denn deinen Domino gelaſſen? Schon nach Hauſe gebracht, he?“

Ueber Cronings Züge glitt ein leiſes ironiſches Lächeln. Er ſah an der verſtörten Miene Geigers, daß ihm nicht alles nach Wunſch gegangen war.

„Ja, ja — nach Hauſe,“ erwiderte Geiger ohne aufzublicken. Eine jähe Röte ſtieg ihm dabei ins Geſicht.

Croning ſchüttelte nachdenklich den Kopf und zog die Augenbrauen in die Höhe.

Schork, der mit einem freundlichen Grinſen dem Geſpräch gelauſcht hatte, rückte vertraulich an Geigers Seite.

„Warum haben S' denn Ihren Domino nit mit daher gebracht, Doktorchen?“

Geiger antwortete nicht.

„So was läßt man doch andre Leuten auch ſehen!“ redete Schork hartnäckig weiter. „Was is's denn für ein Kaliber? Konfektioneuſe, Modiſtin oder andres Grünzeug?“

Geiger brauſte auf.

„Ich muß Sie bitten, Ihre unbelikaten Redensarten für ſich zu behalten!“

„Jeſſas, Jeſſas, der poëta laureatus wird ungemütlich!“ höhnte Schork in der nachläſſig überlegenen Art, die er um ſo mehr hervorkehrte, je mehr andre in Erregung gerieten.

Croning legte ſich ins Mittel.

„Kinder, nur keinen Streit und keine Empfindlichkeiten! Schork, Sie halten den Rand, verſtanden! Ueber Damen, die man nicht kennt, ſpricht man nicht!“

„Einverſtanden!“ rief Schork. „Wir werden uns doch wegen einem Redoutenweiberl net zerkriegen! Net wahr, Doktor?“

„Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß ich Ihre Redensarten unbelikat finde!“ erwiderte Geiger gereizt.

Schork lachte und ſtemmte die Arme auf den Tiſch.

„Ach was, Dokterl!“ spottete er, „unbelikat hin, unbelikat her — Sie sehen halt auch wie der Doktor Faust Helena in jedem Weibe!“

„Sehr gut, sehr gut! Famoser Witz!“ brüllte die ganze Gesellschaft, der der Champagner Cronings schon bedenklich in die Köpfe gestiegen war.

Geiger war leichenblaß geworden. Seine Lippen bebten, seine Augen funkelten.

„Und ich finde, daß Sie sich Frechheiten erlauben, die eine Züchtigung verdienen!“

Im nächsten Augenblicke sauste ein Arm durch die rauchgeschwängerte Luft, ein klatschender Schall folgte, und Schork taumelte in seinen Stuhl zurück.

Croning war aufgesprungen. Die ganze Gesellschaft am Tische mit ihm. Leere Flaschen fielen polternd zu Boden, von den benachbarten Tischen eilten die Leute herbei, ein wüstes Durcheinander von Stimmen erfüllte den Raum.

Ruhig und hochaufgerichtet stand Geiger mitten in dem fragenden, gestikulierenden, gaffenden Menschenknäuel und sah auf Schork herab, der, keuchend und kochend vor Wut, noch immer auf seinem Stuhl saß.

Der Direktor des Cafés hatte sich durch die Menge gedrängt, die immer stürmischer „'naus, 'naus!“ rief.

„Meine Herren, ich muß Sie bitten, das Lokal zu verlassen!“

Geiger nickte und schritt langsam durch die erregte Menschenmasse, die ihn mit hundert neugierigen Augen anstarrte, hinaus.

Croning nahm achselzuckend seinen Mantel und folgte ihm. Höhnend erklangen hinter ihnen die Geigen der Musikkapelle, und die Menge gröhlte und sang: „Ja, beim Souper im chambre separée erlebt man tolle Sachen . . .“

*

Als Croning auf den Griechischen Markt hinaustrat, fand er Geiger mitten auf der Straße stehend, die Hände vor das Gesicht gepreßt und heftig schluchzend.

„Was war das nun, Geiger? Wie konntest du einen solchen Skandal provozieren!“ rief Croning vorwurfsvoll ihn an.

„Hab' ich ihn nicht züchtigen müssen, diesen elenden Schmarotzer?“ schrie Geiger auf. Die ganze Qual, der ganze, heiße Schmerz, der in seinem Innern tobte, den er vergebens niederzukämpfen, niederzuringen versucht hatte, machte sich mit einem Male Luft. Er war außer sich, zügel- und fesselos schlugen die Wogen seines heißen Temperaments über ihn zusammen.

„Hab' ich ihn nicht züchtigen müssen?“ wiederholte er, Croning heftig an den Schultern fassend.

„Meinetwegen, ja! Er mag die Ohrfeige verdient haben,“ entgegnete Croning mit der weltmännischen kühlen Ruhe, die ihn immer weit hinaushob über die zerfahrenen, haltlosen, nur ihrer Stimmung folgenden Gesellen am Komödiantentisch. „Meinetwegen! Schork wird dir die Antwort nicht schuldig bleiben!“

„Ich hoffe es, ich hoffe es!“ rief Geiger leidenschaftlich.

Croning sah ihn prüfend an. Der matte, trübe Strahl einer einsam brennenden Laterne fiel auf Geigers bleiches Gesicht. Aus seinen tiefliegenden Augen leuchtete die Verzweiflung.

„Du bist krank, Freund, durch und durch krank! Deine Nerven sind einfach ruiniert!“ sagte Croning nach einer Pause und faßte Geigers glühend heiße Hände. „Und an dem allem ist dieses Weib schuld —“

„Ich bitte dich, sprich nicht davon!“ stöhnte Geiger, indes er sich abwendete.

„Ja, davon muß ich sprechen, Junge!“ erwiderte Croning mit ernstem Nachdruck und ergriff Geigers Arm. Und langsam schritten sie, Seite an Seite, durch die dunkeln, stillen Straßen.

„Gerade davon! Es ist Wahnsinn, was dich erfaßt hat!“ redete Croning in Geiger hinein, der willenlos, gebrochen neben ihm einherschritt. „Siehst du, ich bin ja auch ein wüster Kerl. Ich mag auch leben, leben und genießen. Ich scher' mich den Teufel um die ganze Welt und was die Welt Vetter heißt. Aber ich lass' mich nicht unterkriegen von meinen Dummheiten, von den tollen Extravaganzen, die ich mir zuweilen leiste.“

„Du hast nie geliebt!“

„Geliebt!“ Croning lachte. „Geliebt! Ja, wenn du damit sagen willst, daß ich mich nie vergessen habe, dann hast du recht, das hab' ich nie! Ich hab' mich immer zur rechten Zeit darauf besonnen, was ich wert war, Freund! Und vorläufig hab' ich noch kein Weib gefunden, dem ich mich ganz hätte anvertrauen können. Du verstehst mich: ein Weib, bei dem ich mich nicht mehr zu fragen brauche: Was bist du wert? Hast du dieses Weib gefunden?“

Er blieb stehen und sah Geiger, der stumm neben ihm einherschritt, an.

Geiger ging ohne zu antworten weiter.

„Du hast es auch nicht gefunden, noch nicht gefunden!“ hub Croning wieder an. „Ich will nicht wissen, was du heute abend auf der Redoute erreicht hast!“ Er machte eine Pause, da er sah, wie Geiger sich aufrichtete und ihn ansah, als wollte er sprechen. „Ich will's nicht wissen. Aber es scheint mir herzlich wenig zu sein, so wenig, daß ich mich frage, ob es wirklich der Mühe wert ist, sich dafür eine Kugel durch den Leib jagen zu lassen!“

„Ich liebe die Frau —“

„Ja — aber liebt auch sie dich?“

„Ich kann es nicht dulden, daß man sie beleidigt!“ rief Geiger, der Frage Cronings ausweichend.

„Das ist eben der helle Wahnsinn, daß du ein Duell auf Tod und Leben provozierst, wegen einer Frau, die es schließlich gar nicht verdient, der es ganz gleichgültig ist, wie man über sie denkt!“ entgegnete Croning erregt.

„Croning!“

„Zum Teufel, ja doch! Sag mir, daß die Frau morgen ihrem Mann davonläuft, um deinetwillen davonläuft, daß sie sich von ihm scheiden läßt und dich heiratet, weil sie dich liebt — gut! Ich bin zwar kein Freund von derartigen gesellschaftlichen Skandalen, aber wenn's einmal nicht anders geht — nun ja, dann los!“

„Du redest, wie du's verstehst!“

„Allerdings! Denn das verstehe ich nicht, wie man um einer Frau willen, die nicht diese letzten Konsequenzen ihrer ungesetzlichen Handlungen zieht, den Kopf verlieren kann! Dann mach doch reinen Tisch! Amüsiere dich mit ihr, und laß sie laufen! Morgen amüsiert sie sich mit einem andern!“

„Mit einem andern!“ Geiger lachte. Es war ein schrilles, böses Lachen. Croning horchte betroffen auf. Der weltgewandte, kühle Norddeutsche, dem eine skeptische Weltanschauung das ersetzte, was ihm an innerlichem Gefühl fehlte, erkannte mit einem Schlage die ganze Situation. Das Rätsel, das ihm Geigers sonderbares, verstörtes Wesen heute abend aufgegeben hatte, war gelöst. Sein Freund hatte Schiffbruch gelitten mit seinem überschwenglichen Idealismus, Schiffbruch gelitten an einem Weib, das ihn genau so verriet, wie es seinen Gatten betrog!

Geiger konnte seinen drängenden Fragen nicht

mehr widerstehen, und er erzählte Croning alles, wie er Leonie auf der Redoute gefunden, wie er sie geküßt hatte, wie er selig war, sie in seinem Arm halten, an seine Brust drücken zu dürfen, wie sie drunten im Bierstübl sich mit Palanka angefreundet hatte und wie sie plötzlich verschwunden war. Wie er sie dann gesucht hatte, mit der Verzweiflung und der nagenden Eifersucht im Herzen, und wie er sie gefunden hatte — gefunden, dort oben in der lauschigen Ecke, neben Halling sitzend, mit Halling plaudernd und kokettierend.

„Aeh!“ machte Croning, wie wenn er sich vor etwas ekelte. „Was habe ich dir nicht gesagt? Ich kenne die Weiber!“

„Ich kann's nicht glauben, daß Leonie zu — zu —“ er stockte, als scheute er sich, das Wort auszusprechen.

„Du glaubst's noch immer nicht, daß sie zu jener Sorte Weiber gehört, von denen Sudermann sagt: ‚Am Weibe geht der Mann zu Grund!‘ Na, nach solchen Beweisen!“ Er zuckte mit den Achseln.

Geiger schwieg zähneknirschend.

Eine Weile gingen die beiden Freunde wortlos nebeneinander her, dann blieb Croning stehen und legte seine Hand auf Geigers Schulter.

„Und nun diese Ohrfeigengeschichte! Nach den Erfahrungen, die du mit der Frau gemacht hast! Menschenskind, ich begreife dich nicht!“

„Ich kann nicht dulden, daß man Leonie beleidigt!“ brauste Geiger auf.

„Mußtest du darum bis zum Aeußersten gehen?“

„Ich hasse diesen Schork, diesen erbärmlichen Menschen, der alles in den Kot seiner niedrigen Gesinnung zerrt!“ rief Geiger leidenschaftlich.

„Na, na! Und dennoch hast du es über dich gebracht, deine angebetete Frau auf die Redoute zu

schleppen, wo — das wissen wir alle — keine Psalmen gesungen werden!“ bemerkte Croning.

Geiger stachelte die feine Ironie seines Freundes nur noch mehr auf.

„Das heißt wohl, du meinst, ich stünde so ziemlich auf der gleichen Stufe wie Schork —“

„Bah! Du weißt ganz genau, was ich sagen wollte!“ entgegnete Croning ärgerlich. „Deine Empfindlichkeit, Junge, grenzt an Hysterie! Es ist hohe Zeit, daß du dich auf dich selbst besinnst! Dein Leben hat doch noch einen andern Zweck, als koketten, halb kindischen, halb raffinierten Weibern nachzulaufen und mit einem besoffenen Menschen, der dich schief angesehen hat, Händel anzufangen! Zum Donnerwetter! Grenzt das nicht an Verrücktheit, sich wegen eines Weibes, wie diese Frau Hubmaier ist, und von einem solchen Menschen wie Schork eine Kugel zwischen die Rippen pfeffern zu lassen!?“

„Du bist verdammt vernünftig geworden!“ lachte Geiger bitter. „Es scheint, daß die Münchener Bierluft allmählich aus dir einen moraltriefenden Philister macht!“

„Keinen Philister! Dein Spott ist ganz unangebracht, Freund, weil er mich in letzter Linie trifft. Du kennst mich ganz genau. Aber in gewissen Dingen bin ich, Gott sei Dank, seit ich diese Münchener Luft atme, vernünftiger und ruhiger geworden, du selbst hast viel dazu beigetragen, ich bin dir Dank schuldig.“

„Sehr liebenswürdig!“ warf Geiger spöttisch ein.

Croning that, als hätte er es nicht gehört, und in warmem, eindringlichem Tone fuhr er fort:

„An deinem gesunden, kräftigen Idealismus habe ich mich aufgerichtet, als ich damals nach München kam, abgelebt, ausgelaugt, verlottert. Es war die letzte Station für mich. Wenn ich hier nicht aus-

hielt, wenn ich wieder in den Berliner Sumpf zurückkehrte, der mir damals in meiner hysterischen Uebereiztheit genau so begehrlich erschien wie dir heute diese Frau Hubmaier — bitte, laß mich ausreden! — dann war ich verloren, dann konnte ich Schluß machen mit meinem Leben. Aber ich blieb hier. Du hast mich festgehalten, ohne daß du es ahntest. Ihr Süddeutschen kamt mir damals beinahe lächerlich einfältig vor. Ja, wahrhaftig, das ging alles so ruhig vor sich hin, Tag für Tag, das kannte nicht die nervöse Gier nach Aufregung, nach Genuß, die einen in Berlin immer tiefer und tiefer in den Sumpf hineintreibt, das konnte sich noch ehrlich begeistern — ah! Ich schäme mich heute, daß ich damals über euch lachen konnte; es schien mir so komisch, daß ihr noch mit heiliger Inbrunst verehrtet, was für mich längst eitel Mumpitz geworden war. Aber ich verlernte das Lachen. Ganz allmählich ging diese Wandlung in mir vor. Wie oft hab' ich mit dir mich herumgestritten, hab' mich auf den junkerlich weltverekelnden Standpunkt gestellt, nur um mich an deiner gesunden Empörung über meine Versumpftheit, an deinem glühenden Enthusiasmus für das Ideale zu stärken, und ich hab' mich gestärkt, dank deiner Freundschaft, die du mir geschenkt hast, Geiger!"

Er war warm geworden in seiner Rede, und er hatte Geigers beide Hände erfaßt und drückte sie fest in den seinen.

Geiger sah stumm und bewegt zu Boden. Eine heiße Wehmut stieg in ihm auf.

„Warum sagst du mir das alles — heute?" sagte er nach einer Weile gepreßt.

„Warum? Weil ich nicht haben will, daß du so bankrott wirst, wie ich es damals war, als ich dich kennen lernte. Du bist auf dem besten Wege dahin, Freund! Und weil ich weiß, daß du diesen Bankrott

nicht so tragen kannst, wie ich ihn, hätt' ich mich nicht wieder heraufgearbeitet, würde getragen haben. Ich hätte schließlich mein Leben auch ohne Ideale leben können, ein wüstes, wildes Genußleben, wie man's eben in Berlin lebt, wenn man genug Geld im Beutel hat. Ich hätt's auch mit dem nötigen äußerlichen Anstand gelebt, weil ich es nie hätte bis zum Aeußersten kommen lassen können, dazu war ich zu sehr Mensch der Form; ich hätte nicht umsonst im Hause eines preußischen Junkers erzogen sein müssen. Aber das stimmt alles nicht auf dich. Ihr Süddeutschen seid viel zu impulsiv, viel zu warmblütig und zu weichherzig, um die Wege ohne Gefahr gehen zu können, die einer von unserm Schlag geht, ohne etwas andres dabei zu ruinieren als die tadellosen Lackstiefel, und etwas andres zurückzulassen als die wohlgefüllte Börse. Ja, lache nur, es ist so! Ein Weib, das mich so an der Nase herumführt, wie dich diese Frau Hubmaier — es mag mich reizen, wie es dich reizt — ein solches Weib lasse ich einfach laufen. Und ein Mensch wie dieser Schork, der so ein Weib in meiner Gegenwart beleidigt — ich glaube nicht, daß er die Absicht hatte —, wird von mir ignoriert. Und was thust du? Du verliebst dich wahnsinnig in die Frau, du gerätst in die wildeste Verzweiflung, weil sie sich von deinem Wahnsinn nicht auch anstecken läßt, und du schlägst Schork in deiner Liebesraserei ins Gesicht und setzest dich der Möglichkeit aus, morgen einen niederschießen zu müssen oder dich niederschießen lassen zu müssen! Das ist alles, alles ungesund, alles phantastisch übertrieben, lieber Freund —"

„Du predigst also kühlen Stumpfsinn!"

„Nein, ich predige Vernunft, Mensch! Was soll denn nun werden, wenn du an dem Wahn festhältst, nur diese Frau sei das einzige Wesen, das dich

begeistern, dich glücklich machen kann. Es ist ja Thorheit, Thorheit!"

„Was weiß ich, was werden soll; es ist ja nun alles ganz gleichgültig," murmelte Geiger tonlos vor sich hin.

„Nein, es ist gar nicht gleichgültig!" eiferte Croning. „Du versündigst dich an deinem Talent, du trittst es mit Füßen, Mensch!"

„Mein Talent!" seufzte Geiger, und ein schmerzlicher Zug umzuckte seine Lippen. Er dachte an sein Werk, das er beiseite geschoben hatte nun schon seit Wochen, das ihn — so hoffte er einmal — hatte berühmt machen sollen, und das ihm nun ganz fremd geworden war. Ihm graute, wenn er daran dachte. „Mein Talent! Es ist nichts, nichts, es ist tot! Sprich nicht davon!" Thränen stürzten aus seinen Augen. Er schluchzte wie ein Kind.

Sie waren vor Geigers Wohnung angekommen; sie befand sich in einem hübschen, villenartigen Hause am Bavariaring. Auf der weiten Theresienwiese brauten die Morgennebel. Ein silbergrauer Schimmer lag über dem Wäldchen hinter der Ruhmeshalle, die die mächtige Erzfigur der Bavaria überragte. Der Tag war im Anzug. Ein Bäckerbursche, mit einem Korb voll frischer Semmeln am Arm, schlurfte, einen Gassenhauer pfeifend, an den beiden Freunden vorüber.

Schweigend standen sie einen Augenblick nebeneinander. Cronings Blicke schweiften südwärts. Dort am Horizont konnte er in der föhnigen, merkwürdig klaren Februarluft das in die zartesten violetten Farben getauchte Massiv der Zugspitze erkennen. Wie oft schon hatte er dort oben gestanden, wie oft schon an diesem starren, ewigen Felskoloß seine Kräfte gemessen, und wie oft schon war er von dort heimgekehrt, den grünen Hut mit Alpenrosen geschmückt,

frische, herbe Bergluft in den Lungen, und im schwellenden Herzen die befreiende, herrliche Erinnerung an nerven- und seelenstählenden Naturgenuß!

Eine mächtige Sehnsucht nach den Bergen erwachte in ihm. Er war, seit er in München studierte, ein ordentlicher Bergfex geworden. Zu allen Jahreszeiten hatte er sich auf den Graten und Gipfeln getummelt, die an schönen Tagen so verlockend aus der blauen Ferne auf die bayrische Hauptstadt herniedergrüßten.

„Darf ich dir morgen Schorks Zeugen schicken, wenn sie zu mir kommen?"

Die Stimme Geigers riß Croning aus seinen Träumen.

„Es ist Zeit, daß wir schlafen gehen!" fügte Geiger hinzu, da Croning nicht gleich antwortete.

Er reichte ihm seine Hand, die Croning herzlich drückte.

„Die Sache mit Schork muß ja nun wohl erledigt werden!" sagte er.

„Ja, das muß sie," erwiderte Geiger dumpf.

„Ich hoffe, daß sie ein gutes Ende nimmt!"

Geiger lächelte melancholisch.

„Warten wir's ab, Croning! Kommst du morgen, das heißt" — er deutete auf das immer mehr Farben aufsetzende Firmament — „heute im Laufe des Tages noch einmal zu mir?"

„Selbstverständlich —"

„Danke! Also dann adieu, Doktor!"

Croning hielt des Freundes Hand fest.

„Geiger, und das versprichst du mir — laß das Weib laufen!"

Geiger entzog ihm hastig die Hand und wendete sich, die Hausthüre aufzuschließen.

„Adieu!" rief er und verschwand im Flur.

Croning sah ihm kopfschüttelnd nach.

„Unverbeſſerlich!“ murmelte er und trat den Heimweg an. Als er in die Landwehrſtraße, wo er wohnte, einbog, wendete er ſich noch einmal zurück. Ueber den Nebeln der Thereſienwieſe ragte die Zugſpitze, noch immer zart wie ein Schatten, in die Luft.

„Bald zwing' ich dich wieder, dich ſtolzes Felſenſchloß!“ ſprach er vor ſich hin, indem er wie grüßend den Hut ſchwenkte, dann eilte er haſtig heim, denn ringsum begann die Stadt zu erwachen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Hast Du Dich gut amüsiert auf der Redoute? Und war Geiger, ‚Dein Ritter', galant? Ich habe an Euch gedacht und Euch beneidet. Meine Geschäfte werde ich heute vollends erledigen und dann nach dort zurückkehren. Ich freue mich auf eine frische Maß Münchener Bier.

Mit Gruß und Kuß

Dein Mann."

Frau Leonie warf den Brief ihres Gatten, der, pünktlich, wie Hubmaier versprochen hatte, am Morgen nach der Redoute, die sie mit Geiger besucht hatte, auf ihrem Frühstückstischchen lag, gähnend beiseite. Das war der Morgengruß ihres Gatten. Kurz, beinahe geschäftsmäßig, kühl. Einen Augenblick ärgerte sie sich über den Brief. Sie hatte ihrem Gatten, als er abreiste, ohne Scheu gesagt, daß sie auf die Redoute gehen werde. Sie wolle sich nicht zu tot langweilen, wenn er fort sei. Hubmaier hatte erst seine Einwilligung nicht geben wollen. Aber er kannte den kindlichen Eigensinn seiner Frau. Hätte er ihren Wunsch abgeschlagen — sie würde trotzdem zur Redoute gegangen sein. Sie war gewohnt, ihren Willen immer

durchzusetzen. Und so gab er es schließlich zu, daß sie ihren Plan ausführte. Sie sollte die Redoute mit Geiger besuchen. Was war auch dabei? Hubmaier kannte keine Eifersucht, und daß seine Frau irgendwie in Gefahr geraten würde, schien ihm ganz ausgeschlossen. Die kleine Leonie war kokett, ja. Aber sie war auch ungemein selbständig. Sie wußte, wie weit sie gehen durfte. Sie würde sich allzu zudringliche Verehrer schon vom Leibe halten. Wie sie es verstand, die Männer für sich zu interessieren, so verstand sie es auch, sie von sich abzuschütteln. Hubmaier hatte das in Brüssel, als sie schon seine Braut war, mehrmals mit eignen Augen gesehen, und es hatte ihm einen gewaltigen Respekt vor Leonie eingeflößt. Auch er selbst durfte sich ihr gegenüber nie mehr erlauben, als sie ihm in ihrer gnädigen Laune gestattete. Wenn er nur einmal über die Grenze hinaus gehen wollte, hatte er tagelang zu bitten und zu betteln, bis sie wieder eine freundliche Miene aufsteckte. Und da ihm dieses Bitten und Betteln höchst unbequem war, weil es ihn um seine liebe Gemütlichkeit brachte, so hütete er sich schließlich, solche Situationen heraufzubeschwören. Seitdem war Friede und Eintracht im Hause Hubmaier.

Heute, zum erstenmal, empfand Leonie diese Nachgiebigkeit, dieses Phlegma ihres Gatten als etwas Unangenehmes. Dieser gleichgültige Brief beleidigte sie beinahe. Ihr Selbstgefühl war verletzt. Alle Männer, die sie bisher kennen gelernt hatte, lagen ihr nach wenigen Stunden zu Füßen, beteten sie an, begehrten sie leidenschaftlich — nur einer, ihr eigner Gatte, bewahrte immer seine gemessene, stoische Ruhe. Er lachte, wenn sie ihm von ihren Verehrern erzählte, er lachte, wenn sie von dem und jenem sagte, er sei zum Küssen lieb — ein Lieblingsausdruck von ihr — er ließ sie allein die Redoute besuchen, und aus seinem

Brief ſprach nichts als die Sehnſucht nach ſeinem Münchener Bier!

„Er liebt dich nicht!“ murmelte ſie und zerknüllte zornig den Brief. „Aber, liebſt du ihn —?!“

Ja! Ob ſie ihn liebte? Eine dumme Frage! Mit einem Male tauchte ſie auf und quälte ſie und verdarb ihr die ganze Freude an der Erinnerung der ſchönen Stunden, die ſie mit Halling verlebt hatte.

Woher kam dieſe einfältige Frage?

Sie war aufgeſtanden und ans Fenſter getreten. Die warme Februarſonne küßte den Schnee von den Bäumen des Engliſchen Gartens. Sie öffnete das Fenſter. Eine weiche, milde, frühlingsartige Luft ſtrömte herein und ſpielte koſend um ihre Schläfen.

Ob ſie ihn liebte —? Richtig! Geiger hatte ſie ſchon einmal ſo gefragt. Und ſie hatte ihm ruhig erzählt, wie ſie ihren Mann kennen gelernt hatte und daß ſie ihn geheiratet habe, weil ſie hinaus wollte, hinaus in die Welt. Weil er ihr die Freiheit gab, nach der ſie ſich ſo ſehr, ſo brünſtig ſehnte. War das ein Geſtändnis, daß ſie ihren Gatten nicht liebe? Nein! Nein! Und warum auch hätte ſie gerade Geiger dieſes Geſtändnis machen ſollen? Was kümmerte ſie Geiger?

„Er liebt dich! Liebt dich wahnſinnig!“ raunte eine Stimme in ihrem Innern.

Sie preßte trotzig die Lippen aufeinander.

„Dazu hat er kein Recht!“ ſtieß ſie zornig hervor. „Der Narr! Er muß es doch fühlen, daß ich nur mit ihm ſpiele. Und wenn er es nicht ſelbſt ſieht, ſo will ich es ihm ſagen, kurz und bündig! Ich will ſeine Liebe nicht! Ich will nicht!“

Sie ging erregt im Zimmer auf und ab.

„Du haſt dich aber von ihm küſſen laſſen!“

Wieder dieſe warnende innere Stimme!

Sie atmete beklommen auf. Ja, wie konnte das

geschehen? Das stand nie in ihrer Rolle, die sie ihm gegenüber spielen wollte. Und doch war es geschehen! Es war ihr, als sei das Zimmer gefüllt mit der schweren, stickigen, heißen Luft, die sie gestern auf der Redoute atmete. Mit dieser Luft, die die Augen schmerzte und das Blut erglühen machte. Ein seltsames, lähmendes Gefühl beschlich sie. Sie hatte die Empfindung, als müßte sie sich wieder von Geiger küssen lassen, wenn er jetzt ins Zimmer träte und es verlangte.

Ihr Eigenwille, ihr unbändiger Trotz aber schrie in ihr auf: „Nein! Ich will nicht! Ich will nicht!“

Ein wilder Entschluß trieb sie an den Schreibtisch. Mit fiebernder Hast suchte sie Briefpapier hervor.

„Ich schreibe ihm, daß ich ihn nie mehr sehen will. Er darf nichts von mir verlangen. Er muß mich freigeben. Jetzt kann ich's noch von ihm fordern. Jetzt ist es noch nicht zu spät.“

Sie ließ die Feder, die sie schon in die Tinte getaucht hatte, auf die Schreibmappe fallen und starrte vor sich hin.

Seltsam! Hatte nicht auch Halling sie gefragt, ob sie ihren Mann liebe? Sie hatte darauf geschwiegen. Und jetzt erinnerte sie sich ganz deutlich, daß Hallings Wesen mit einem Male sich änderte. Er hatte sie, die sich zu ihm gedrängt hatte, zuerst mit derselben gönnerhaften Nachlässigkeit behandelt, wie die andern Frauen, die einen freundlichen Blick, einen Händedruck von ihm erbettelten. Dann aber kümmerte er sich um keine der zudringlichen Schönen mehr. Seine ganze Aufmerksamkeit widmete er Leonie. Er tanzte sogar — er, der es sonst nie that — mit ihr. Er überschüttete sie mit Liebenswürdigkeiten, küßte ihre Hände und küßte, als er sie in den Wagen hob, der sie nach Hause bringen sollte, ihre Stirn.

Leonie schloß die Augen. Ein seliger Rausch hatte sie erfaßt. Halling! Halling! Dieser sieghafte, von tausend Herzen umworbene Halling betete sie an, liebte sie!

Leonie sprang in jähem Schreck auf. Liebte sie! Auch er!? Wie Geiger!

Und darum fragten beide, ob sie ihren Gatten liebe! Sie wollten ihr das sein, was er ihr nicht war. Und sie glaubten, hofften, es sein zu dürfen, weil sie sich ihnen anvertraute, weil sie sich von ihnen umwerben ließ!

Da stand die Gefahr, die ihre Eigenliebe, ihre kindliche Eitelkeit heraufbeschworen hatte, riesengroß vor ihr. Geiger konnte sie abschütteln, leichten Herzens. Mit ihm hatte sie wahrlich ausgespielt. Aber Halling! Halling! Er war der erste Mann, der auf sie einen tiefen Eindruck gemacht hatte. Vor ihm erschien jeder andre klein, verächtlich. An ihm fesselte sie alles in gleichem Maße. Seine herrliche Gestalt, sein tiefes, großes Auge, seine köstliche Stimme, seine Art, wie er mit ihr sprach, sein ritterliches Benehmen, die Sicherheit, mit der er auftrat, und der dämonische Zwang, mit dem er seine Gedanken zu den ihrigen machte. Nicht einen Augenblick hatte sie in seiner Gegenwart die Lust angewandelt, ihre tausend kleinen weiblichen Künste spielen zu lassen, die ihr andre Männer noch immer zu Sklaven gemacht hatten. Wenn sie ihn ansah, vergaß sie sich selbst, war sie ganz Bewunderung, Entzücken, Seligkeit . . .

Alles das stürmte jetzt mit so überwältigender Klarheit auf sie ein, daß sie schauderte. Und eines trat aus dem Chaos von Gedanken und Empfindungen mit immer größerer Bestimmtheit vor ihre Seele: Nein! Nein! Sie liebte ihren Gatten nicht! Sie konnte ihn nicht lieben! Niemals lieben! Er hatte ihr nur seinen Namen, sein Haus, sein glänzendes

Vermögen gegeben, aber damit konnte er nie, niemals das in ihr erwecken, was sie bis heute nicht vermißt, nicht gefühlt hatte: Liebe!

Bis heute. Denn nun hatte sie sie gefunden. Jäh, wie ein glänzendes Meteor am dunkeln Nachthimmel aufschießt, war sie in ihr erwacht. Ja! Sie liebte Halling! Liebte ihn, ihn allein!

Aber wie sollte das enden?

Ratlos, hilflos irrten ihre Augen durch das Zimmer. Durfte sie ihren Gatten betrügen? Was war sie denn ohne ihn? Was war ihre Familie ohne ihn? Ihre Blicke umfaßten jetzt all die hundert köstlichen Gegenstände, die das Zimmer füllten, mit einem Male. Der gute Mensch! All das hatte er einzeln für sie zusammengetragen, jede Vase, jedes Bild, jede Bronze war ein erfüllter Wunsch von ihr. Und mit einem Betrug sollte sie das alles ihm lohnen? Und wenn sie ihn nicht betrog, wenn sie ihm alles sagte, alles, alles, wenn sie ihn bat, sie freizugeben — vernichtete sie nicht damit ihre Familie, die ihre Existenz, ihr Ansehen, ihren Namen durch die Verheiratung der Tochter mit Hubmaier gerettet — erkauft hatte?

Erkauft! Erkauft! Ja, da war die Formel, die den Sinn ihres ganzen Lebens bisher, ihres Verhältnisses zu ihrem Gatten, aufschloß. Es war ein Geschäft! Nichts als ein Geschäft!

Leonie sank stöhnend auf einen Stuhl und schlug verzweifelt die Hände vor ihr Gesicht.

Auf dem Flur läutete es.

Leonie sprang erschrocken auf und lauschte angstvoll. Wenn Halling —?!

Sie atmete auf, als sie Palankas dröhnende Stimme vernahm.

Was wollte der hier?

Im nächsten Augenblick stand der Schauspieler

vor ihr und küßte ihr die Hand. Er hatte ein Veilchensträußchen mitgebracht, das er Leonie überreichte.

„Das Schönste sucht er auf den Fluren — Ha — humhaha —!“ deklamierte er.

„Ich danke Ihnen!“ sagte Leonie müde und lud ihn ein, Platz zu nehmen.

Er sah sie prüfend an.

„Ha — humhaha — Gnädige Frau scheint der Ausflug ins Schlaraffenland ein wenig angegriffen zu haben?“

„Ah — ich habe nicht viel geschlafen —“

„Natürlich, natürlich! Doch — daß ich meinen Auftrag nicht vergesse —“

„Ihren Auftrag?“

„Der Lord läßt sich entschuldigen, er ist zu Schiff nach Frankreich — humhaha — das heißt Freund Halling sendet mich, in seinem Namen mich zu erkundigen nach dem Befinden der gnädigen Frau. Er bedauert, nicht selbst kommen zu können, da er heute früh Probe hat. Morgen wird er erscheinen und Ihnen persönlich die Hand küssen!“

„Ich danke Herrn Halling für diese Aufmerksamkeit,“ sagte Leonie leise und schlug die Augen verwirrt zu Boden.

„Nun — und was sagen Sie zu Halling, unserm Halling? Gnädige Frau! Ist es nicht ein Mann, nehmt alles ihr in allem — Ihr werdet nimmer seinesgleichen sehn? Humhahaha —!“

Sie lächelte gezwungen.

„Uebrigens, gnädige Frau, Ihr Anblick hat sein Herz entzündet — er schwärmt von Ihnen wie Karl von seiner Amalia!“

Leonie stand auf und wendete sich ab. Die Phrasen Palankas waren ihr peinlich.

„Aber das ist noch nicht alles, gnädigste Frau! Um Ihretwillen wird Blut fließen, rotes Blut!“

In jähem Schreck sah Leonie zu Palanka hinüber, der sich erhoben hatte.

„Was reden Sie da?“

„Es giebt ein Duell! Ein Pistolenduell!“

„Wer? Warum? Was ist —?“ keuchte sie. „Ich bitte Sie, reden Sie, spannen Sie mich doch nicht auf die Folter!“

„Unser Freund Geiger hat heute nacht einen Bekannten geohrfeigt und wird sich nun morgen schießen müssen!“

Leonie taumelte auf einen Stuhl und starrte Palanka mit weitgeöffneten, angsterfüllten Augen an.

Und in seiner bombastischen Art erzählte, vielmehr deklamierte er, was sich im Café Luitpold noch zugetragen hatte.

„Um meinetwillen ein Duell! Um meinetwillen!“ stöhnte Leonie fassungslos und rang die Hände. „Das darf nicht sein! Ich bitte Sie um Gottes willen, Palanka, suchen Sie es zu verhindern! Das ist ja entsetzlich, entsetzlich!“

Sie brach in heftiges Weinen aus.

Palanka wußte nicht, was er thun sollte. Er lief, die Arme schlenkernd, im Zimmer umher und schrie in einem fort: „Es wird geschossen! Es ist nicht zu verhindern! Es wird geschossen! Humhahaha!“

„Gehen Sie, gehen Sie, Palanka, sagen Sie Geiger, ich will ihn sprechen, ich müsse ihn sprechen!“

„Aber gnädige Frau —“

„Ich bitte Sie, gehen Sie!“ drängte Leonie mit aufgehobenen Händen. „Ich muß Geiger sprechen! Ich muß! Bitte, gehen Sie!“

„Wenn Sie es wünschen, gnädige Frau, so will ich's ihm sagen. Hoffentlich finde ich ihn.“

„Gott gebe es!“ schluchzte Leonie.

Palanka schritt zur Thür, verbeugte sich und verließ das Zimmer.

Gebrochen, vernichtet sank Leonie auf dem Diwan zusammen und vergrub ihr Gesicht in den seidenen Polstern. Wie lange sie so regungslos, halb ohnmächtig dagelegen, wußte sie nicht.

Erst der schrille Klang der Glocke auf dem Flur riß sie aus ihrer Erstarrung.

„Ist die gnädige Frau zu Hause?"

Geigers Stimme!

Leonie krampfte sich mit beiden Händen an dem Diwan fest. Ihr war, als tanzte alles um sie herum einen wilden, wahnsinnigen Tanz.

Jetzt wurde die Thür geöffnet und Geiger stand vor ihr, bleich und ernst, in tadellosem Salonanzug.

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau —"

Leonies zermarterter Brust entrang sich ein gellender Schrei. Sie war aufgesprungen und hatte Geiger, der betroffen, verwirrt zurückwich, umklammert.

„Doktor! Doktor! Sie dürfen sich nicht schießen! Nicht um meinetwillen — Doktor — ich flehe Sie an — auf den Knieen flehe ich Sie an!"

„Woher wissen Sie —"

„Palanka war hier und hat mir alles erzählt! Ich beschwöre Sie, Doktor —!"

Geiger zog die Schultern in die Höhe und sagte mit eisiger Ruhe: „Bemühen Sie sich nicht, meine Gnädige. Es ist umsonst!"

„Nein! Nein! Lassen Sie sich erweichen, Doktor! Thun Sie das nicht!" flehte sie.

Geiger schüttelte den Kopf.

„Sie wollen mich nicht hören?" schrie sie außer sich. „Gut! Dann gehe ich zur Polizei und lasse das Duell verhindern!"

„Das thun Sie nicht!" drohte Geiger, und ein finsterer, haßerfüllter Blick traf sie.

Sie taumelte zurück. Eine heftige Angst vor Geiger erfaßte sie.

„Nun also, thun Sie, was Sie für gut finden!“ stammelte sie.

„Ja! Uebrigens — was kümmert Sie dieser Ehrenhandel? Woher kommt auf einmal dieses Interesse für meine Person?“ fragte er in brüskem Ton.

„Es ist Wahnsinn, sein Leben um solcher Lappalien willen aufs Spiel zu setzen!“

Er lachte höhnisch.

„Allerdings, gnädige Frau! Ebenso wahnsinnig, wie wenn eine Frau um eines Komödianten willen ihre Ehre aufs Spiel setzt.“

Leonie schnellte empor. Aus dem verzweifelten Kind war plötzlich ein Weib geworden, das mit bebenden Lippen und flammenden Augen sein heiligstes Geheimnis verteidigt.

„Ich verbiete Ihnen, in dieser Weise mit mir zu sprechen. Woher nehmen Sie sich das Recht, mir so gegenüber zu treten?“

Geiger biß sich auf die Lippen. So sehr er seit gestern um dieses Weibes willen gelitten, so sehr mußte er trotz allem und allem sie bewundern. Und sie war ihm niemals schöner erschienen als in diesem Augenblick, da sie vor ihm stand, hochaufgerichtet, mit geballten Händen und einem unbändigen Trotz in dem herrlichen, süßen Gesicht.

Er war gekommen, um Abschied zu nehmen von ihr und abzurechnen mit ihr, kalt und rücksichtslos. Aber da sprengte die mühsam niedergehaltene Leidenschaft alle Fesseln wieder, mit denen er sein Herz gebändigt zu haben glaubte. Und ehe sich Leonie dessen versah, lag er vor ihr auf den Knieen und bedeckte ihre Hände mit leidenschaftlichen Küssen.

„Leonie! Leonie! Verzeih! Verzeih! Und hab' Erbarmen mit mir! Du weißt nicht — wie ich dich liebe!“

Sie schüttelte heftig den Kopf und suchte sich vergebens von ihm loszureißen.

„Lassen Sie mich, Doktor! Lassen Sie mich! Es kann nicht sein! Es darf nicht sein!“

„Und warum nicht? Warum darf es nicht sein?“ bestürmte er sie.

„Denken Sie an meinen Mann!“

„Liebst du ihn? Nein! Nein! Du liebst ihn nicht!“

Sie schloß die Augen.

„Aber ich — ich — Leonie! Mach mich nicht wahnsinnig! Sag mir, sag mir, daß du nicht nur mit mir gespielt hast!“

„Um Gottes willen, Doktor, stehen Sie auf. Wenn das Mädchen hereinkäme —“

Er hörte nicht.

„Sag mir, Leonie, daß du mich liebst! Hab' ich's nicht glauben müssen all die Zeit her?“ Und in verworrener, hastender, jagender Rede erinnerte er sie an all die kleinen Einzelheiten, an all die kleinen Liebenswürdigkeiten, die nur für ihn gesprochenen Worte, die verstohlenen Händedrücke, an all die süßen, seligen, unvergeßlichen Minuten, da sie sich allein trafen, bald da, bald dort; sie konnte ja immer sagen — durch Zufall. Aber hatte sie ihm nicht immer Ort und Zeit so angedeutet, daß er, wenn er nur wollte, diesen Zufall herbeiführen konnte? Und was war das gestern? Da sie sich küssen ließ von ihm — durfte er das — wenn sie ihn nicht liebte?

Leonie stand starr und unbeweglich. Aus ihren Zügen schien das Leben gewichen. Wie Keulenschläge trafen sie seine Worte.

All das, dieses ganze Spiel ihrer koketten Laune — mit wie vielen Männern hatte sie es schon getrieben? Und alle waren sie davongegangen, lachenden Mundes, vielleicht mit einem leisen Groll im Herzen über die kleine, pikante Kokette, die sie alle äffte. Vielleicht!

Und sie alle, alle rächten sich nun in dem einen Verzweifelten, Unglücklichen, der da vor ihr auf den Knieen lag, der ihr Spiel ernst genommen, furchtbar ernst, der sie liebte, und dessen Liebe so groß war, daß er um ihretwillen sich vor die Pistole stellte!

In Leonie ging eine gewaltige Umwandlung vor. Zum erstenmal in ihrem jungen Leben stand vor ihr das eherne, unerbittliche, grausame Schicksal, die geheimnisvolle ewige Macht, die, jedem zu seiner Stunde, den Herrscherfuß auf den Nacken setzt.

Ihr Schicksal war der Mann vor ihr. Er lag noch immer ihr zu Füßen, aber in Wahrheit stand er vor ihr, drohend, riesengroß und forderte von ihr die Ruhe seiner Seele, die sie, ein tändelndes Kind, ihm geraubt; er flehte sie noch immer um Liebe und Erbarmen an, aber in Wahrheit fluchte er ihr; er schluchzte noch immer mit erstickter Stimme, sie sei sein Glück, sein Paradies, sein Alles — und in Wirklichkeit zermalmten seine Worte sie; wie der donnernde Bergsturz die junge Saat vernichtet, zermalmten seine Worte ihr Glück, das kindische Eitelkeit, kindischer Trotz, kindischer Eigensinn war, ihr Paradies, das ein Puppenheim war, in dem sie, selbst eine Puppe, alle Menschen als Puppen behandelte.

Diese furchtbare Stunde, in der ihr ganzes Leben in Schutt und Asche, in ein klägliches, erbärmliches, wertloses Nichts versank, gebar ein Weib, schuf aus einem Kinde ein Weib.

„Stehen Sie auf, Doktor, und lassen Sie uns ruhig miteinander reden. Ohne Leidenschaft, ohne Haß!“ sagte Leonie und zog Geiger zu sich auf den Diwan.

„Leonie! Leonie!“

Der Schmerz überwältigte ihn. Er barg in ihrem Schoß sein Gesicht. Leise strich sie ihm mit ihren kleinen, weichen, zitternden Händen über das Haar, wie wenn sie ein Kind liebkoste.

„Ja, ich habe mit Ihnen gespielt — Emanuel!“ begann sie nach einer Weile tiefen Schweigens. „Freventlich gespielt. Aber nicht, weil ich eine Kokotte war. Ich war es nicht! Gott ist mein Zeuge!“ rief sie flehend und griff nach seiner Rechten, die er zur Faust zusammenballte, ohne das Gesicht aus ihrem Schoß zu erheben. „Ich habe bis heute nicht gewußt, was Liebe ist. Glauben Sie mir, Emanuel.“ Sie preßte die Lippen aufeinander. Es machte ihr Mühe, sich zu beherrschen, ruhig zu bleiben bei dieser Beichte, die ihre Zukunft und sein Elend entschied. „Hätte ich es gewußt, ich hätte Ihnen niemals das anthun können, was ich Ihnen angethan habe. Aber nun weiß ich es — Emanuel, nnd nun weiß ich auch, was ich thun muß.“

Sie machte eine lange Pause und holte tief Atem.

„Was würden Sie thun, wenn Sie eine Frau besäßen und Sie erführen, daß sie Sie mit einem andern hintergeht?“

Er richtete sich auf und starrte sie an.

„Aber — du — Sie lieben doch Ihren Mann nicht?“

„Nein!“ sagte sie rauh, und ein harter, mitleidloser Zug legte sich um ihren Mund. „Nein! Ich liebe ihn nicht. Aber ich will mich nicht selbst verachten lernen. Mein Gatte ist nun einmal mein Gatte. Er kann nicht verlangen, daß ich ihn liebe, das kann er nicht, niemals, niemals.“

Sie sagte es in leidenschaftlichem Tone und ihre Augen flammten in heißem Feuer auf. Dann fuhr sie ruhig, aber jedes Wort betonend fort:

„Aber mein Gatte kann verlangen, daß ich ihn achte. Daß ich seinen Namen, den ich trage, nicht entehre. Das wäre ein Verbrechen, ein gemeines, erbärmliches Verbrechen, Emanuel. — Und denken Sie von mir so niedrig, daß Sie mich eines solchen

Verbrechens fähig halten könnten — auch wenn ich Sie liebte?" fügte sie kaum hörbar hinzu.

„Also doch! Doch — doch nichts andres als eine Kokotte!" stöhnte Geiger. „Eine Kokotte, die alles verspricht und mit leeren Phrasen den Tölpel, der darauf hereinfällt, dann abspeist!" Er lachte verzweifelt auf.

Leonie legte ihre Hand auf seinen Arm. Eine tiefe Resignation prägte sich auf ihren müden Zügen aus.

„Sie haben ein Recht, jetzt noch so von mir zu denken. Ich habe ja so sehr, so sehr an Ihnen gesündigt. Aber Sie werden das verwinden, das vergessen lernen. Und wenn ich erst einmal fern von Ihnen bin, wenn Sie mich nicht mehr sehen werden —"

Geiger sprang auf.

„Leonie! Du willst fort?"

„Ja! Ich muß! Mein Entschluß steht fest," entgegnete sie tonlos.

„Aber —!"

„Ich werde meinen Mann verlassen. — Alles verlassen, was mich hier festhält — festhalten will!" rief sie in jäh aufsteigender Erregung.

„Festhalten will! Sie sagen das so seltsam, Leonie!" Geiger starrte sie fassungslos an. „Leonie — du gehst um meinetwillen?"

„Auch um Ihretwillen, ja, Emanuel!" hauchte sie kaum hörbar.

„Auch!?"

Er verstand sie nicht. Wie konnte sie einen solchen Entschluß fassen!

„Leonie! Sie wollen Ihre Existenz vernichten?"

„Diese Existenz!"

Sie legte die Hand über die Augen und seufzte schmerzlich. Dann stand sie auf. Eine düstere Entschlossenheit lag auf ihren Zügen.

„Leonie!" Er drückte ihre Hände an seine Brust.

Sie schüttelte melancholisch lächelnd den Kopf.

„Machen wir ein Ende, Doktor, und seien Sie ein Mann! Es muß sein. Es muß! Und verzeihen Sie mir! — Verzeihen Sie? — Emanuel!“

Es überwältigte ihn. „Warum haben Sie es so weit kommen lassen?“ stöhnte er.

Leonie wendete sich ab und schluchzte konvulsivisch.

Geiger war dicht hinter sie getreten. Wie herrlich, wie überwältigend schön war sie in ihrem Schmerz! Und diese Frau, wähnte er in seiner Thorheit, sei sein! Sein! Sein! Ein wilder Taumel erfaßte ihn. Wenn er sie küßte! Einmal noch küßte! Es war ja alles aus und dahin. Was würde aus ihm? Schorks rotes, aufgedunsenes Gesicht drängte sich plötzlich zwischen ihn und sie. Morgen, vielleicht, war es aus mit ihm für immer! Wenn er sie nun einmal noch küßte! Dieses herrliche Weib — das ihn um sein Leben betrogen — um sein Glück, das elend war, so elend wie er!

Und seine Arme umschlangen Leonie, die entsetzt zusammenfuhr und sich mit übermenschlicher Kraft sträubte.

„Doktor, was thun Sie?“

Er hörte ihre ängstlichen Worte nicht. Alles um ihn her zerfloß in wirbelndem Nebel. Und er preßte seine Lippen auf ihren Mund und küßte sie, küßte sie in wahnsinniger Leidenschaft.

Endlich, endlich — die Minuten wurden zur Ewigkeit — entrang sie sich keuchend seinen Armen und floh ins Nebenzimmer.

Krachend fiel die Thür hinter ihr zu.

Er war allein. Er horchte mit dem wahnwitzigen Lächeln eines Irren auf den Lippen. Rührte sich nichts? Rief sie ihn nicht? Er lauschte und lauschte. Es blieb totenstill. Sie hatte ihn verlassen. Verlassen für immer. Er sah sie nie mehr wieder. Nur

eine Thür trennte ihn von ihr. Und doch war ihm, als wäre es ein Abgrund, so weit, so unendlich weit, so unüberbrückbar.

Er wischte sich den Schweiß, der ihm in großen Perlen auf der Stirn stand, mit dem Taschentuch ab. Sein Auge irrte durch das Zimmer. Lächerlich! Wie ihm gerade jetzt die Verse einfielen, die Palanka so gerne citierte: Ein Augenblick, gelebt im Paradiese, wird nicht zu teuer mit dem Tod gebüßt!

Er richtete sich mühsam auf und ging.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Ehrenhandel zwischen Geiger und Schork, der am nächsten Tage in der frühesten Morgenstunde an einer weltverlorenen Waldlichtung unterhalb Pullach ausgefochten wurde, verlief resultatlos. Beim zweiten Kugelwechsel durchlöcherte Geigers Kugel das Beinkleid Schorks, der, wie es Croning schien, von seinen beiden Zeugen schier halbtot auf den Kampfplatz geschleppt worden war. Auch Geiger, so aufgeregt er war, war das hilflose, beinahe knabenhaft ängstliche Benehmen Schorks nicht entgangen.

Er hatte im stillen gewünscht, daß das Duell mit einer Katastrophe zu seinen Ungunsten enden möchte. In der desolaten seelischen Verfassung, in der er sich befand, erschien ihm der Tod als Erlösung. Er glaubte an keine Zukunft mehr. Er war bankrott.

Jetzt, nachdem die Sache vorüber war, kam ihm der ganze Handel wie eine tolle Farce vor, in der er wiederum, wie in der Affaire mit Leonie, eine lächerliche Rolle gespielt hatte. Denn war es nicht lächerlich, sich vor die Pistole eines solchen Feiglings, als der sich Schork entpuppte, zu stellen? Ja, dieser Ausgang war kläglich, beschämend. Und wenn auch

Hauptmann Lauth, der mit Croning Geiger sekundiert hatte, von einem korrekt erledigten Ehrenhandel sprach, — er fühlte, was es war: eine unsinnige, einfältige Komödie, das würdige Ende eines wüsten Bummellebens voll Erbärmlichkeit, Trivialität, Nichtigkeit. Da war der Tod, den er gesucht, gewollt hatte, nur eine Lächerlichkeit mehr zu allem andern. Eine bequeme Flucht vor der großen Aufgabe, die er am Komödiantentische seinen mehr oder minder besoffenen Freunden so oft mit ekstatischer Begeisterung gepredigt hatte: der großen Aufgabe, ein ganzer Mensch zu sein!

Seinen Freunden brauchte er ja keine Rechenschaft zu geben, ob er es mit dieser Aufgabe ernst meinte. Aber mit sich selbst mußte er nun Abrechnung halten, und das Resultat war ein schmählicher Niederbruch.

Schork hatte nach dem Duell sofort wieder seine faunische Natur im Zaume. Die Angst prägte sich zwar noch auf seinen breiten Zügen deutlich aus, aber das schnoddrige Mundwerk ging, wie wenn nichts Außergewöhnliches geschehen wäre.

Er sah auf seine Hose, durch die Geigers Kugel gefahren war, und äußerte lachend zu seinen beiden Sekundanten:

„Die Hos'n is futsch! I werd' meinen Gegner einklagen lassen wegen Sachbeschädigung."

Damit verließ er mit seinen Zeugen den Kampfplatz.

Geiger und seine Freunde klommen nicht lange nachher ebenfalls die tiefverschneite Höhe hinauf, um die Straße zu gewinnen, wo sie den Wagen hatten warten lassen.

Es war ein prächtiger Morgen. In München hatte der Föhn der letzten Tage mit allem Schnee gründlich aufgeräumt. Hier draußen aber lag er noch frisch und unberührt, und die aufsteigende Sonne goß

ihre gleißende Strahlenpracht über die weite, weiße, in blendendes Licht gehüllte Landschaft.

Jetzt war die kleine Gesellschaft oben auf der Höhe angekommen. Ein herrlicher Anblick bot sich ihr dar. Tief unten im Thale rauschte die Isar. Tiefgrün leuchteten die Wogen aus der weißen, glitzernden, diamantenübersäten Landschaft herauf. Drüben am andern Ufer grüßte das uralte, einsame Römerkastell Grünwald, in dem ein Münchener Maler sein beschauliches Dasein lebte. Und in der Ferne begrenzten den Horizont die Alpen. Klar und scharf, in majestätischer Schönheit hoben sie sich von dem tiefblauen Himmel ab.

Ergriffen von der überwältigenden Größe dieses Landschaftsbildes blieben die drei Freunde stehen.

Lauth war der erste, der das tiefe Schweigen, das über einen jeden gekommen war, brach.

„I schlag' vor, meine Herren, daß wir den Wagen heimfahren lassen und zu Fuß nach Großhesselohe gehen. Dort können wir den Staatsbahnzug abwarten. Es wär' schade, wenn man vor einem so wunderbaren Morgen davonfahren thät'!"

Geiger und Croning stimmten dem Vorschlage zu, und Lauth gab dem in der Nähe wartenden Kutscher die Ordre, zurückzufahren. Dann kehrte er wieder zu den beiden zurück.

„Jetzt will i Ihnen was sagen! Wir gehn jetzt in den Kirchhof von Pullach — da werd'n S' einmal schaun, was wir für eine Aussicht da haben! Tadellos, tadellos sag' ich Ihnen!" näselte er und zündete seinen Zigarrenstummel, der ihm schon ein dutzendmal ausgegangen war, blasend und pustend von neuem an. Dann steckte er die Hände in die Taschen seines Ueberrocks und schlenkerte in der eigentümlich wippenden Art, die schon, als er noch aktiv war, unter den Kameraden mit dem Spottnamen

„Manegetritt“ bekannt war, Geiger und Croning voran.

Als die drei den kleinen Kirchhof betraten, beschlich Geiger ein seltsames Gefühl. Jetzt konnte er ein toter Mann sein, wenn das Duell unglücklich ausgegangen wäre. Man würde ihn eingescharrt haben, vielleicht noch ein paar Wochen von ihm gesprochen haben, und dann wäre er vergessen gewesen, sein Name ausgetilgt aus dem Buch der Lebenden, wie all diese hier, die da unter den schiefen, vermorschten und verrosteten Kreuzen schlummerten. Aber es war anders gekommen. Er lebte, lebte, und über Tote, über verschneite Grabhügel, auf denen da und dort die verblaßten Papierrosen der letzten Allerseelenkränze im Winde raschelten, schritt er dahin. Seine Zeit war noch nicht gekommen. Er sollte leben, mußte leben!

„Da schaun S', meine Herren!“ rief Lauth mit all der Begeisterung, deren er fähig war, und trat an die Mauer, die den kleinen, stillen Friedhof umgab. „Ist das nicht großartig, tadellos?“

Man stand in dem Kirchhof wie auf einer Aussichtswarte. Er war an die Berglehne wie hingeklebt. Tief unten floß die Isar. Weithin öffnete sich dem entzückten Blick das herrliche, pittoreske Isarthal mit seinen steilen Hängen, seinen überschneiten Wäldern. Und den Rahmen zu dem großartigen Bilde gaben wieder die Alpen her. Aber wie grandios war dieses Alpenpanorama! Kein Baum, kein Haus im Vordergrunde unterbrach die herrliche, überwältigende Harmonie des gigantischen Kranzes urewiger Bergesriesen.

Von den Salzburger Alpen bis zum jähen imposanten Absturz des Zugspitzmassivs umfaßte mit einem Blick das entzückte Auge die ganze erhabene Bergwelt. Und ganz links, aus violettem Dunste, erhob sich die mächtige, breite Pyramide des Großwendiger

wie ein monumentaler Meilenstein der Unendlichkeit, die das menschliche Auge bewundernd durchwandert.

Minutenlang herrschte tiefes Schweigen.

„Ja, ham S' schon so was Großartiges gesehen?“ hub Lauth entzückt an und versuchte neuerdings, seinen Zigarrenstummel in Brand zu setzen. „Schaun S' nur einmal, was das für ein Bild geben thät'! Schaun S' nur die Tön' — diese Tön' — das sind Farben — da kann man monatelang studieren — man kriegt's halt net so hin! Da bin i in den letzten Tagen stundenlang g'sessen und hab' gemalt — nix wie gemalt — die Finger sind mir ganz steif worden, daß i den Pinsel hab' nimmer halten können, und die Oelfarben sind mir beinahe auf der Platte ang'frorn — aber i hab' halt die Tön' nit hingebracht — wissen S', die Tön'! Ja, wer das einmal malen thät'! Sie — das gäb' ein Bild!“

Es klang ganz melancholisch, wie er das sagte.

Croning mußte unwillkürlich lachen, so ernst ihn der Anblick des wunderbaren Panoramas gerade an diesem Orte stimmte.

„Na, beruhigen Sie sich, Herr Hauptmann! Vielleicht malen Sie's doch noch! So was braucht seine Zeit. Es ist eine schwere Aufgabe!“

„Ja, ja!“ schnaubte Lauth und warf den Zigarrenstummel, der absolut nicht mehr parieren wollte, über die Kirchhofmauer. „Ja, ja! Aber die Tön' — wissen S', die Tön' — die bring' i halt nit 'raus!“

Während Lauth in seiner pedantischen Manier Croning erklärte, wie er sich vergeblich bemühte, die richtige Farbenmischung zu erzielen, gab sich Geiger ganz dem heiligen Zauber des Bildes, das sich vor ihm aufthat, hin. Und die grandiose ewige Ruhe, die über dem mächtigen Alpenpanorama ausgebreitet lag, ergriff auch sein im Widerstreit der Gefühle

ermattetes Herz mit sanfter Gewalt. Es ward stiller in ihm und friedlicher. Und seine Gedanken flogen hinaus über die Alpenkette, deren zarte Silhouette im Spiel der Sonne mit den am blauen Himmel aufsteigenden Wolken ihre Farben in unendlicher Mannigfaltigkeit wechselte. Dort hinter den schneegekrönten Bergeshäuptern, hinter blendenden Firnen und Gletschern rüstete sich schon der Frühling, sein blütenschimmernd Gewand anzuziehen.

Wenn er ihm entgegeneilte? Was hielt ihn hier? Die Erinnerung? Ihn graute davor. Eine wahre Angst erfaßte ihn bei dem Gedanken, noch einmal nach München zurückkehren zu müssen, auf Schritt und Tritt der Gefahr ausgesetzt zu sein, an all das, was nun vergangen, verloren, dahin war, immer wieder von neuem erinnert zu werden. Und eine heiße, unbändige Sehnsucht erfaßte ihn mit einem Male, den Koffer zu packen und gen Süden zu fahren. Er wollte reisen, er mußte reisen — andre Menschen sehen, andre Gesichter — reisen! Das war das einzige Heilmittel für ihn. Hier mußte er zu Grunde gehen . . .

Lauth hatte seinen Speech über die richtige Farbenmischung in der Theorie, die aber in der Praxis ihm nie gelang, vollendet. Croning hatte darüber kalte Füße bekommen und drängte nach Hause.

Bevor sie den Kirchhof verließen, deutete er nach der Zugspitze hinüber.

„Seht ihr, Kinder! Da oben steh' ich noch in dieser Woche!"

„Na, na!" machte Lauth, seinen struppigen Schnurrbart in die Höhe streichend, „das werd'n S' wohl bleiben lassen bei dieser Jahreszeit!"

„Ach, warum? Glauben Sie, das bringe ich nicht fertig? So was hab' ich schon ein paarmal gemacht. Kleinigkeit! Man muß nur ordentlich aus-

gerüstet sein und Strapazen ertragen können! Und wir können das!"

„Na, wissen S' — da brächten mich keine zehn Gäul' hinauf!" ächzte Lauth, der allerdings mit seinem „Manegetritt" schon Mühe hatte, auf der ebenen Straße vorwärts zu kommen.

„Aber mit mir können Sie's wagen, Herr Hauptmann!" rief Geiger mit einem Anflug von Heiterkeit.

„Wieso?"

„Ich fahre nach Bozen —"

„Bravo, Bravo!" machte Croning und schlug Geiger auf die Schulter. Er hatte es bisher ängstlich vermieden, an seinen Freund irgend welche Frage oder Bemerkung zu richten. Nun alles so gekommen war, wie er es vorausgesagt hatte, hielt er es für das Richtigste, Geiger mit sich selbst fertig werden zu lassen. Und wie es schien, ging das schneller, als er es sich gedacht hatte. Das freute Croning, und er gab auch seiner Freude unverhüllten Ausdruck.

„Jawohl, pack deine Siebensachen zusammen, und schüttele den Staub Münchens von deinen Sohlen. Grüß mir das schöne Bozen und das traute Batzenhäusel samt seinem funkelnden Magdalenawein, grüß mir die stolzen Dolomiten —"

Geiger lächelte wehmütig. Sein rascher Entschluß schien ihn schon wieder zu reuen.

„Ich bin noch nicht dort!"

„Ah bah! Sei kein Waschlappen, Junge!" zürnte Croning. „Nun hast du mal einen vernünftigen Entschluß gefaßt, nun führ' ihn auch aus! Hier in dieser Luft kannst du nicht gesund werden. Und zu suchen hast du auch nichts mehr hier!"

„Nein, das hab' ich nicht mehr!" gab Geiger mit einem Anflug von Bitterkeit zurück.

„Also — dann man los! Und Sie fahren mit, Herr Hauptmann?"

„Möglich, sehr möglich! Es fragt sich allerdings, was die Geschichte kostet! Im Prinzip bin ich ganz damit einverstanden. I will ja schon seit zehn Jahren nach Südtirol — alle Reisehandbücher hab' i schon durchstudiert und alle Karten — i kenn' die ganze Tour auswendig — aber mein Herr Finanzminister —" er klopfte lachend auf seine Tasche — „hat nie was davon wissen wollen. Apropos! Wie wär's, wenn wir die Hälfte der Tour zu Fuß machten? So etwa von Gossensaß abwärts? Da sparen wir wenigstens das halbe Eisenbahnbillett!"

Croning sah unwillkürlich auf Lauths dünne, schlenkernde Beine. Geiger bemerkte den Blick seines Freundes und mußte herzlich lachen.

Der Hauptmann blieb erstaunt stehen und stemmte die Hände in die Hüfte.

„Warum lachen S' denn, meine Herren?"

„Weil Sie zu Fuß nach Bozen wollen!" entgegnete Croning.

„Na, na — nur von Gossensaß an —"

„Bei dem Gang!" platzte Geiger heraus.

„Ah, ah! I muß schon bitten!" rief Lauth in komischer Entrüstung und machte ein paar Schritte nach vorwärts. „Is das kein schöner Gang?"

„Manegetritt!" tönte es ihm in die Ohren, und er stimmte herzhaft mit in das fröhliche Gelächter Cronings ein.

„Also, meine Herren, Spaß beiseite!" rief Lauth nach einer Weile. „I fahr' ganz gern mit nach Bozen. Aber —" er wendete sich zu Geiger — „das sag' ich Ihnen gleich, Herr Doktor, i muß malen, verstanden? I muß in erster Linie einmal feststellen, ob die Dolomiten bei Abendbeleuchtung wirklich so rot ausschaun, wie i's schon mehrmals jetzt g'malt g'sehn hab'. I muß wissen, ob's solche Tön' in der Natur überhaupt giebt!"

„Natürlich giebt's solche Töne, Herr Hauptmann," versetzte Croning belustigt. „Fahren Sie nur mit nach Bozen. Da werden Sie mal sehen, was für großartige Töne es dort giebt. Solche Farbeneffekte kennt man bei uns im Norden gar nicht."

„Gut, sehr gut!" schnaufte Lauth. „Werden wir uns anschaun. Also — wir fahren nach Bozen! Da muß i aber jetzt gleich meinen Malkasten in stand setzen —"

„Nehmen Sie nur recht viel Rot mit!"

„Gut, sehr gut! Ein neues Skizzenbuch brauch' ich auch. Und meinen photographischen Apparat nehm' ich selbstredend auch mit. Sie — Apropos! I hab' jetzt einen Apparat — tadellos! So ein Objektiv giebt's überhaupt nicht mehr! Tadellos! I hab' neulings" — er sagte immer neulings — „von den Osterseen aus die Benediktenwand aufg'nommen bei ganz miserabler Beleuchtung — „ich sag' Ihnen, das ist ein Bild geworden — einfach tadellos!"

„Na, also! Da werden sich die Dolomiten ganz besonders freuen, mit Ihrem Objektiv Bekanntschaft machen zu dürfen!" warf Croning lachend ein.

„Guter Witz! Famoser Witz!" rief Lauth vergnügt.

Das Gespräch wurde in dieser Weise weitergesponnen, bis die drei auf dem Bahnhof von Großhesselohe ankamen. Es war ein herrlicher Spaziergang gewesen. Auch Geiger fühlte sich erfrischt und gestärkt. Er atmete freier; das Gefühl tiefer Niedergeschlagenheit, das ihn noch auf dem Kirchhofe von Pullach gemeistert hatte, war einer stillen, kühlen Ruhe gewichen.

Croning, der seinen Freund, so lebhaft er sich mit Lauth unterhielt, immer scharf beobachtete, war von dem, was er sah und hörte, vollkommen befriedigt. Die Krisis war offenbar überstanden. Es

handelte sich nur jetzt noch um die vollkommene Rekonvalescenz. Und darüber machte er sich keine besonderen Sorgen. Hatte Geiger erst München den Rücken gekehrt, richtete sich erst sein empfänglicher Geist an neuen, schönen Eindrücken auf, so fand er auch bald sein seelisches Gleichgewicht wieder. Und er war gerettet.

Lauth hatte im Bahnhof den Fahrplan studiert und kam mit der Botschaft zurück, daß der nächste Zug nach München schon in einer halben Stunde eintreffen werde.

Man beschloß, um diese Zeit auszufüllen, auf die Brücke zu gehen, die nächst dem Bahnhof die Isar in imposanter Höhe überspannt, und von der aus man eine unvergleichlich schöne Aussicht auf München genießt.

Das föhnige, durchsichtige Wetter erhöhte gerade heute die Wirkung dieses Panoramas. In dem riesigen Häusermeer war beinahe jeder einzelne Monumentalbau mit greifbarer Deutlichkeit zu erkennen. Die wunderbaren, in duftiges Violettweiß gehüllten Isarauen bildeten einen entzückenden, malerischen Vordergrund, aus dem sich in breiter, unendlicher Linie die ganze Stadt erhob, über der ein beinahe gradliniger, tiefgrauer Rauchstreifen lag. Darüber hinaus ragten die einzelnen Kirchtürme in die klare, blaue Luft. Und über alle erhoben sich majestätisch in ihrer massigen Silhouette, Maßkrügen ähnlich, die beiden Frauentürme, das ewige Wahrzeichen Münchens.

Lange standen die drei Männer auf der Brücke, überwältigt von dem herrlichen Bilde.

„Es giebt keine Stadt, die so wunderschön liegt wie München!“ rief endlich Croning entzückt aus.

Lauth, der auf seinen Beinen hin und her wippte und bald durch die hohle Hand wie durch ein Fernglas schaute, bald sich auf das Brückengeländer lehnte

und mit halbgeschlossenen Augen das Panorama betrachtete, machte Croning auf die malerischen Effekte des Bildes aufmerksam.

„Schaun S' nur die Tön'! Diese Tön'! Grad' heut' muß i meine Aquarellfarben z' Haus lassen! Nein, diese Tön' — da giebt's nix Schöneres! Großartig, tadellos!“ pustete er, und maltraitierte dabei seine kohlende Zigarre auf dem Brückengeländer, daß die Funken stoben.

Geiger sagte nichts. Er war tief ergriffen. Warum mußte er den beiden hierher folgen? Dieser Anblick machte alle seine Wunden von neuem wieder bluten. Wie konnte, wie sollte er sich von dieser Stadt trennen, in der all seine Hoffnung, all sein Glück, all seine Ideale zu Grabe gegangen waren! War es denn möglich, zu vergessen, was einem einmal das Herz erschüttert, erschüttert bis in seine Grundfesten?

Konnte er Leonie vergessen? War es möglich? ‚Nein, nein!‘ schrie es in ihm auf. ‚So wenig du diese Stadt vergessen kannst, dein München, in dem du gelebt, gearbeitet, gestrebt, gehofft und Schiffbruch gelitten, schmählich Schiffbruch gelitten hast — du kannst nichts vergessen — niemals — niemals!‘

Thränen, heiße Thränen traten ihm in die Augen. Er mühte sich vergebens, sie zurückzuhalten. Da tönte der Pfiff der Lokomotive des herannahenden Zuges.

„Hallo!“ rief Lauth! „Höchste Zeit! Der Zug kommt!“ Und in beschleunigtem Manegetritt trabte er voran dem Bahnhof zu.

Croning, der Geigers Bewegung wohl bemerkt hatte, nahm ihn am Arm und zog ihn mit sich fort.

„Komm, Freund! Laß dich nicht unterkriegen!“ warnte er.

Sie erreichten gerade noch den Zug, in dem Lauth schon schnaufend und blasend saß.

*

Leonie hatte eine qualvolle Nacht durchwacht. Bis gegen Mitternacht hatte sie über dem Brief gesessen, den sie an ihre Mama schrieb und in dem sie ihr auseinandersetzte, daß es ihr unmöglich sei, bei ihrem Mann zu bleiben.

„Ich weiß sehr wohl," hieß es in dem Brief, „in welch peinliche Situation ich Euch Hubmaier gegenüber durch meinen Entschluß bringe. Wir sind ihm viel, sehr viel, beinahe alles, was wir sind und haben, schuldig. Er hat edelmütig, groß an uns gehandelt — und eben darum darf und kann ich an ihm nicht weniger groß handeln. Ich kann Euch, vor allem Dir, liebe Mama, den Vorwurf nicht ersparen, daß Ihr in unverantwortlicher Weise in mein Leben und mein Geschick eingegriffen habt. Ihr habt meinen kindlichen Ehrgeiz, meine kindliche Eitelkeit in jungen Jahren, da andre Mädchen noch kaum daran denken, zu heiraten, die Rolle einer Frau zu spielen, statt zu unterdrücken, nur noch mehr angefacht, um Euch aus dem uns drohenden Zusammenbruch zu retten. Ich bin Euer Werkzeug gewesen, ja, ich glaubte wohl selbst in meinem falschen Stolz, den Ihr mit Bedacht genährt habt, meiner Familie ein Opfer gebracht zu haben, indem ich Hubmaier heiratete. Aber was wußte ich von Liebe?! Was von den Gefahren, denen Ihr die Unerfahrene, denen Ihr das eigenwillige Kind aussetztet, das nur immer gewohnt war, sich als den Mittelpunkt zu betrachten und zu fühlen, um den sich alles dreht?!

„Nun bin ich sehend geworden. Durch mich selbst. Keine liebende, um das Wohl und Wehe ihres Kindes bangende und besorgte Mutter — ich kann es Dir nicht ersparen, Mama! — hat mir mit sanfter Hand die Binde langsam von den Augen genommen. Rauh und unbarmherzig ist sie mir fortgerissen worden, und mit Entsetzen sehe ich mich jetzt vor einem gähnenden

Abgrund ſtehen. Jetzt weiß ich allerdings, was Liebe iſt! Aber um welchen Preis! Ich habe dieſe Erkenntnis mit meiner Seelenruhe, mit meinem Lebensglück zu bezahlen! Davor hättet Ihr mich ſchützen müſſen. Und jetzt kenne ich auch die Gefahren, denen ich bisher preisgegeben war. Und ich ſchaudere, wenn ich daran denke, daß ich nahe daran war, den Schritt, der mich noch von dem Abgrund trennte, zu thun. Ich war verloren! Und ich bin verloren, wenn ich hier bleibe. Wenn ich mit ſehenden Augen dieſes Leben mit einem Manne weiterlebe, den ich nicht liebe, nie lieben kann. Dem ich das niemals ſein kann, was ich einem andern gerne, o ſo gerne ſein möchte. Sein muß, wenn ich nicht vor ihm fliehe. Jetzt giebt es für mich keine andre Rückſicht mehr, als die Rückſicht auf mich ſelbſt. Wenn ich mich jetzt nicht rette, bin ich verloren. Ihr könnt, dürft jetzt kein Opfer mehr von mir verlangen. Zwingt mich nicht, hier auszuharren. Ich kenne mich. Ich werde eine ſolche Probe auf Entſagung und Verzicht nicht beſtehen, hier nicht, wo ich täglich, ſtündlich den einen ſehen kann und von ihm höre, zu dem es mich mit unwiderſtehlicher Gewalt hinzieht, und deſſen Begehrlichkeit ich in meiner kindlichen Unvernunft herausgefordert habe."

Und dann ſchrieb Leonie am Schluſſe ihres Briefes, den ſie mit fiebernder Haſt aufs Papier warf:

„Was Hubmaier zu meinem Entſchluß, ihn zu verlaſſen, ſagen wird — ich weiß es nicht. Er iſt verreiſt, morgen kommt er zurück, dann werde ich ihm alles ruhig auseinanderſetzen. Gott, wie hat ſich in dieſen wenigen Tagen, da er fort iſt, alles in mir verändert! Ich kenne mich ſelbſt nicht mehr; ich habe das Gefühl, als ſei ich um zehn lange, lange, ſchmerzvolle Jahre älter geworden . . .! Hubmaier muß mich ziehen laſſen; er kann mich nicht halten. Er iſt zu

anständig, als daß er von mir verlangen könnte, seine Maitresse zu sein, weil er mir Kleidung, Obdach und Nahrung gewährt. Seine geschäftlichen Beziehungen zu Papa werden ja wohl abgeschnitten sein. Aber Ihr werdet Euch in das Unvermeidliche fügen müssen, wie ich die ganze Last meines verpfuschten Lebens tragen will, so gut es geht. Ich werde Euch gewiß nicht lange die Tage mit meiner Gegenwart verbittern. Ich bitte Euch, mich nur für ein paar Wochen bei Euch aufzunehmen, bis ich irgendwo Unterkunft gefunden habe. Es wird sich ja wohl eine bescheidene Stelle für mich finden. Dann will ich arbeiten — o wie mich jetzt dieses Nichtsthun peinigt! Es ist Gift für mich in diesem seelischen Zustand! — arbeiten und vergessen lernen. Vielleicht lerne ich dann auch die übermenschliche Fähigkeit, mein Leben an der Seite eines ungeliebten Mannes zu vertrauern.

„Bin ich dessen sicher, weiß ich, daß alles Gefühl, jede Begierde in mir erstorben ist, daß ich Hubmaiers Gattin sein kann, ohne daß er zu fürchten braucht, einmal die Stunde erleben zu müssen, da er seine Frau nicht mehr achten könne -- dann will ich gerne zu ihm zurückkehren, wenn er es noch wünschen sollte. Doch das überlassen wir der Zukunft, von der ich für mich selbst nichts erhoffe . . .“

Solange Leonie an dem Briefe schrieb, fühlte sie die Einsamkeit nicht, die sie umgab. Aber nachdem sie den Brief geschlossen hatte und ermüdet in den Schreibstuhl zurücksank, wurde ihr diese Einsamkeit mehr und mehr zur Qual. Tausend peinigende Gedanken jagten ihr durchs Gehirn, und keiner ließ sich abweisen, keiner unterdrücken. Alle mußten sie ausgedacht werden — einer um den andern, ein furchtbarer Zwang, der sie der Verzweiflung nahe brachte.

So kam der Tag, ohne daß er ihr Ruhe brachte.

Je mehr der Zeiger auf der Uhr vorrückte, um so gräßlicher wurde die Unruhe, die Leonie erfaßt hatte. Jetzt kam noch die entsetzliche Angst vor dem Duell Geigers hinzu. Wie würde es ausgehen? Sie wagte diese Frage nicht zu beantworten. Ein eisiger Schauder erfaßte sie, wenn sie daran dachte, was in diesen Morgenstunden geschehen konnte.

Sie hatte Palanka mit ein paar Zeilen gebeten, ihr unverzüglich Mitteilung von dem Ausgange des Duells zukommen zu lassen, so bald er Bestimmtes darüber erfahren haben würde.

Es wurde neun Uhr — es kam keine Nachricht. Es wurde zehn Uhr — immer noch nichts. Das Mädchen war ins Zimmer gekommen und fragte Leonie erschreckt, ob sie krank sei.

Leonie hatte alle Kraft zusammengenommen, um ruhig zu erscheinen.

„Krank? Warum fragen Sie das, Anna? Sehe ich denn so aus?"

Das Mädchen nickte besorgt.

Sie war an den Spiegel getreten und unterdrückte mit Mühe einen Schrei.

Welch ein Gesicht sah ihr da entgegen? War das sie, Leonie, das blühende, kleine Frauchen?

Ein Frösteln überlief sie.

Auf ihren Zügen lagen tiefe, graue Schatten. Die sonst so regelmäßigen und runden Linien waren verzerrt, häßlich verzerrt und gaben dem Gesicht einen Ausdruck abstoßender Härte.

Leonie wandte sich ab und schloß die Augen.

„Gnä' Frau sind wirklich krank. Soll ich den Herrn Doktor holen?" fragte das Mädchen.

„Nein, nein! Gehen Sie nur an Ihre Arbeit, Anna! Es ist nichts — ich habe nur wieder meine Migräne — gewiß — es wird bald vorübergehen! Gehen Sie!"

Das Mädchen verließ kopfschüttelnd das Zimmer.

Leonie war wieder allein — allein mit ihrer nagenden Angst. Es schlug elf Uhr — nichts! nichts!

Was war aus Geiger geworden? Vielleicht schafften sie ihn jetzt heim — tot — mit einer blutenden Wunde im Herzen! Und sie war seine Mörderin!

Leonie wandelte eine Ohnmacht an. Sie sank auf einen Stuhl.

„Nein, nein! Das hab' ich nicht verdient! Das ist grausam!“ stöhnte sie und preßte die Hände vor die Augen.

Endlich — endlich — kurz vor zwölf Uhr kam ein Packträger und brachte einen Zettel von Palanka.

Das Mädchen übergab ihn Leonie, die ihn keuchend aufriß. Mit irrem Blick las sie:

„Gnädigste Frau!

Die Affaire ist erledigt. Man kämpfte wie Helden. Die Ehre ist gerettet. Wir sitzen im Franziskaner und waschen mit edlem Gerstensaft unsre Waffen von dem Blut rein, das nicht geflossen ist. In ewiger Verehrung

Ihr Palanka.“

Gestern um dieselbe Stunde würde Leonie über diesen einfältig bombastischen Kulissenton Palankas herzhaft gelacht haben. Jetzt las sie diese Zeilen mit einer Inbrunst, als wären sie eine himmlische Offenbarung.

„Gerettet, gerettet!“ schluchzte sie mit erstickter Stimme. Dann sank sie dem herbeieilenden Mädchen ohnmächtig in die Arme . . .

*

Als sie wieder die Augen öffnete, standen Hubmaier im Reisepelz und Halling neben ihr am Diwan.

„Leonie, Leonie! Was ist denn geschehen?“ rief Hubmaier außer sich und strich ihr mit zitternden Händen die Haare aus der Stirne.

Sie antwortete nicht. Wie gebannt, mit angsterfüllten Augen starrte sie Halling an, der in eleganter Besuchstoilette diskret hinter Hubmaier stand und mit seinen großen, tiefen Augen mitleidsvoll lächelnd auf sie niederschaute.

Leonie wollte sich erheben, aber sie vermochte es nicht. Der Blick Hallings lähmte ihren Willen. Was wollte er hier? War auch er gekommen wie Geiger, die Erfüllung der Wünsche von ihr zu fordern, die sie in ihm geweckt hatte? Ein qualvolles Stöhnen entrang sich ihren blutleeren Lippen. Sie schloß die Augen und streckte wie abwehrend die Hände von sich.

Da klang seine metallene, sonore Stimme an ihr Ohr, diese Stimme, die sie oft mit Entzücken vernommen:

„Entschuldigen Sie, Herr Hubmaier, wenn ich mich entferne. Ich wollte meine Aufwartung machen — leider kam ich in einem Augenblick, da Fremde nur lästig sind. Ich bedaure lebhaft, Ihre Frau Gemahlin so krank zu sehen. Es ist das für mich um so schmerzlicher, als ich das Glück hatte, in ihrer Gesellschaft so frohe, mir unvergeßliche Stunden zu verleben. Bedürfen Sie meiner Hilfe — ich stehe Ihnen gerne zu Diensten?"

„Danke, danke! Das Mädchen ist schon zum Arzt gegangen, Herr Halling!"

Und wieder die melodische, fascinierende Stimme Hallings:

„Hoffentlich ist es nur vorübergehend. Ein Anfall von Schwäche. Ich bedauere herzlichst und wünsche baldige Besserung. Ich werde mir erlauben, in den nächsten Tagen mich nach dem Befinden der gnädigen Frau zu erkundigen. Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen!"

Dann leise, kaum hörbare Tritte auf dem schweren

Teppich; die Thüre wurde geöffnet. Halling schlüpfte in seinen Pelz.

„Nochmals mein herzlichstes Bedauern!"

Wieder Tritte. Eine Thüre fiel ins Schloß. Dann war's still.

Leonie hätte aufschreien mögen.

Da ging er hin, dem ihr Herz gehörte. Den sie liebte. Und den sie nie mehr, nie mehr wiedersehen würde.

Eine wilde Sehnsucht erfaßte sie. Mit einer jähen Bewegung raffte sie sich auf. War es denn möglich? Mußte es denn sein? Durfte sie ihn nicht lieben?

In diesem Augenblick trat ihr Gatte wieder ins Zimmer. Als er Leonie aufrecht sitzen sah, stürzte er ihr zu Füßen und umklammerte freudig bewegt ihre kalten Hände.

„Leonie, wie ist dir? Was machst du für G'schichten? Was is denn g'schehen?"

Sein Blick fiel auf Palankas Zettel, der auf dem Teppich lag. Er hob ihn auf und sah Leonie fragend an.

„Was is das für eine Affaire, von der Palanka da schreibt?"

Er zog seinen Pelz aus und wischte sich den Schweiß ab, der ihm in großen Tropfen auf der Stirne stand.

Leonie lehnte sich zurück und sah Hubmaier lange an. Jetzt mußte es ja wohl gesagt werden.

Eine Zeitlang herrschte tiefe Stille in dem Gemach. Nur das Pochen der Tropfen war zu hören, die draußen vor dem Fenster auf das Blechsims von den Jalousien niederfielen, in denen die Sonne den Schnee löste.

Und dann sprach Leonie. Halb vorgebeugt, die Hände im Schoß, die Augen starr auf einen Punkt geheftet. Erst flossen die Worte langsam, stockend

von ihren Lippen. Dann fand sie sich mehr und mehr in ihre Aufgabe hinein, ihren Gatten davon zu überzeugen, daß er und sie das Opfer einer Spekulation geworden waren. Einer Spekulation ihrer Eltern.

Hubmaier horchte erstaunt auf. War das noch seine Leonie? Dieses Kind, wie er es vor ein paar Tagen verlassen hatte?

Er lachte.

„Mach dir doch darüber keine Gedanken, Leonie! Spekulation! Na ja — war's auch. Das weiß ich. Dein Vater stand schlecht — ich hab' ihm wieder aufg'holfen! Aber das warst du doch wert?!"

Also er glaubte an sie! Leonie biß die Zähne aufeinander. Er mußte bekehrt werden. Aber es ward ihr schwerer, als sie sich's gedacht hatte. Es ist oft leichter, das Vertrauen eines Menschen zu gewinnen, als es zu erschüttern.

Und sie ließ ihn ganz in ihre Seele schauen. Sie enthielt ihm keine Falte vor. Sie erzählte ihm von ihren harmlosen Beziehungen — für sie harmlos! — zu Geiger, und welches Unheil sie damit angestiftet hatte.

Er lachte. So was konnte ihn nicht aus dem Gleichgewicht bringen. Was mußte dieser Geiger sich in seine Frau vergaffen? Sie hatte ganz vernünftig gehandelt, daß sie ihn kalt gestellt hatte.

Er begriff noch immer nicht, was das alles heißen sollte. Er war zu wenig leidenschaftlich, um instinktiv zu erkennen, in welche Gefahren das kindlich kokette Wesen seine kleine Frau brachte.

Erst ihr Geständnis, daß sie Halling liebte, öffnete ihm die Augen.

Leonie hatte gefürchtet, er würde sie mit Vorwürfen überhäufen, sie des Verrats an ihm zeihen, sie hassen und verachten.

Nichts von alledem geschah. Er blieb ruhig.

Nur eine tiefe Blässe, die seine Wangen entfärbte, und ein leises Zittern seiner Mundwinkel verrieten seine innere Erregung.

Ohne sie anzusehen, bat er sie, ihm alles zu sagen.

„Ich habe dir alles gesagt!“ entgegnete sie.

„Alles?“

Klang es nicht wie Drohung durch dieses Wort?

Leonie zog die Schultern in die Höhe und blickte ihn forschend an. Was wollte er mit dieser Frage?

„Leonie —?“ Er trat auf sie zu, umfaßte krampfhaft ihre Hände und fragte mit bebender Stimme: „Leonie — was ist zwischen dir und diesem — diesem Halling vorgefallen?“

„Nichts — was ich jetzt nicht noch verantworten könnte — vor dir — vor meiner Mutter — vor aller Welt — und — und“ — sie betonte es scharf — „vor mir selbst!“

Ein Röcheln entstieg seiner breiten Brust. Er ließ ihre Hände los und wendete sich ab. „Ich glaub' es dir — Leonie!“

Eine tiefe Pause entstand. Er hatte sich auf einen Stuhl gesetzt. Seine kräftige Gestalt schien mit einem Male in sich zusammenzubrechen. Aus seinen Augen war jeder Ausdruck gewichen. Er war das Bild vollkommener Hilflosigkeit. Er, der geschickte und praktische Geschäftsmann, war in Sachen des Gefühls von jeher wie ein der Sprache noch nicht mächtiges Kind, das sich vergeblich abmüht, seinen Empfindungen Worte zu verleihen. Und diese furchtbare Entdeckung, die er heute machte, die Erkenntnis, die mit erbarmungsloser Grausamkeit sich ihm aufdrängte, daß sein Weib, seine Leonie, nicht ihn liebe, ihn nie geliebt habe — das waren Dissonanzen, die sein auf nur wenige Töne gestimmtes Gefühlsleben überhaupt nicht mehr zu fassen vermochte. Eins nur

ward ihm zur dumpfen Gewißheit: daß nun alles aus sei, aus und vorbei, und daß er nichts thun könne, diesen Zusammenbruch zu verhindern. Denn was war er Leonie? Was galt er ihr? Was hatte er ihr gegolten? Narr, blöder Narr, der er war! Wie hatte er wähnen können, daß dieses Weib ihn, ihn liebte? Ja, dies durfte er: ihre Familie vor dem Ruin retten. Sie war der Köder, womit man ihn geangelt hatte. Und jetzt, da ihres Vaters Verhältnisse sich wieder gefestigt hatten, jetzt sagte sich die Tochter von dem Manne los, der seinen Zweck erfüllt hatte.

Interesse! Interesse! So sehr er, der Mann ohne Ideale, ohne höhere Lebensanschauung, das Interesse in allen seinen Handlungen Ausschlag gebend sein ließ — jetzt empörte sich sein Innerstes gegen diesen Begriff, erfüllte er ihn mit Ekel.

Jetzt aber, da dieser eine Ton in ihm erklang, jetzt fand er auch seine Sprache wieder, die eine, die er sprechen konnte: die Sprache des Interesses, des Egoismus.

Es war eine Abrechnung, die Leonie ebensosehr empörte, wie sie Hubmaier mit grimmiger, wilder Genugthuung erfüllte.

Was war sie ohne ihn? Was war ihre Familie ohne ihn? Sie konnte betteln, wenn er nicht gewesen wäre. Wenn er nicht den Großmütigen gespielt und mit seinem Gelde sie gerettet hätte!

Leonie ließ ihn toben. Kalt und ohne Bewegung ließ sie alle seine Schmähungen und erbärmlichen Verdächtigungen über sich ergehen. Nur ihre Seele schrie auf: „Du kehrst nie mehr, nie mehr zu ihm zurück!“

Als er endlich schwieg, sagte sie tonlos:

„Es war unnötig, mir all dies zu sagen. Ich weiß, daß ich auf jeden Fall undankbar an dir handle. Aber darauf kommt es jetzt gar nicht an.“

Er wollte aufbrausen.

„Bitte, nun laß mich reden! Was hinderte mich, dich zu hintergehen? Was zwang mich, dir zu sagen, offen und ehrlich, wie es um mich steht? Nichts, nichts, gar nichts. Wenn es mir nur darauf ankam, in diesem“ — sie deutete mit verächtlicher Handbewegung auf das Zimmer — „in diesem luxuriösen Gefängnis sorglos und gemächlich zu leben, so konnte ich dich ja betrügen. Es stand mir vollkommen frei. Aber das schien mir erbärmlich — das schien mir undankbar. Wenn ich dich auch nicht liebe —“ sie atmete tief auf und sah ihn mit ihren großen Augen ernst an — „so habe ich doch keinen Grund, deine Ehre mit Füßen zu treten. Deine Ehre — und — meine! Hörst du? Ich will deine Ehre bewahren und meine. Und darum verlasse ich dich, verlasse ich München und kehre zu meinen Eltern zurück. Was weiter mit mir, mit meinen Eltern werden wird, ich weiß es nicht. Das ist auch Nebensache. Du magst meinem Vater gegenüber jetzt handeln, wie du willst — ich weiß nicht, wie weit er dir noch verpflichtet ist. Einerlei! Wir mögen zu Grunde gehen — ich flehe dich nicht um Gnade und Rücksicht an. Aber das eine kann ich von dir fordern: du sollst mich achten. Unsre Ehe war ein Irrtum, eine Thorheit — ja wohl auch Berechnung. Ich trage keine Schuld daran. Ich habe das alles nicht hindern können, weil ich ein unwissendes Kind war. Aber da ich nun alles klar erkenne, will ich wenigstens das eine thun, was mir zu thun übrig bleibt: unsre Ehe soll nicht auch noch eine Schande für dich und — für mich werden. Und darum gehe ich von dir!“

„Fort, fort, fort von mir!“ stammelte Hubmaier, der, während Leonie so ruhig und bestimmt sprach, wieder vollkommen energielos geworden zu sein schien. Daß ein Mensch um einer großen Idee willen auf

alles, was das Leben angenehm und — nach seiner Anschauung — lebenswert macht, verzichten könne, das war ihm, dem ausgesprochenen Genußmenschen, von jeher unbegreiflich erschienen. Nun erlebte er das Unbegreifliche an seinem eignen Weibe!

Sonst, wenn am Biertische in lustiger Gesellschaft von solchen absonderlichen Menschen gesprochen wurde, hatte er für sie nichts übrig als einen öden Witz, ein mitleidiges Lächeln. Jetzt sah er ein Weib vor sich, das um seiner Ehre willen sich und seine Familie ins Unglück stürzte — war das noch *sein* Weib?

Ja — er brauchte nur die Hand auszustrecken, und sie griff nach dem süßen, kleinen Körper, nach der lieblichen, zierlichen Gestalt, die er so oft in seinen Armen gehalten und an seine Brust gedrückt hatte wie ein Vater sein Kind.

Aber nein, nein, nein! Das war nicht mehr sein Weib! Das war verschwunden, für immer verschwunden. Unwiederbringlich dahin. Vor ihm stand eine Frau, die ihm fremd war, die eine Sprache redete, die er nicht verstand, mit einer finsteren, sieghaften Entschlossenheit auf den Zügen, die er nicht faßte, vor der er sich fürchtete, weil sie alles verachtete, was ihn an das Leben kettete.

Nein, das war nicht sein Weib!

Und als Leonie ihm ruhig und gemessen auseinandersetzte, daß sie noch in dieser Woche sein Haus verlassen werde, daß sie schon ihre Mutter von ihrer Abreise verständigt hätte, nickte er nur mechanisch vor sich hin. Er fühlte sich ohnmächtig, geknebelt gegenüber diesem eisernen Willen . . .

Leonie hatte das Zimmer längst verlassen. Er saß noch immer vornübergebeugt auf seinem Stuhl und starrte ins Leere. Ein rasender Schmerz pochte an seine Schläfen. Da war er nun wieder allein in seinem Heim wie vor einem Jahre. Damals war er

noch Junggeſelle. Er fühlte ſeine Junggeſelleneinſamkeit nicht. Aber jetzt — jetzt!

Er lauſchte. Klang nicht aus allen Ecken ein fröhliches, ſüßes, melodiſches Kinderlachen zu ihm herüber? Sah er nicht aus jedem lauſchigen Winkel zwei liebe, wunderbar tiefe Augen ihm entgegenleuchten? Huſchte nicht mit graziöſen Elfentritten ein kleines, geſchmeidiges Weſen durchs Zimmer? War es nicht, als ob ihn der Duft weichen, ſchwarzen Frauenhaars anwehte?

Und das alles nicht mehr haben, nicht mehr ſehen, nicht mehr küſſen dürfen?

Ein Thränenſtrom brach aus ſeinen Augen.

„Mein Weib! Mein Weib!“ ſchluchzte er und brach zuſammen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wochen waren seitdem vergangen. Die warme, milde Märzsonne lockte Tausende hinaus auf den heiligen Berg Isarathens: auf den Nockherberg. Die weite, mit Tannenguirlanden und mächtigen Papierblumen geschmückte Halle des Zacherlbräukellers hatte ihre gastlichen Thore wieder, wie alljährlich um diese Zeit, geöffnet.

In der Halle, in der eine Regimentsmusikkapelle spielte, war in den Nachmittagsstunden kaum durchzukommen. Der feierliche Akt der Saisoneröffnung stand bevor. Alles drängte sich, Männlein und Weiblein, vor dem Musikpodium zusammen, von dem herab Papa Geis, der Lieblingshumorist der Münchener, seinen zündenden Speech auf den Salvator, den König der Münchener Biere, loslassen sollte.

Vor den einzelnen Bierquellen, die schon in Strömen flossen, das gleiche Gedränge. Studenten und Arbeiter, Soldaten und Gigerl, ehrwürdige Bürger und halbwüchsige Burschen, Nähmädeln und Mütter mit dem Säugling auf dem Arm — alles, alles schob sich und drängte sich vor den Schanktischen. Mit heißen Gesichtern, lachend, schimpfend, stoßend, gestikulierend, trampelnd, schreiend, krampfhaft den mühsam eroberten

Maßkrug umklammernd — vor jedem einzelnen der in der Halle zu Dutzenden aufgestellten Riesenfässer derselbe unentwirrbare, hin und her wogende Menschenknäuel, den nur ein Gedanke, ein Wunsch, ein Ideal beseelte: Bier, Bier, Bier!

Um jeden einzelnen schäumend gefüllten Maßkrug ein wildes, gieriges, tolles Geraufe, das nicht selten in die ernstesten Konflikte ausartete, wenn einer des andern Krug, sei es aus Versehen oder Absicht, an sich riß.

Urwüchsige Münchener Laute und Redensarten — hier war der Münchener ganz Münchener. Nirgendwo anders konnte man ihn besser kennen lernen. Nirgendwo anders seinen Biertaumel, seine massive Grobheit, seinen gölbenen, zwerchfellerschütternden, trockenen Humor, seine zügellose Lebsucht und seine stille Genügsamkeit. Eins schließt das andre nicht aus. Er versetzt das letzte Bett, trägt die einzige Matratze, die er noch besitzt, ins Pfandhaus, um „seine" Salvatorsaison mitmachen zu können; und er arbeitet und schuftet das ganze Jahr, legt Groschen zum Groschen, wird ein wohlhabender Mann, der sich höhere Genüsse leisten könnte — aber was braucht er sie? Eine Maß süßen Salvators ist ihm ein Fest, ist ihm das Höchste, was das Leben ihm zu bieten vermag.

Ein ohrenbetäubender Beifallsdonner erschütterte die qualmerfüllte, in der Ferne in blaue, undurchsichtige Nebel verschwimmende Halle.

„Bravo, Geis, bravo, Geis! Silentium, Ruhe!"

Papa Geis, der Komiker, steht auf dem Podium. Tausende von glänzenden, lachenden Augen hängen an seinem Munde.

Papa Geis — das ist der verkörperte Münchener Humor und Witz. Eine mittelgroße, breitschulterige Figur. Der schwarze Frack vermag nicht die runde Fülle des Bauches zu umfassen. Ungehindert quillt sie unter der weit ausgeschnittenen Weste hervor. Auf

einem niederen, mächtigen Hals sitzt ein runder, nicht gerade großer Kopf. Glattrasiert. Ein paar silberseidene Strähnen schmücken die glänzende Glatze. In dem breiten, freundlichen Gesicht sitzt eine kleine, vorwitzig nach oben strebende Nase. Um die schmalen, zusammengekniffenen Lippen zucken die Lichter unverwüstlichen Humors, und hinter der goldenen Brille gucken zwei kleine, graue Augen, in denen der Schalk nistet, vergnügt in die Welt. Jetzt redet er. Die echte Münchener Bierrede. Aber man darf sich nicht nur auf sein Gehör verlassen, wenn man dieses Mannes überwältigende Komik ganz auf sich wirken lassen will. Man muß ihn sehen. Das Geheimnis seiner Komik liegt in seiner Persönlichkeit. Wie er die Lippen spitzt, die Augenbrauen in die Höhe zieht, und vor allem, was er mit seinen Händen sagt. Eine Bewegung dieser dicken und doch so erstaunlich flinken Finger — und ein Sturm des Jubels durchbraust die Halle.

Ganz vorn am Podium, wo Papa Geis spricht, stehen die Kinder zu Dutzenden. Echte Münchener Kinder. Sie schauen lachend, mit leuchtenden Augen und offenem Mund zu dem alten Herrn empor, der beinahe wie ein Geistlicher, wie ein Klosterbruder im Frack aussieht — sie verstehen ihn ja wohl nicht, aber sie lauschen seiner Rede mit einer Aufmerksamkeit, die ihre Lehrer mit Neid erfüllen würde. Der Mann da oben aber ist kein Schulmeister. Er lehrt das fröhliche Lachen — und auch in die ahnungsvollen Kinderherzen leuchtet die Sonne hinein, die Sonne Münchener Humors . . .

Mit einem Tusch, den die Musikkapelle anstimmte, schloß Papa Geis seine Salvatorrede. Dröhnendes Bravo, Maßkrüge werden geschwungen, Hüte fliegen in die Luft. Der Salvator ist feierlich eingeweiht . . .

*

Geiger, Croning und Zippelmann hatten sich auch zusammengefunden zur Wallfahrt auf den Rockherberg.

Croning hatte seine beabsichtigte Tour auf die Zugspitze vorläufig aufgeschoben, da er zwei Tage nach der Duellaffaire die Aufforderung erhalten hatte, in der Frauenklinik seine „gynäkologische Station" zu absolvieren. Der Fall war glatt von statten gegangen. Er hatte die Station bestanden. Es war nun noch die anatomische Station zu erledigen. Und da Croning die Absicht hatte, auch in diese so bald wie möglich „hereinzusteigen", damit er endlich das ganze Staatsexamen hinter sich habe, so bezähmte er seine Sehnsucht nach dem Gebirge und blieb vorläufig in München.

Ein wenig ausschlaggebend bei diesem Entschluß war auch Geigers Verhalten. Wenn Croning geglaubt hatte, daß mit dem Fall Schork für seinen Freund auch der Fall Leonie erledigt war, so hatte er sich gründlich getäuscht. Als er Geiger nach einigen Tagen aufsuchte, fand er ihn völlig niedergebrochen. Geiger erzählte ihm mit der Miene eines Verzweifelten, daß er Hubmaier begegnet sei, der ihm, ohne viel Umschweife zu machen, äußerlich kühl, aber, wie es Geiger schien, nicht ohne mächtige innere Bewegung, mitteilte, seine Frau sei nach Brüssel abgereist und lasse ihn grüßen. Auf seine Frage, wann sie wiederkommen werde, habe Hubmaier eine nichtssagende Antwort gegeben und sich empfohlen.

Geiger wußte — Leonie kam nie mehr wieder. Er sah sie niemals wieder — sie war für ihn verloren.

Seitdem hatte sich seiner eine vollständige Apathie bemächtigt. Er kam seelisch wie körperlich von Tag zu Tag mehr und mehr herab. Den Plan, nach Bozen zu reisen, hatte er völlig aufgegeben. Als ihn Croning fragte, warum er denn in München die

ſchöne Zeit verträume, ſtatt nach dem Süden zu fahren, gab er ihm gar keine Antwort. Durch einen Zufall kam Croning dahinter, warum Geiger ſo hartnäckig in München aushielt. Er hatte eines Tages einen kleinen Spaziergang in den Engliſchen Garten unternommen. Da die Wege durch das Tauwetter beinahe ungangbar geworden waren, beſchloß er, durch die Königinſtraße heimzukehren. Der Abend begann ſich ſchon herabzuſenken, als er vor das Haus kam, wo Hubmaier wohnte. Er wollte eben daran vorübergehen, da ſah er auf der andern Seite der Straße im Schatten eines Baumſtammes einen Mann ſtehen. Er ſah näher hin — die Geſtalt kam ihm bekannt vor. Er ging auf ſie zu — es war Geiger.

„Was thuſt denn du hier?“ fragte er ihn halb erſtaunt, halb ärgerlich.

Geiger ſtammelte ein paar verlegene Worte. Aber Croning hatte ſo eine eigne Art, die Leute zum Reden zu zwingen, und ſchließlich mußte denn auch Geiger dem Freunde beichten, daß er Abend für Abend ſtundenlang vor Hubmaiers Hauſe Poſten ſtand und zu den Fenſtern emporſtarrte, hinter denen einſt ſie gewohnt hatte, ſie, die er ſo ſehr liebte — und die er nie vergeſſen könne.

Croning hatte dieſes Poſtenſtehen „einfach verrückt, eine fixe Idee“ genannt und Geiger, der ſich zuerſt wehrte, mit ſich fortgezogen. Seitdem ließ er den Freund ſo wenig wie möglich aus den Augen. Es war für ihn klar: dieſe weiche, ſenſitive Natur ſchwebte in der größten Gefahr, in dieſem hoffnungsloſen Hinſchmachten, dieſem Sichaufzehren in der Erinnerung zu Grunde zu gehen. Und um eines Weibes willen zu Grunde gehen?! Croning lachte ſtets höhniſch auf, ſo oft ihm ſein ſchmachtlappiger Freund in den Sinn kam. Um eines Weibes willen! Keins, keines war wert, daß man um ſeinetwillen einen Finger verlor,

viel weniger den Verstand! Seit Geigers unseliger Affaire mit dieser Frau Hubmaier war Croning ein erklärter Misogyn geworden.

Und so ließ er es an kleinen und großen Finten nicht fehlen, um Geiger aus seiner „Trotteloſis", wie er des Freundes Zustand spöttisch nannte, herauszureißen. Darum hatte er auch heute diese Wallfahrt zum Rockherberg inscenieret, gegen die sich Geiger anfangs ganz energisch gesträubt hatte.

„Was thu' ich denn bei diesen besoffenen Menschen da draußen!" wehrte Geiger den in ihn drängenden Freund unwillig ab.

„Du gehst mit, Junge! Verachte mir den Suff nicht! Im Suff liegt Wahrheit!" lachte Croning, den der Weltschmerz seines Freundes zum Spott reizte.

Und so zogen sie dann los.

Unterwegs begegnete ihnen Zippelmann. Als er Croning bemerkte, wollte er sich scheu um die Straßenecke drücken. Aber der hatte ihn schon gesehen und rief ihn an.

„He, Zippelmann! Hierher, kommen Sie mit!"

Seit der berühmten Berliner Tour hatte er den Kleinen nicht mehr zu Gesicht bekommen. Am Komödiantentisch verkehrte er nicht mehr, da er erfahren hatte, daß Schork seit seinem Waffengang mit Geiger dort die erste Rolle spielte, und als er in der Wohnung Zippelmanns nach ihm fragte, hieß es, er sei ausgezogen. Man wisse nicht, wohin.

Zippelmann war herbeigekommen, zögernd und scheu wie ein furchtsames Kind.

Croning war entsetzt.

„Ja, Menschenskind, wie schauen Sie denn aus?!" rief er den Mimen an.

Der Kleine hatte immer den Eindruck gemacht, als habe er nicht genug zu essen. Und seine ärmlichen Kleider hingen ihm immer an dem schmächtigen

schwächlichen Körper, als gehörten sie ihm nicht. Aber wie war das alles jetzt! Zippelmann war abgemagert zum Skelett. Scharf und eckig sahen die Backenknochen aus seinem bleichen Gesicht hervor; nur die Wangen waren lebhaft gerötet. Es war jene unheimliche Röte, wie man sie auf den Gesichtern der Schwindsüchtigen findet.

Das abgewetzte, verschossene Sammetjacket, das er trug, baumelte an ihm herab wie die Fetzen einer Vogelscheuche im Winde. Dabei hatte er sich einen Bart wachsen lassen. Einen dünnen, spärlichen, zerzausten Bart, der dem kaum Vierundzwanzigjährigen das Aussehen eines müden, abgehetzten, alternden Mannes gab.

„Zippelmann, wie schauen Sie aus!“ wiederholte Croning und drückte ihm herzlich beide Hände. Auch Geiger erwachte über dem Anblick, den der kleine Mime darbot, aus seiner Lethargie auf.

„Wo haben Sie denn gesteckt?“ fragte er ihn.

„Arbeiten! Arbeiten!“ antwortete Zippelmann und fuchtelte mit seinen mageren Armen, die noch länger geworden zu sein schienen, wie ein Mensch, dem die Verzweiflung im Nacken sitzt, in der Luft herum.

„Arbeiten? Was arbeiten Sie denn?“ rief Croning und zog ihn mit sich fort. „Sie studieren wohl eine große Rolle? Wollen den Palanka, Ihr alter ego, in Grund und Boden hineindeklamieren, he?“

Ein wehmütiges Lächeln glitt über Zippelmanns Züge. Er schüttelte resigniert den Kopf.

„Deklamieren, Schauspieler werden! — Ah, damit ist's aus, Herr Doktor!“ (Er nannte ihn sonst immer nur „Doktor“.) „Der Mensch muß leben — muß essen — und wenn der Mensch allein steht — allein — ganz allein — ohne Hilfe — ohne Unterstützung — dann muß er eben arbeiten, wenn er nicht verhungern will!“

Zippelmann hatte die Worte keuchend hervorgestoßen. Es klang wie eine Anklage, eine furchtbare Anklage. „Was wißt ihr vom Leben, von seinen Qualen, seinem Elend? Ihr habt genug, um wenigstens euch satt essen zu können! Aber ich, ich! Um mich kümmert sich niemand, niemand! Ich kann krepieren wie ein Hund —"

Croning war erschüttert.

„Ja — nu sagen Sie mir bloß, Freund — was arbeiten Sie denn?"

„Ich schreibe Rollen ab — gute Stellung — verdiene in der Stunde sechzig Pfennig — drei Stunden im Tag hab' ich zu schreiben — macht eine Mark achtzig Pfennig —"

Der Kleine lächelte still vor sich hin. Als er die finsteren Mienen Cronings und Geigers sah, fügte er mit weinerlicher Stimme hinzu:

„Ja — mein Gott! Was soll ich denn machen? Ich bin durch meine Krankheit so 'runtergekommen. Meine Tante, die mich unterstützt hat, ist auch gestorben. Ich hab' nichts mehr — niemand mehr —" niemand —

Nun weinte er wirklich. Die hellen Thränen liefen ihm über die eingefallenen Wangen in den dünnen Bart hinab.

Croning war außer sich.

„Zum Teufel!" polterte er. „Warum verkriechen Sie sich denn, daß man Sie überhaupt nicht mehr zu Gesicht kriegt! Warum kommen Sie denn nicht zu mir?"

„Ich hab' nicht können, wirklich nicht! Ich hab' nicht können!" antwortete Zippelmann niedergeschlagen.

„Warum denn nicht? Natürlich — Künstler — wie Sie — sind zu stolz, einen Freund anzupumpen!"

„O!" machte Zippelmann und sah flehend zu Croning empor.

„Na also, dann hätten Sie sich doch mal sehen lassen können, Menschenskind!"

„Wenn ich mich nicht so arg geschämt hätte —“ flüsterte Zippelmann.

Croning sah ihn verwundert an.

„Geschämt? Warum geschämt? Und vor mir?“

Zippelmann nickte heftig.

„Ja! Seit diesem Berlin —“

„Was ist's mit Berlin?“ fragte Croning und biß sich auf die Lippen.

Und der Kleine beichtete mit fliegender Hast alles, was ihm seit Wochen, seit dem Ausfluge nach Berlin wohl schwer auf der Seele lastete. Daß er mit Schork Cronings schönes Geld auf die wüsteste Weise verpraßt und verthan, und daß er schließlich, als er sich in der letzten Stunde daran erinnerte, was er seiner Kunst schuldig war, die er doch immer so hoch gehalten, für die er immer so begeistert eingetreten war, wenn Stümper wie dieser Palanka behaupteten, sie hätten die Kunst gepachtet, — daß er schließlich aus Berlin fortfuhr, ohne etwas von dieser seiner Kunst in Berlin mit eignen Augen gesehen zu haben.

„Darum schämte ich mich!“ schloß Zippelmann, den die Erinnerung an dieses größte Versäumnis seines ganzen Lebens in nervöse Erregung versetzt hatte. „Was hätte ich Ihnen sagen sollen, Herr Doktor, wenn Sie mich gefragt hätten, was ich von den Berliner Theatern halte?!“

„Sie sind ein herrlicher Kerl, Zippelmann!“ rief Croning, der Mühe hatte, seine Rührung zu verbergen. „Also das war's? Darum sind Sie verschwunden? Junge, Junge! Und lieber wären Sie also —“ Er wollte sagen: ‚Lieber wären Sie verhungert,‘ aber er hielt noch rechtzeitig an sich und schob seinen Arm in den Zippelmanns.

„Reden wir nicht mehr davon! Jetzt gehen Sie mit uns zum Salvator!“

„Nein, nein! Um Gottes willen, das geht doch

nicht!“ Der Kleine ſtrampelte mit den Beinen. „Wie ſeh' ich denn aus!“

„Das iſt mir wurſt, wie Sie ausſehen, Zippelmännlein! Sie gehen mit uns! Wir wollen einmal ein ordentliches, urgermaniſches Quantum hinter die Binde gießen, was? Auf daß es uns wohlergehe und wir lange leben auf Erden. Auf dieſer verdammt buckeligen, ekeligen Jammerkruſte! Pfui Deibel! Vorwärts!“

*

So kamen die drei auf den Nockherberg. In der Halle war unmöglich mehr unterzukommen, ſo ſehr ſich auch Croning bemühte, einen Winkel, in dem ſie hätten Platz finden können, zu erſpähen.

„Willſt du denn abſolut in der Halle ſitzen?“ fragte Geiger, den der Lärm und das fürchterliche, rückſichtsloſe Gedränge nervös machte.

„Es iſt wegen Zippelmann — der Kleine kann doch nicht draußen im Freien ſtehen. Er verdirbt ſich von neuem —“

Zippelmann hörte das und proteſtierte dagegen entſchieden, daß man ſeinetwegen ſich in die Halle ſetzen wolle. Er ſei vollkommen geſund und könne es im Freien ganz gut aushalten. Und wenn man auf ihn Rückſicht nehme, wolle er lieber wieder gehen.

Croning würde Zippelmanns Proteſt nicht abgehalten haben, in der Halle zu bleiben, ſo entſetzlich auch die Luft dort war. Aber es war abſolut ausgeſchloſſen, einen Platz zu erobern.

Die drei traten alſo wieder in den Garten vor der Halle hinaus, unter deſſen alten Bäumen ein Kellerleben wie im Hochſommer herrſchte. Alle Tiſche und Bänke waren dicht beſetzt. In großen Gruppen ſtanden die Leute umher, den Maßkrug in der Hand. Die Bequemſten hatten ihre Mäntel auf den feuchten Kiesboden gebreitet und lagerten dort lachend und zechend mit Kind und Kegel.

Es war ein ideales Salvatorwetter. Ein tiefblauer, unendlicher Himmel spannte sich über München aus, und über das laute, bunte Treiben im Kellergarten goß die Sonne ihr warmes, goldenes Licht.

„Na also, dann bleiben wir hier! Aber, Zippelmann — wenn es Ihnen kühl wird, sagen Sie es — verstanden!“ warnte Croning.

„Wünschen S' a Maß?“ tönte in demselben Augenblick eine weibliche Stimme hinter ihnen.

Alle drei sahen gleichzeitig betroffen nach der Fragenden um. Es war eine Stimme, die sie wohl kannten.

„Die blonde Marie!“ rief Croning aus. „Ja — Marie — Sie sind hier?“

Jetzt erkannte auch Marie ihre alten Freunde, und ein tiefes Rot färbte ihre Wangen. Diese Begegnung war ihr offenbar peinlich.

„Ja, Mädel — sind Sie denn nicht mehr im Franziskaner?“

„Dös sehn S'! Sonst wär' i net daheraußn!“ entgegnete sie in einer Art, die ihr sonst nie eigen gewesen war. „Drei Maß?“ fragte sie geschäftsmäßig, als wollte sie jedes weitere Gespräch abschneiden.

Croning bestellte, und Marie verschwand eilig.

Er sah Geiger und Zippelmann an, als wollte er sagen: ‚Versteht ihr das?‘

Geiger zuckte mit den Achseln und starrte Marie nach, die, mit den Ellbogen durch die Menge sich den Weg bahnend, in der Halle verschwand.

Wie hatte sich die blonde, schöne Marie verändert! War sie das überhaupt noch? Sie sah in ihrer Kleidung direkt schlampig aus.

Croning erinnerte sich an den Abend, da er Geiger im Franziskaner getroffen hatte. Schon damals war ihm das Nachlässige in Mariens Aeußerem unangenehm aufgefallen. Auch ihr Benehmen hatte schon damals etwas Unangenehmes, Abstoßendes.

„Das weiß der Kuckuck, was mit dem Mädel ist!“ sagte Geiger, in dessen Erinnerung sich mit einem Male das Bild jenes unsympathischen, scheublickenden Mannes drängte, den er eines Morgens im Franziskaner beobachtet hatte und der in irgend einer Beziehung zu Marie zu stehen schien.

Marie war jetzt wiedergekommen, keuchend, schwitzend, und lud auf einem benachbarten Tische das Dutzend gefüllter Maßkrüge ab, das sie mit Aufgebot aller Kraft schleppte.

„Da san die drei Maß!“ rief sie, ohne Croning und seine Freunde anzusehen, und machte Anstalten, die andern Krüge wieder aufzunehmen. Drei, vier, fünf Hände streckten sich nach diesen aus, und von allen Seiten ertönte der Ruf: „Daher aa a Maß, Kellnerin!“

„Sie wer'n schon wart'n könna! I kann net hex'n!“ schrie Marie in brutalem Ton.

Croning starrte das Mädchen fassungslos an. Die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, war furchtbar, unbegreiflich.

Aus dem Gesicht war jede Spur seiner einstigen Schönheit gewichen. Die Züge waren hart und breit geworden. Der Mund war verzerrt; um die Augen lagen tiefe, graue Schatten. Die Stimme klang heiser, häßlich, und die Art, wie sie sprach, erinnerte an die Sorte von Kellnerinnen, die in den gewöhnlichsten Spelunken bediente und unter Umständen auch die Stelle eines derbfäustigen Hausknechts versah.

Croning versuchte es noch einmal, als Marie an ihnen vorüber hastete, sie auszuforschen.

„Na, Marie, wie geht's Ihnen denn?“

Sie sah ihn von der Seite an, nur einen Moment. Aber in diesem einen Blick lag eine ganze Lebensgeschichte, erfüllt von Jammer, Elend, Verzweiflung und Haß, heißem, glühendem Haß.

„Wie wird's mir gehn — dös ſehgn S' ja! Schinden muaß ma ſich und rackern wie a Vieh! Alleweil für andre — akrat bloß für andre. Und — und die andern — die laſſ'n ſich's guet gehn — die leb'n wia no amal der Herrgott. Was fragt ma nach ſo an Madel wie i. Wann's nur die andre guat geht. Unſeroans braucht nix'n — dös kriagt an Tritt — wann ſich's aufmandelt — an Tritt. Jawoll! So geht's —"

Wild und ohne Zuſammenhang ſtürzten die Worte von ihren zuckenden Lippen. Dann lachte ſie gellend auf, raffte klappernd einen Haufen leerer Krüge zuſammen und ſappte, ohne Croning oder ſeine Freunde eines Blickes zu würdigen, davon.

Sie ließ ſich nicht mehr blicken. Es ſchien, als wollte ſie es abſichtlich vermeiden, noch einmal mit ihren ehemaligen Bekannten zuſammenzutreffen.

„Na!" rief Croning, nachdem man ſich noch eine Weile über die blonde Marie die Köpfe zerbrochen hatte, ohne hinter ihr Geheimnis gekommen zu ſein. „Na, in Gottes Namen! Auch wieder eine von den Verlorenen! Schade um das Mädel! Schwamm drüber!"

Damit wurde das Thema verlaſſen. Aber die rechte Salvatorſtimmung wollte nicht aufkommen. Geiger blieb wortkarg wie immer in letzter Zeit. Und das Zuſammentreffen mit der ſeltſam veränderten Marie verdüſterte ihn noch mehr.

Zippelmann verſuchte zwar mehrmals, die Unterhaltung in Fluß zu bringen. Aber auch er fand nicht den erwärmenden Ton. Der Kleine hatte ſeit der Reiſe nach Berlin alle Spannkraft verloren. Er war flügellahm.

Allmählich wurde es kühl im Garten. Der nahende Abend machte ſich fühlbar. Wunderbar ging die Sonne unter. Sie ſtand jetzt ganz dicht über dem

Horizont, der einem einzigen, gewaltigen Flammenmeer glich. Eine Flut gleißenden Goldes strömte über München hin, über das sich ein leichter, bläulicher Dunstschleier breitete, aus dem in prachtvollen, tiefvioletten Silhouetten scharf und plastisch die Türme der Stadt sich erhoben.

Nur wenige von den Hunderten, die sich in dem Kellergarten aufhielten, achteten auf das grandiose Schauspiel dieses Sonnenuntergangs. Der Lärm wurde immer wüster, und zügellos gebärdete sich die Menge.

Croning und seine beiden Freunde starrten schweigend in die lohende Ferne.

Da wurde ihre Aufmerksamkeit auf ein lautes Stimmengewirr gelenkt. Unter dem Haupteingang zur Halle staute sich die Menge. Offenbar war dort ein Streit ausgebrochen. Ein Streit um ein Nichts, wie das ja auf den Münchener Bierkellern so oft vorkommt, wenn das Bier das Blut erhitzt und die Sinne verwirrt hat.

Das Geschrei wurde immer stärker. Die Menschenmenge, die sich ansammelte, immer größer. Schutzleute eilten von allen Seiten herbei, ein halbes Dutzend Polizeikommissare, kenntlich an ihren blauen Mützen, tauchte plötzlich aus allen Ecken und Enden auf.

Croning lächelte verächtlich, während er zu dem lawinenhaft sich vergrößernden Menschenknäuel hinüberschaute, der sich jetzt langsam in den Garten hinausschob.

„Natürlich, ohne Bierkrawall kann's bei den guten Münchenern nicht abgehen. Wenn sie sich den Bauch vollgepumpt haben, muß der überschüssige Alkohol irgendwo wieder hinausbefördert werden. Und da veranstalten sie eine kleine Hetze — da giebt's ein paar blaue Augen, ein paar Anzeigen wegen Körperverletzung, und ‚guat is' —"

Er hielt mit einem Male in seiner Rede inne und horchte.

Auch Geiger und Zippelmann sahen betroffen auf. Diese kreischende, gellende Frauenstimme — die dort das grollende, dumpfe Stimmengewirr übertönte — war das nicht die Stimme der blonden Marie?

Jetzt wälzte sich die Menge langsam an ihnen vorbei.

„Wahrhaftig, die Marie!“ rief Croning und deutete auf eine Frauengestalt, die, umringt von Gendarmen, die auf sie einredeten, wie wahnsinnig mit den Armen in der Luft herumfuchtelte.

Und neben ihr stand ein junger Mann, wohlgekleidet, totenblaß, dessen kleine, stechenden Augen angstvoll über die Menge irrten, die ihm ihre geballten Fäuste, ihre Stöcke, Regenschirme und Maßkrüge drohend entgegenhielt.

Geiger fuhr auf, als er seiner ansichtig wurde. Das war ja derselbe Mensch, den er im Franziskaner vor Wochen beobachtet hatte. Das waren dieselben unheimlichen, unsteten Augen, die ihm schon damals den Unbekannten so unsympathisch machten.

Jetzt staute sich die Menge gerade dicht vor den drei Freunden.

„Eing'sperrt muaß er wer'n, der Schuft, der elendige!“ schrie die blonde Marie, die offenbar nicht mehr ganz nüchtern war, mit heiserer Stimme. „Um mei ganz Geld hat er mi bracht — ausg'raubt hat er mi, der Lump!“

„So mäßigen Sie sich doch, Fräul'n — die Sache wird ja untersucht werden —“ tönte die sonore Stimme eines Polizeikommissars dazwischen.

„Nix, nix wird untersucht — wahr is alles — alles, was i sag'! Verstanden? Der Kerl da hat mir 's Heiraten versproch'n — a Student is — der wo nix'n g'habt hat — gar nix'n — alles hab' i ihm geben — bös G'wand, bös er anhat — is von mir zahlt — i hab' ihn studieren lass'n — i — i! Ver-

ſtanden! Jetzt hat er ſein Examen g'macht — und jetz'n will er von mir nix mehr wiſſ'n — der ſaubere Herr Doktor! Jetzt möcht' er ſich an a reich's Madel hinmach'n. I hab' di ſchon g'ſehn, du Lump, du meineidiger — wia'ſt mit dem Metzgermeiſter ſein Madel in der Stadt in der Droſchke geſtern umanander gefahr'n biſt! A ſolchena Frechheit!"

Ein Thränenſtrom erſtickte ihre Stimme. Der Student hob verzweiflungsvoll die Hände in die Höhe.

„Marie — ſei doch vernünftig —"

„Schlagt's 'n nieder, den Elendigen!" tönte eine rauhe Stimme aus der Menge heraus. Eine mächtige Bewegung ging durch die Maſſe. Die Schutzleute hatten Mühe, die Leute von dem Studenten abzuhalten der zitternd und mit ſchlotternden Knieen den Arm eines Polizeikommiſſars erfaßt hatte.

„Platz, Platz, meine Herren!" kommandierte dieſer. Er ſah ein, daß er den Studenten nicht länger den Blicken dieſer aufgeregten, durch den überreichen Biergenuß erhitzten Menge ausſetzen dürfe.

Aber die Leute wichen nicht von der Stelle, ihre Haltung wurde immer drohender, der Raum, den die Schutzleute und Kommiſſare um die blonde Marie und den Studenten herum freihielten, immer enger.

„I geh' ins Waſſer! I geh' ins Waſſer!" jammerte die blonde Marie.

„Gehn S', Fräul'n, ſan S' g'ſcheit! Sie können ja den Herrn verklag'n —" meinte ein Schutzmann.

„Verklag'n — hahaha!" lachte ſie wild auf. „Verklag'n — mit was denn? Wer bi i denn? A arm's Mädel — mein Geld krieg' i nimmer wieder — nimmer! Der Kerl hat mi um alles bracht — um alles! I hab' mi g'ſchunden und plagt, hab' mir d' Füß wund g'laufen, hab' g'ſpart und g'ſpart, damit i eahm ſei Stubi hab' zahl'n können — und jetzt laßt er mi ſitzen! I geh' ins Waſſer! I mag

nimmer leb'n! Aber du —" sie wendete sich gegen den Studenten, und ihre großen, flackernden Augen sprühten wilden, dämonischen Haß — „du heirat nur deine Kuttelfleckprinzessin — du! Unser Herrgott wird's dir schon vergelten! Koa ruhige Stund' sollst mehr hab'n — du sollst an mi denken — solang d' lebst — du Meineidiger — du!"

Die aufgereizte Menge war nicht mehr zu halten. Gellende Pfiffe erschollen, Steine flogen durch die Luft, gierige Arme streckten sich nach dem Studenten aus, die einzelnen Schutzmänner sahen sich mit einem Male in ein wildes Gerauf mit den Leuten verwickelt, die an dem bebenden Studenten Lynchjustiz zu üben lechzten. Und inmitten dieses schiebenden, schreienden, gröhlenden Menschenknäuels stand die blonde Marie, hoch aufgerichtet, mit fliegenden Haaren und drohend erhobenen Fäusten, eine Rächerin ihrer Ehre.

Da nahte mit raschen, gleichmäßigen Schritten ein Pikett Schwerer Reiter. Die Truppe war in der Nähe des Kellers stationiert, um für alle Fälle bereit zu sein, die Schutzmannschaft, die in den Riesenräumen unter der kolossalen Menschenmenge Ordnung zu halten hatte, zu unterstützen.

Es war die höchste Zeit. Ein Arbeiter hatte schon Naumanns Hut zu Boden geschlagen, ein andrer ihn am Rockkragen gefaßt. Die Sache wurde bedenklich.

Da griffen die Schweren Reiter ein. Sie schoben sich wie ein Keil in die Menge. Es setzte derbe Püffe und Tritte. Im nächsten Augenblick war Naumann von Schutzleuten und Soldaten umringt, die ihn durch den Garten auf die Straße geleiteten.

Ein Polizeikommissar hatte einen Wagen herbeigerufen. Naumann wurde hineingeschoben. Ein Schutzmann nahm neben ihm Platz, ein andrer auf dem Bock. Der Kutscher hieb auf die Pferde ein und der Wagen sauste unter einem Hagel von Steinen davon.

Die Sonne war unterdessen untergegangen. Im Garten standen nur noch einzelne kleine, lebhaft gestikulierende Gruppen beisammen. Die Marie war verschwunden.

Aus der noch immer dicht gefüllten Halle traten die Leute truppenweise, lachend und singend und gröhlend, mehr oder minder schwankend, den Heimweg an. Nichts erinnerte mehr an die dramatische Scene, deren Schauplatz noch eben der Garten war. Um die kahlen Bäume webten die Schatten der Nacht ihre grauen, kühlen Schleier.

Die drei Freunde standen noch immer schweigend beisammen. Die Erinnerung an den gemeinsam erlebten häßlichen Auftritt hielt sie wie gebannt fest. Erst Zippelmanns immer öfter sich wiederholendes leises Hüsteln riß Croning aus seinen Gedanken auf.

„Münchener Leben nennt man das!“ murmelte er. Dann fügte er lebhafter hinzu: „Kommt, Kinder! Weihen wir der armen, verlassenen blonden Marie noch einen Erinnerungsschluck, einen Hochachtungsschluck! Was? Das Mädel verdient's!“

Geiger nickte tiefergriffen. Die Scene hatte ihm wohl am meisten das Innere aufgewühlt. Die Verzweiflung der blonden Marie hatte verwandte Saiten in ihm erklingen machen.

Zippelmann, den Croning unterm Arm gefaßt hatte und mit sich fortzog, rief, als sie den Garten verließen, mit der alten leidenschaftlichen Heftigkeit, die mit einem Male in ihm erwacht schien:

„Eine Gemeinheit — eine Gemeinheit — eine arme Kellnerin so auszunützen und dann sitzen zu lassen — eine Gefühlsroheit! Und das nennt sich einen Mann, einen gebildeten Mann! — So ein Schuft!“

Er hüstelte heftig. Croning sah ihn besorgt an.

„Na, Zippelmännlein, beruhigen Sie sich! Der Bursche hat an dieser Erinnerung sein Leben lang

zu kauen! Jetzt halten Sie mal den Mund geschlossen. Die Abendluft ist kühl. Sonst erkälten Sie sich wieder. Und das ist der Bursche, der unsre arme Marie so erbärmlich betrogen hat, denn doch nicht wert!"

Zippelmann nickte stumm vor sich hin. Und so stiegen die drei in die Stadt hinab, vorbei an johlenden Gruppen, die auch vom Nockherberg kamen und auf den Straßen allerlei lärmenden Ulk trieben.

Auf dem Viktualienmarkt blieb Zippelmann stehen.

„Na, was ist, Zippelmann?"

„Ich kann nicht mehr mit in den Ratskeller gehen, Herr Doktor," antwortete er. Ein Frösteln klang durch seine Stimme.

Croning sah den Kleinen prüfend an.

„Donnerwetter — hm! Sie haben sich schon wieder erkältet!"

„O nein! Es ist nur — ich will nur nach Hause gehen. Ich bin müde!"

Croning nickte.

„Ja — ja — es ist besser so! Und gehen Sie gleich ins Bett, damit Sie warm werden, Zippelmann! Gute Nacht dann — Kleiner! Morgen hole ich Sie ab! Dann gehen wir zum Franziskaner! Weißwürste essen! Also — auf Wiedersehen!"

Er drückte Zippelmanns Hand, die sich fieberheiß anfühlte.

„Donnerwetter, Zippelmann, Sie haben ja Fieber?!" rief Croning erschrocken. „Kommen Sie, wir gehen in die nächste Apotheke, und ich verschreibe Ihnen was."

„Nein, nein!" wehrte Zippelmann energisch. „Ich hab' kein Fieber! Ich bin ganz gesund! Gut' Nacht, Geiger! Gut' Nacht, Herr Doktor! Das war ein schöner Nachmittag! Ich werd' ihn nicht vergessen! Nur der Schluß — das Ende —"

„Das war ein Ende mit Schrecken!" deklamierte Croning.

Zippelmann lachte und lüftete seinen Hut. Dann eilte er mit großen Schritten davon.

Croning sah ihm nachdenklich nach.

„Ich hätte ihm doch was verschreiben sollen. Der Kleine steckt in keiner guten Haut."

Geiger suchte seine Bedenken zu zerstreuen, was ihm auch gelang.

Langsam schritten sie dem alten Rathaus entgegen und bogen dann in die Dienerstraße ein, wo die rote Laterne des Ratskellers leuchtete.

„Na, denn man tau!" brach Croning das drückende Schweigen und stieg die Treppe zum Ratskeller hinab.

„Lasciate ogni speranza . . ." deklamierte er, daß es hallte. Geiger folgte ihm.

„Lasciate ogni speranza!"

Ja, was war dieses Leben? Eine Hölle — ohne Hoffnung, ohne Hoffnung!

Er dachte an Leonie — dachte an die blonde Marie — es war immer dieselbe Sache: Enttäuschung, Enttäuschung! Darum „Lasciate ogni speranza!" Die, die es fertig brachten, dieses Leben ohne jede Hoffnung zu leben, waren doch schließlich noch die Glücklichsten!

Und einer von denen war Croning. Als der Pfropfen hinten an dem Tische neben dem großen grünen Kachelofen knallte, da leuchteten seine Augen spöttisch, weltverachtend auf, und sein Glas schwingend, rief er dem düster vor sich hin starrenden Geiger lachend zu:

„Na, prost, alter Freund! Die Toten sollen leben!

Stell auf den Tisch die duftenden Reseden,
Die letzten roten Astern trag herbei —
Und laß uns wieder von der Liebe reden,
Wie einst im Mai . . .!

Es ist ja alles Wahn, Junge, Wahn — eitel Wahn!"

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Zwei Tage nachher.

Croning nahm eben sein Frühstück ein, als Frau Müller, seine Hauswirtin, voller Aufregung in sein Zimmer trat.

„Na, na, Herr Doktor, dös is wieder mal was!“ rief sie, legte die „Münchner Neueste Nachrichten“ auf den Tisch und schlug mit der flachen Hand auf eine Stelle, auf die sie vorher hingedeutet hatte.

„Jetzt da lesen S' amal. — I sag's ja, dös München werd' immer netter! Lug und Trug und Mord und Todschlag. — I mag schon bald dös Blattl nimmer lesen! Grauf'n möcht's oan, wann mr's liest. Und da redn s' alleweil daher von der Großstadt, dös wo Münch'n worden is. — Ja, a saubere Großstadt. Zu meiner Zeit — o mei', da war's freili schön kloaweis bei anand — ja, aber da hat's a solchene Sachen net geb'n wia heutzutag, da hat ma in Fried'n g'lebt, und is brav g'wesen und ehrlich. — Na, na! I mag gar nimmer red'n!“

Frau Müller holte tief Atem. Ihre Wangen glühten vor Empörung. Ihre stählerne Brille war ihr aufs äußerste Nasenspitzchen gerutscht.

„Also, Frau Müller," sagte Croning behaglich lächelnd, „was giebt's denn schon wieder?"

Er war es schon gewöhnt, daß Frau Müller immer zu ihm kam, wenn sie was in ihrem Leibblatt gelesen hatte, das ihren strengen Anschauungen über Sitte und Moral zuwiderlief.

„Ist wieder einmal ein Student seine Zeche schuldig geblieben?"

„Ach na! Weg'n so was wer' i mi doch net so verzürnen!"

„Hm! Oder —" es reizte ihn, die Wirtin ein wenig zu necken, „oder ist ein Schenkkellner verhaftet worden, weil er den Gästen zu gut einschenkte?"

„Jessas, jessas, Herr Doktor! Heut hat's Eahne wieder amal! Lesen S' nur, nacha werd' Eahna der G'spaß schon vergehn!" grollte sie und stemmte die Arme in die umfangreiche Hüfte, während sie ihn über ihre Brille weg beobachtete, als er zu lesen begann.

„Vom Salvatorkeller. Gestern wurden auf dem Nockherberg 254 Hektoliter Salvatorbier ausgeschenkt. — Hm! Eine ganz hübsche Leistung!" nickte Croning.

„Ach, was lesen S' denn da!" Sie deutete mit ihren dicken Fingern auf eine Stelle in der Zeitung. „Da, das müaff'n S' les'n, Selbstmord!"

„Jawohl, Selbstmord, natürlich! Solche Geschichten interessieren Sie am meisten, Frau Müller," nickte Croning und las.

„So was soll oan net interessier'n! Dös mach'n S' guat, Herr Doktor!

Cronings Gesicht wurde plötzlich tiefernst.

„Ja — hm — allerdings —" murmelte er.

„No, was hab' i g'sagt — is des net schauderhaft schreckli?"

Croning las halblaut vor sich hin:

„Selbstmord. Die achtundzwanzigjährige Kellnerin Marie Haslinger hat sich heute früh von der Fraun-

hofer Brücke aus in die Isar gestürzt. Die Leiche wurde unterhalb der Maximiliansbrücke unter großen Anstrengungen geländet. — Unser □-Korrespondent schreibt uns zu dem traurigen Vorfall noch folgendes: Die Haslinger, ein braves, ordentliches Mädchen, bekannt unter dem Namen ‚die blonde Marie', hatte ein Verhältnis mit einem Studenten N., dessen Unterhalt sie vollständig bestritt. Er hatte ihr das Versprechen gegeben, sie nach Beendigung seiner Studien zu heiraten. Dieser Tage nun machte N. sein Staatsexamen und bestand es glücklich. Inzwischen aber hatte die Haslinger herausgebracht, daß ihr Geliebter sich um die Hand einer reichen Metzgermeisterstochter von hier mit Erfolg bewarb. Sie hatte den N. darüber zur Rede gestellt und ihn an sein Heiratsversprechen erinnert. N. soll der unbequemen Geliebten seitdem geflissentlich aus dem Wege gegangen sein. Vorgestern nun traf sie mit ihm auf dem Salvatorkeller, wo sie als Kellnerin für die Saison engagiert war, zusammen. Sie stellte ihn neuerdings in erregter Weise zur Rede, und als er es rundweg leugnete, ihr irgend ein Versprechen gegeben zu haben, machte die Haslinger dem N. eine Scene, die zur Folge hatte, daß sich im Garten des Kellers eine riesige Menschenmenge ansammelte, die für die Haslinger Partei ergriff und den N. bedrohte. Mit Hilfe der Polizei gelang es, den Studenten N. in Sicherheit zu bringen. Am Abend wurde die Haslinger aus ihrer Stellung entlassen, wobei sie die Drohung ausstieß, sie werde sich umbringen. Sie hat ihre Absicht nur zu bald verwirklicht. Heute früh wurde ihre Leiche aus der Isar gezogen."

Croning war aufgestanden und lief erregt, erschüttert im Zimmer auf und ab.

„Na, is des net schrecklich?" begann nach einer Pause Frau Müller, die mit sichtlicher Genugthuung

beobachtete, welch tiefen Eindruck der „Roman des armen Haſcherls“, wie ſie den Vorfall nannte, auf ihn gemacht hatte. „Was hat jetzt das arme Madl davon, daß's ſo an elenden Kerl von an Studenten ausg'halten hat? Aber ſo ſan die Madln von heutzutag! A Arbeiter, a ehrlicher Handwerksmann thuat's nimmer! Es muaß a g'ſtudierter Herr ſein oder a Offizier. — Da drahn ſ' nacha damit auf, laſſ'n ſich unglückli macha — und 's End' vom Lied is, daß ſ' mit ihre Kinder der G'meinde zur Laſt fall'n oder daß ſ' ins Waſſer gehn! O mein, o mein! Is bös a ſchlechte Zeit! Aber bös kommt davon, weil die Leut' koa Moral nicht mehr hab'n! Die Madl glei gar! Da müaſſ'n ſ' aufdrahn wie no amal a gnädige Madam. Hüat' ham ſ', ſo hoch als wia d' Frauentürm', und dös ſeidene G'wand ſchlaf'n ſ' auf der Straß'n durch'n Dreck, daß's a Schand is — und ſtink'n thuan ſ', als wär' a ganzer Friſeurlad'n ausg'lauf'n — wannſt hinter eahne gehſt. Ja, da bald'ſt mir net gehſt mit dene Weibsleut! I hab' ſ' auf der Muck'n! Nix als wia d' Lumperei hab'n ſ' im Kopf, und nacha, wenn ſ' gar nimmer ſich 'naus ſehgn, nacha lauf'n ſ' ins Waſſa. Dös Madl — Gott ſei ſeiner armen Seele gnädi —“ ſie hielt in ihrer Philippika inne und bekreuzte ſich.

„Das Mädel,“ fiel ihr Croning ernſt ins Wort, „iſt ein braves Mädel geweſen, Frau Müller. Aber der Student hat wie ein Schuft an ihr gehandelt, hat ſie in den Tod getrieben.“

Frau Müller riß die Augen thorweit auf.

„Ja, Herr Doktor, Sie hab'n 'leicht das Madl gekannt?“ fragte ſie mit atemloſer Neugierde.

„Ja, ich hab' ſie gekannt. Und ſie hatte ein beſſeres Schickſal verdient,“ antwortete Croning, der mit Mühe ſeine Rührung verbarg.

„Na, na!“ Frau Müller ſchlug die Hände über

dem Kopf zusammen. „Ja, sag'n S', Herr Doktor, wie hat s' denn ausg'schaugt? War's a schöns Madl?“ Die Augen der Wirtin hingen mit fieberhafter Spannung an seinen Lippen.

Croning nickte. Er erinnerte sich jetzt, daß er einmal von der blonden Marie eine Photographie bekommen hatte. Das heißt, sie hatte sie ihm gezeigt, er hatte sie ihr dann aber nicht mehr zurückgegeben. Wo war die Photographie? Irgendwo mußte sie stecken. Er hatte sie achtlos in eine Schublade seines Schreibtisches geschoben. Denn nachher hatte er sich geschämt, das Bild einer Kellnerin nach Hause getragen zu haben. Er erinnerte sich ganz deutlich. Und jetzt war diese Aermste tot!

Und jetzt schämte er sich wieder. War das Bild der blonden Marie nicht wert, mit frischem Lorbeer bekränzt zu werden? Wie man einen Helden bekränzt, der in ehrlichem Kampfe ehrlich fällt? Und war sie nicht mehr wie ein Held? War sie nicht eine Märtyrerin? Eine Märtyrerin ihres Berufs, dieses vielgeschmähten, verachteten Berufs, in dem so viele, so viele tausende Ehre, Scham, Selbstachtung opfern, um sich damit das Recht zu erkaufen, von sogenannten Gebildeten geliebt zu werden und ihre Maitresse sein zu dürfen? Aber sie hatte durch ihren Tod die Tausende ihrer Berufsgenossinnen gerächt. Sie hatte einem charakterlosen Menschen die Mittel gegeben, sich in die Kreise der Gebildeten hineinzuschmuggeln. Mochte der Mann, der ihr, ihr allein seine Existenz, seine gesellschaftliche Stellung verdankte, künftig sich in Amt und Würden brüsten — er war gerichtet, ein für allemal gerichtet vor der Moral, die über der gesellschaftlichen Moral steht, ewig, ewig. Und wenn der Tod dieser armen Kellnerin auch diese erbärmliche gesellschaftliche Moral nicht über den Haufen warf — einen Stein in ihrem stolzen Gebäude hatte

er doch gelockert. Wieder einen. Einmal mußte die Zeit kommen, da dieser ganze Lügenpalast donnernd in Trümmer zerfiel. Und dann war auch die arme Kellnerin, die schöne blonde Marie gerächt ...

Croning war froh, als ihn endlich seine geschwätzige Wirtin verließ. Ihre Gegenwart war ihm jetzt, in der seelischen Verfassung, in der er sich befand, widerlich. Reines Mitgefühl war es nicht, was diese Frau so gesprächig machte. Es war die banale Freude an dem Skandal, die sie kitzelte.

Als sie draußen war, stürzte er sich auf seinen Schreibtisch und durchsuchte hastig alle Fächer. Endlich fand er das Bild der blonden Marie. Unter einer Anzahl fragwürdiger Berliner Frauenzimmer. Mit einer Gebärde des Ekels schob er diese Erinnerungen an seine wüsteste Zeit in die hinterste Ecke der Schublade. Dann betrachtete er lange und in tiefer Bewegung Mariens Photographie.

„Arme blonde Marie!“ murmelte er tief aufseufzend. „Du hast ausgelitten. Ausgelitten dieses Jammerleben!“

Er stellte das Bild auf den Schreibtisch. Dann besann er sich und schob es in seine Brusttasche. „Nein, nicht auf den Schreibtisch!“ sagte er vor sich hin. Ein bitteres Lächeln umspielte seinen Mund. „Man könnte sonst meinen, du seist eine Dame“ — er dachte an seine Wirtin — „eine Dame mit einem Hut so hoch wie die Frauentürme! Aber sie sollen dir im Tode nichts Böses mehr nachsagen, liebe blonde Marie!“

Eine Thräne stieg ihm heiß in die Augen. Er konnte auch weinen, dieser kühle norddeutsche Junker ... Weinen um eine Kellnerin ... Es war doch nicht immer „dieselbe Sache“ mit diesen Weibern.

*

Croning beſchloß, Zippelmann aufzuſuchen. Der Zuſtand des Kleinen erſchien ihm nicht ganz unbedenklich, und er hielt es für ſeine Pflicht, einmal nach dem Freunde zu ſehen.

Auf dem Wege zu ihm begegnete ihm Thomas Schwabl, wie immer mit einer Rolle Notenmanuſkript in der Hand. Und wie immer voll der kühnſten Projekte, die er, ward er nur eines Bekannten habhaft, mitten auf der Straße im größten Menſchentrubel mit Emphaſe darlegte.

„Doktor, Sie kommen mir wie gerufen!“ ſtieß er in ſeiner haſtigen Art hervor. „Ich war ſchon einigemal am Komödiantentiſch, hoffte Sie dort zu treffen, war aber nichts.“

„Ich komme nicht mehr an den Komödiantentiſch.“

„Ja, ja, kann mir's denken, zu viel Ausſchuß dort, keine g'ſcheiten Leut' mehr! Ich komm' auch nicht mehr hin. Ich hab' jetzt ſchauderhaft viel zu thun.“ Er ſchwang triumphierend ſeine Rolle. „Ich hab' nämlich eine neue Oper in Arbeit, eine großartige Sache. Das ſoll was werden. Aber das hieſige Hoftheater kriegt ſie nicht — hab' ich dem Intendanten ſchon g'ſagt — kriegt ſie nicht, kriegt überhaupt kein Werk mehr von mir, dieſe Geſellſchaft, die nicht weiß, daß es eine Ehrenpflicht ſein ſollte, zuerſt ihre einheimiſchen Talente aufkommen zu laſſen! Meinen ‚Hannibal‘ hab' ich ihnen angeboten, ſie ſollten ihn in der Akademie aufführen — wär' ein großartiger Erfolg geweſen, zweifellos — iſt eine wunderbare Muſik. — Nein, die Ignoranten haben nicht wollen! — Kennen Sie meinen ‚Hannibal‘?“

Croning ſchüttelte den Kopf.

„Geiger hat mir einmal davon erzählt,“ antwortete er.

Schwabls Augen leuchteten.

„Hat er? Hat er? Ja, Geiger kennt ihn. Jetzt

hab' ich ihn der Geheimkanzlei vom Fürsten Adalbert eingesandt. Der Kanzleidirektor hat mir gesagt, daß der Fürst sich für mein Werk interessiert. — Es ist zweifellos, daß er den ‚Hannibal' beim nächsten Hofkonzert aufführen läßt, da werden sich dann die Münchner ärgern, daß sie nicht die ersten sind. — Mir einerlei! Ueberhaupt, hier ist kein Boden für Talente. Neulich war die Cosima Wagner hier und hat mich eingeladen, doch einmal zu ihr nach Bayreuth zu kommen. — Wissen Sie, Bayreuth? — Ah! Das ist doch was andres! Da ist noch Kunst, große Kunst, Stil, echter Stil, ganz im Sinne des verstorbenen Meisters. Das bringen sie hier nicht fertig, niemals, niemals! Hier profanieren sie die Musik des Meisters. Was verstehen die von Wagner! Beethoven liegt ihnen gerade noch, aber Wagner — den kann man nur in Bayreuth hören. Dort versteht man ihn auch. — Das verstehen sie einzig, den tiefen Ideengehalt der Werke des Meisters 'rauszuholen, daß man ordentlich erkennt: Das hat der Meister gewollt, das waren seine Intentionen!"

Und so ging's noch eine Weile fort. Dann kam Schwabl wieder auf sein neues Opus zu sprechen.

„Wissen Sie, Doktor, ich bin mir jetzt klar, ganz klar geworden über die Zukunft unsrer Musik. Wir dürfen nicht bei Wagner stehen bleiben. Wie Wagner über Meyerbeer und Beethoven hinausgegangen ist und einen neuen Stil geschaffen hat, so müssen wir über Wagner hinausgehen. Unbedingt, der musikalische Ausdruck muß mit philosophischem Gehalt erfüllt werden. Wir müssen Gedankenmusik schaffen, keine sogenannten Opern mehr, das hat sich überlebt, diese öde Kulissenreißerei, diese dummen Theatereffekte. — Malerei und Dichtkunst sind unfähig, alle Gefühle und Empfindungen des Menschen zum Ausdruck zu bringen. Aber die Musik kann's, unsre Musik allein.

Ich werd's Ihnen mit meiner neuen Oper beweisen. Oper! Was heißt Oper? Es ist keine. Was ich schreibe, ist eine dramatische Symphonie. Aber das sagt auch nicht alles. Ich hab' die richtige Bezeichnung noch nicht gefunden, wissen Sie, es ist eben was ganz Neues, was ganz andres, als was man bisher hörte."

Croning mußte unwillkürlich lachen. Der heftig gestikulierende Mensch da neben ihm, der vom Umsturz alles Bestehenden faselte, ohne noch nicht einmal den Begriff dessen, was er an die Stelle des Alten setzen wollte, klar vor Augen zu haben, wirkte auf ihn einfach komisch.

Das war auch so einer von den vielen merkwürdigen Sprudelköpfen, die er in München kennen gelernt hatte, die in dem ohnmächtigen Ringen nach Anerkennung neben den großen Meistern der Kunst entweder in der dumpfen, nichts Großes mehr gelten lassenden Alltäglichkeit untergingen oder, wie dieser Schwabl, ihr überreiztes Gehirn zum Sklaven einer fixen Idee werden ließen, der Idee nämlich, nur sie und sie allein wären die Berufenen, der Kunst neue Bahnen zu weisen, je mehr sie ihre altewigen, unverrückbaren Gesetze und natürlichen Grenzen verachteten.

‚Schade, gerade um diesen Schwabl!' dachte Croning, wie er so neben dem noch immer in ekstatischer Erregung von der neuen Kunstform der Musik predigenden Menschen einherging. Thomas Schwabl war ein entschiedenes Talent. Er konnte es zu etwas bringen, wenn er wollte. Das heißt, wenn er sich die Ohren verstopfte, um den Sirenengesang seiner Mama und seiner zukünftigen Schwiegermama, die es nicht abwarten konnten, bis er ein berühmter Mann war, nicht zu hören. Aber da er, wie all die „Jungen", an der nervösen Ungeduld seiner Zeit krankte und der immer und immer wieder erträumte große Erfolg

nicht kommen wollte, so that ihm dieser Sirenengesang wohl, so lauschte er ihm und berauschte er sich an ihm, und so verlor er die Herrschaft über sich selbst. Und das Ende davon war Ueberhebung, maßlose Ueberhebung, Selbsttäuschung, gigantischer Wahn . . .

Am Maximiliansplatz, auf dem die prächtigen Kastanien schon große, in der Sonne glänzende Knospen angesetzt hatten, verabschiedete sich Schwabl von Croning.

„Kommen Sie übermorgen zu mir, Doktor, ich werde Ihnen aus meinem neuen Werke vorspielen."

Croning dankte.

„Ich habe die Absicht, übermorgen eine Tour auf die Zugspitze zu machen."

„Herrgott! Da thu' ich mit, Doktor!" rief Schwabl enthusiastisch aus. Er war wie Croning ein begeisterter Bergsteiger. Solange sein Vater noch lebte und die Familie den Sommer in ihrem bescheidenen Häuschen in Schliersee verbrachte, das nach dem Tode des alten Schwabl dann leider verkauft werden mußte, hatte er sich viel in den Bergen herumgetrieben. Zuweilen erwachte in ihm die alte Sehnsucht nach den Bergen. Dann zog er hinaus und frönte tagelang der Leidenschaft, auf Grat und Gipfel umherzuwandern. Er konnte mit dem Geringsten auskommen. Ein Liter Milch, ein paar Eier waren seine ganze Tagesnahrung. Wenn das Geld ganz knapp war, übernachtete er in einem Heuschober. Nur die Berge sehen! Oben auf einem Gipfel stehen — dann verzichtete er auf alles.

Croning zögerte noch einen Augenblick. Er machte solche Touren, besonders um diese Jahreszeit, am liebsten allein. Es war ihm lästig, eine Verantwortung für andre zu übernehmen. Aber er kannte Schwabls alpine Fähigkeiten. Eine besondere Gefahr war nicht vorhanden, mit ihm die Tour zu unternehmen. Und so erklärte er schließlich, daß es ihm recht sei, wenn Schwabl mit ihm die Partie mache. Er bedang sich

nur aus, daß Schwabl, sobald er fühle, daß er der Tour, die immerhin mindestens einen ausdauernden Bergsteiger erfordere, nicht gewachsen sei, zurückgehe und nicht in falschem Ehrgeiz so lange ausharre, bis er nicht mehr ohne fremde Hilfe weiterkäme, und so auch seinen, Cronings, Plan, den Gipfel zu erklimmen, scheitern mache.

„Was fällt Ihnen ein, Doktor! Ich — und auslassen!“ rief Schwabl lachend. „Ich bin ja sozusagen im Gebirg aufg'wachsen! Mich werden Sie doch nicht das Bergsteigen lehren wollen?“

Croning hatte nichts darauf zu erwidern. Im Grunde freute er sich, einen Genossen auf der langweiligen Fahrt nach Partenkirchen zu haben. Wie dann Schwabl sich weiter in die Partie finden würde, das war Schwabls Sache. Es wurde noch die Zeit der Abfahrt bestimmt, und mit einem „Auf Wiedersehen übermorgen“ schieden sie voneinander.

*

Zippelmann brachte der unerwartete Besuch Cronings so in Verlegenheit, daß er kaum Worte fand, ihn zu begrüßen.

„Also hier hausen Sie, Zippelmann,“ sagte Croning, und ein Hauch tiefen Mitleids ging über sein Gesicht.

Zippelmann war noch immer bemüht, in dem kleinen Mansardenstübchen, das er in einer Mietskaserne in der äußeren Theresienstraße bewohnte, Ordnung zu schaffen. Auf dem einzigen Stuhl, der neben dem ärmlichen Bett stand, lag ein alter, verschlissener, roter Theatermantel und oben drauf ein paar mächtige Ritterstiefel. Auf dem Tisch eine ganze Menge andern Kulissenplunders: zerzauste, verstaubte Perücken, ein Lederkoller, in dem die Motten ein beschauliches Dasein lebten, ein riesiger Hut mit einer langen, wallenden

Feder, Handschuhe, ein Panzer aus Pappendeckel und ein Degen. Dazwischen Schminkkasten, Puderschachteln, eine Geige ohne Saiten, ein Maßkrug, Bücher und Rollenmanuskripte in buntem Durcheinander.

An den Wänden hingen ein paar elende Oeldruckbilder und über dem Bett eine lange Kette von Stöpseln, an einer Schnur aneinander gereiht. Das waren die stummen Zeugen so mancher fidelen Sitzung im Ratskeller, die Zippelmann in liebevoller Pietät gesammelt und mit nach Hause genommen hatte.

Auf einem großen, gelb angestrichenen Holzkoffer lagen dann noch ein paar Kleidungsstücke und eine lange Pfeife, deren zerbrochener Kopf eine schlechte Nachbildung des Rietschelschen Goethe- und Schillerdenkmals trug.

„Hm!“ machte Croning, nachdem er sich umgesehen hatte. „Sie haben da eine recht kleine Bude, Zippelmann. Ach, lassen Sie doch!“ rief er, da der kleine Mime immer noch fortfuhr, seinen Hausrat beiseite zu schaffen. „Lassen Sie doch das Zeug ruhig liegen. Sie haben wohl ein wenig Rollen studiert?“

„Nein, nein!“ stotterte Zippelmann und schleppte einen Pack des auf dem Tisch liegenden Theaterkrämpels in eine Ecke. „Ich wollte nur — ich habe —“

Während er die Sachen forttrug, fiel ein Zettel zu Boden. Croning hob ihn auf — es war ein Pfandzettel. Er kniff die Lippen zusammen und legte den Zettel auf den Tisch. In demselben Augenblick drehte sich Zippelmann um und sah es.

Ein jähes Rot schoß ihm in die Schläfen. Ihre Augen begegneten sich und ruhten einen Augenblick ineinander.

„Zippelmann!“ rief Croning, ihm beide Hände entgegenstreckend. „Spielen Sie keine Komödie, jetzt nicht! Vor mir nicht! Ich bin Ihr Freund! Sie stehen im Begriff“ — er deutete auf den Plunder —,

„das letzte, was Sie noch besitzen, Ihre Theatergarderobe, zu — verpfänden.“

Zippelmann machte eine hastige Geste, als wollte er etwas erwidern; aber er schwieg, und sein Kopf sank auf die Brust herab.

„Zippelmann! Menschenskind! Warum kommen Sie denn nicht zu mir? Warum vertrauen Sie sich denn nicht mir an?“

„Es ist ja alles aus — alles,“ stöhnte Zippelmann, verzweiflungsvoll die Hände ans Gesicht pressend. „Mir kann niemand mehr helfen, das Konservatorium kann ich nicht mehr zahlen, meine Miete kann ich nicht mehr zahlen, morgen sitz' ich auf der Straße, und dann — dann — kann ich verhungern — und dann — ist die Komödie aus.“

Er sank auf das Bett. Ein hohler, trockener Husten erschütterte seinen schwächlichen Körper.

Croning horchte erschrocken auf. Das, was ihm Zippelmann da eingestand, war ja noch gar nicht das Schlimmste. Aber dieser Husten —

Er trat zu Zippelmann an das Bett. Ein scharfer, prüfender Blick sagte ihm alles — das war der Habitus eines Schwindsüchtigen. War er denn blind gewesen, daß er das nicht schon vor zwei Tagen gesehen und erkannt hatte? Aber nein! nein! Es konnte nicht sein. Er täuschte sich. Freilich, wenn er sich dieses Interieur ansah, wenn er daran dachte, wie dieser arme Kerl da vor ihm vegetierte und sich aufzehrte in unbefriedigtem Ehrgeiz, in Sehnsucht und Sorge —!

„Zippelmann, Sie müssen vor allem einmal energisch gegen Ihre Erkältung vorgehen! — Um das andre kümmern Sie sich gar nicht, das übernehme ich.“

Der Kleine sah ihn mit großen, traurigen Augen an und schüttelte den Kopf.

„Ach was, Zippelmann!“ rief Croning ärgerlich. „Nur nicht den Kopf hängen lassen, Sie werden doch kein Waschlappen sein wollen!“

„O! Ich war's nicht! Niemals!“ schluchzte Zippelmann in plötzlich ausbrechender Erregung. „Was hab' ich gekämpft und gerungen — mit mir selbst — mit diesem Jammerleben! Mir war's ernst um meine Kunst! Ich hab' gemeint, ich müßte durchkommen — ich müßte. Ich hab' stolz auf die Kerls 'runtergeschaut, die auch Künstler sein wollten wie ich. Auf diese Schwätzer und Prahlhänse — die nur immer mit dem Maul denken! Ich hab' gearbeitet und gefeilt Tag und Nacht, ich weiß, was es heißt, Schauspieler werden zu wollen! Aber — jetzt kann ich nicht mehr. Ich kann nicht mehr! Das Berlin hat mir den Rest gegeben — dieses verdammte Berlin!“ Er ballte keuchend die Fäuste.

„Pah! Zippelmann! Das sind Phantastereien! Was wollen Sie denn mit Berlin? — Na ja, Sie haben gesumpft dort, wie jeder andre, der einmal seine Nase in dieses Babel steckt.“

„Ja, ja, gesumpft — gesumpft,“ murmelte Zippelmann und starrte vor sich hin. „Das hab' ich gründlich! Weil ich nicht besser bin wie die andern, die sich besaufen und in ihrer Besoffenheit hohle Phrasen drechseln von ihrer Kunst und ihrem heiligen Beruf. — Wissen Sie was, Doktor!“ sagte er plötzlich in lebhaftem, hastendem Tone. „Dieser ganze Komödiantentisch, ich mit eingeschlossen, ist nichts als eine Gesellschaft von Narren, die an Größenwahn leiden! Ja, von Narren! Von Narren! Da ist keiner gesund, keiner von der ganzen Bande. Und von denen wird keiner etwas — keiner! Die gehen alle zu Grund, erbärmlich — erbärmlich! Vielleicht wird der eine oder andre ein Schmierenkomödiant — vielleicht! Höher kommt keiner! Da fehlt's bei jedem am

Spiritus! Den ersetzt der Alkohol nicht. Verdammt nein! Und wenn man sich zehnmal besöffe! Ja — ein Künstler! — Der lebt ja auch einmal leichtsinnig in den Tag hinein. Aber er kommt auch wieder zur Besinnung. Er rafft sich wieder auf, er arbeitet wieder, arbeitet, daß alles um ihn her versinkt und auf der weiten Welt niemand mehr steht als er allein und sein Ideal — seine Kunst. Und so ein Mensch ist bescheiden — bescheiden und scheu wie eine Kirchenmaus. Der setzt sich nicht Abende und Nächte lang an den Biertisch und prahlt wie ein Hausierer von seiner Kunst, der schmeißt nicht mit Phrasen um sich und gröhlt und schreit und rollt die Augen, daß die Leute glauben, der Kerl ist wahnsinnig geworden!"

Er hielt einen Augenblick erschöpft inne. Die Märzensonne sandte einen verirrten Strahl in die kahle Mansarde und beleuchtete den ausdrucksvollen Kopf Zippelmanns, dessen Häßlichkeit durch das unheilvolle Leiden, das an dem kleinen Körper fraß, geadelt erschien.

„Ich frage mich heute, Doktor, was hab' ich an dem Komödiantentisch gelernt? Nichts — gar nichts — o! Noch mehr! Ich hab' mich selbst verloren! Wahrhaftig ja. — Ich hab' mit herumgesoffen und mich heiser geschrieen wie die andern, ich bin ein Maulheld geworden wie die andern, ein Hanswurst, der geglaubt hat, das bißchen Plappern, das er auf dem Konservatorium gelernt hat, mache schon einen ganzen Künstler! Versumpft, verbummelt, elend verbummelt — eine Gesellschaft von Faselhansen — das ist der Komödiantentisch."

In Croning bäumte sich wieder die trotzige, norddeutsche, zähe Natur auf, die wohl einmal durchgehen konnte, aber niemals untergehen. Zum Teufel! Verbummelt! — Er hatte oft genug am eignen Leib erfahren, was das heißt. Aber sich unterdrücken lassen

wie diese Süddeutschen mit ihrem weichen Charakter, dieser Geiger mit seiner unglücklichen Liebe und dieser Zippelmann mit seinem bankrotten Idealismus — deswegen sich unterkriegen lassen — nimmermehr, um keinen Preis!

Aus dieser Stimmung heraus äußerte er sich jetzt ziemlich derb, beinahe brüsk.

„Schwatzen Sie nun weiter keine Dummheiten, Zippelmann. Der Komödiantentisch kann mir gestohlen werden und Ihre idealen Anschauungen über die Kunst meinetwegen auch! Die Hauptsache ist, Sie müssen 'raus, Zippelmann, 'raus aus diesem ganzen Plunder" — er sah mit verächtlichem Lächeln auf die Theatergarderobe — „und 'raus aus dieser elenden Bude! Verstanden?"

Zippelmann sah ihn verstört an.

„Erst müssen Sie gesund werden, Zippelmann!" fuhr Croning fort, und sein Gesicht nahm einen tiefernsten Ausdruck an. „Das haben Sie verdammt nötig, weiß Gott, mehr nötig als da lange Vorträge darüber zu halten, ob Sie ein Künstler werden oder nicht! Na, und wenn Sie kein großer Künstler werden — zum Teufel! Dann giebt's auch noch einen andern Beruf für Sie, in dem Sie sich ehrlich durch die Welt bringen können. Aber darum handelt es sich ja jetzt gar nicht!" fügte er hinzu, als er den verzweifelten Gesichtsausdruck Zippelmanns bemerkte. „Sie lassen jetzt die ganze elende Bude da im Stich, packen Ihre Sachen, und morgen fahren Sie nach dem Süden, nach Bozen —"

Zippelmann war aufgesprungen. Eine fliegende Röte bedeckte sein abgehärmtes, eingefallenes Gesicht. Seine Augen flimmerten in heißem Glanz.

„Sie brauchen vor allem ein mildes Klima, milde Luft und Sonne — viel Sonne. Sonst können Sie nicht gesund werden. Und Sie sollen es werden. Sie müssen es werden. Dann können Sie auch wieder

arbeiten, und dann kommt auch wieder, was Sie jetzt glauben verloren zu haben: Mut, Selbstvertrauen, Energie — und die Kraft, ein ganzer Künstler zu werden! Also, morgen fahren Sie nach Bozen —"

„Aber Doktor!" schluchzte Zippelmann und strampelte mit seinen dürren Beinen wie ein Verrückter durch das Zimmer.

Croning hatte den Pfandzettel in die Hand genommen, zerknittert und zum Fenster hinausgeworfen.

„Natürlich!" lachte er. „Ich weiß schon, daß Sie kein Geld haben, um nach Bozen zu fahren. Aber ich hab's. Und Sie werden mir wohl keinen Korb geben, wenn ich's Ihnen anbiete? He?"

Zippelmann hüstelte krampfhaft. Die hellen Thränen liefen ihm über die Backenknochen, auf denen heiße, rote Flecken glühten.

„Ich gehe jetzt und bestelle für Sie im Hotel Badl in Gries ein Zimmer, damit Sie nicht lange zu suchen brauchen. Morgen früh um elf Uhr fahren Sie ab, verstanden? Abends um sieben Uhr sind Sie in Bozen! Menschenskind, da sollen Sie mal sehen, was für ein Lüfterl dort weht! Und da laufen Sie mir ordentlich spazieren und grübeln nicht, und lassen den Kopf nicht hängen, sondern machen die Lungen auf und essen und trinken, was Sie können!"

Zippelmann stürzte sich an seine Brust und umklammerte ihn stürmisch.

„Doktor — Doktor! Das ist zu viel!"

Es war still in dem Mansardenstübchen. Einen Augenblick hielten sich die beiden Männer regungslos umschlungen. Die verlorenen Lichter der Sonne huschten über den Theatertand in der Ecke, über die gelben Ritterstiefel und den roten Königsmantel und über den Stöpselkranz an der Wand, alles vergoldend mit ihrem milden, warmen Schimmer . . .

*

Als Croning über den Königsplatz ging, auf dem König Ludwig I. mit den wunderbaren Propyläen, der Glyptothek und dem Kunstausstellungsgebäude ein Stück Athen hatte erstehen lassen, schlich gerade ein reichbekränzter Leichenwagen, begleitet von schwatzenden, rotnäsigen Totengräbern, die mit der wohlgenährten Leichenfrau ihren Scherz trieben, über den Platz.

‚Wenn das der alte kunstsinnige Ludwig sähe!‘ dachte Croning und sah zu den säulengetragenen Kunsttempeln hinüber, die sich von dem tiefblauen Märzhimmel strahlend abhoben. ‚Diese hellenisch frohe Schönheit dort, und hier dieser nüchterne moderne Totenkult!‘

Er beschleunigte seine Schritte. Aber das Bild auf dem Königsplatz ließ ihn nicht los. Und ein andres noch drängte sich ihm auf. Der klassische Genius, der die Fackel auslöscht, wenn ein Menschenleben dahin ist, und das klägliche Totengerippe daneben, das den Modernen das Symbol des Sterbens ist.

„Na! Wenn schon gestorben sein muß,“ murmelte er vor sich hin, „dann im Sinne der alten Griechen — heiter und schön — und stolz! Der alte Charon, der Mummelgreis, soll seine Freude dran haben . . .!“

*

Auf der Hauptpost telegraphierte Croning nach Gries und bestellte im Hotel Badl ein Zimmer auf unbeschränkte Zeit „für einen Rekonvalescenten“. Das Wort floß ihm nicht aus der Feder, ohne daß er an Zippelmann denken mußte. Es sah verdammt bös mit ihm aus. Wenn sich die Natur nicht noch einmal eines Besseren besann — dann È finita la commedia!

Nachdem Croning telegraphiert hatte, schrieb er eine Postanweisung auf dreihundert Mark, die er an Zippelmann adressierte. Es wäre ihm unmöglich gewesen, dem Kleinen das Geld persönlich auszuhändigen.

Morgen, nachdem er das Geld hatte und der erste Freudentaumel vorüber war, wollte er ihn noch einmal aufsuchen, ihm noch einmal genau einschärfen, was er in Bozen zu thun und wie er dort zu leben hätte. Dann mochte der Kleine in Gottes Namen fahren.

Als Croning wieder auf die Straße trat, hatte er das Gefühl, als ob er zum erstenmal in seinem tollen Leben sein Geld, das er so oft am Totalisator verspielt hatte, auf eine wirklich bedeutsame Wette gesetzt hätte. Zwei Favorits liefen — Leben und Tod. Wer gewann? Das Finish würde es zeigen. Er hatte auf Leben gesetzt.

Und leise vor sich hin pfeifend ging er die Dienerstraße hinauf, dann durch den alten Rathausturm zum Viktualienmarkt, wo sich ein Ausrüstungsgeschäft für Alpinisten befand.

Dort kaufte er ein paar Steigeisen. Er hatte die seinen bei einer bösen Kletterei in der Palagruppe im vorigen Herbst verloren. Sie waren klirrend in einen turmhohen Abgrund gesaust. Besser, als wenn er selber hinuntergeplumpst wäre. Dann — ade, du schöne Welt!

Der Besitzer des Geschäfts sah ihn groß an, als er die Steigeisen verlangte.

„Steigeis'n woll'n S'? Auf'n Rockherberg brauchen S' doch keine Steigeis'n?“ scherzte er.

Croning lachte.

„Nein, allerdings! Aber auf die Zugspitze.“

Der andre sah ihn von der Seite an.

„Machen S' koane Witz, Herr Doktor! Sie woll'n jetzt auf d' Zugspitz'n?“

Croning nickte.

„Da kommen S' net 'nauf!“ versicherte jener.

„Warum sind denn dann die vier Herren von der Sektion Bergland in der vergangenen Woche hinaufgekommen?“

„Ja — mein! Die von der Sektion Bergland! Die kennt ma! Die mach'n all's! Da muaß aber aa oaner erſt a dutzendmal abg'ſtürzt ſein, bis er in die Sektion aufg'nommen wird!"

„Na, ſo ſchlimm wird's nicht ſein!" meinte Croning und betrachtete liebevoll die funkelnden Steigeiſen.

„Soll i ſ' Cahne zuſchicken, Herr Doktor?"

„Ja, bitte!"

Croning gab ſeine genaue Adreſſe an und verließ den Laden.

Sein Beſitzer war vor die Thür getreten und ſah Croning nach, bis er um die Ecke verſchwand.

„Bergfex!" murmelte er. „Die laſſ'n net aus, bis ſie ſich 's G'nack broch'n hab'n! Mir waar's gnua!"

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Es war ein herrlicher, wolkenloser Morgen, als Croning und Schwabl von München wegfuhren. Nach dem abnorm warmen Wetter der letzten Tage war in der vergangenen Nacht ein starker Temperaturrückgang eingetreten. Und als Croning zur Bahn fuhr, fand er, durchs Droschkenfenster blickend, zu seiner großen Befriedigung die Pfützen auf den Straßen mit einer dicken Eisschicht überdeckt. Es hatte also wohl auch im Gebirge ordentlich Frost gegeben, so daß nicht zu befürchten war, die Tour könnte durch stundenlanges Waten in aufgeweichtem Schnee erschwert werden, vielleicht sogar ganz unausführbar sein.

Auf dem Bahnhof fand er im Wartesaal zweiter Klasse Schwabl bereits vor. Ein scharfer, prüfender Blick, den er auf Schwabls Ausrüstung warf, ließ ihn alles in Ordnung finden. Er hatte den fahrigen Musiker doch etwas zu niedrig eingeschätzt. Er war vollkommen regelrecht ausgestattet für eine Hochtour. Sogar eine Sturmlaterne führte er mit sich, die er schmunzelnd aus der Tasche zog und Croning demonstrierte:

„System Pfarrer Mantinger! Famose Laterne. Man weiß nicht, ob man das Zeugs nicht brauchen kann ..."

Wenn Croning dem Zusammentreffen mit Schwabl mit einiger Beklommenheit entgegengesehen hatte, so war sie nach all dem, was er sah, grundlos gewesen. Er atmete auf. Schwabl schien den Musiker ganz zu Hause gelassen zu haben und nur noch Tourist zu sein. Nur eine Extravaganz hatte er sich geleistet. Auf seinen schwarzen Künstlerlocken saß nicht das grüne Lodenhütl, sondern der echte und rechte sammetne, breitkrempige Künstlerhut. Mit dem übrigen, peinlich vorschriftsmäßigen Touristenkostüm kontrastierte er freilich höchst seltsam, aber — Croning mußte lächeln — irgendwo mußte der Künstler doch zum Vorschein kommen. Ganz konnte er sich nicht verleugnen.

So ging's in den hellen, sonnigen Morgen hinein. Die beiden hatten ein Coupé für sich. So konnten sie ungeniert wohl ein dutzendmal die Tour, die sie vorhatten, durchsprechen. Auch bei dieser Gelegenheit bewies Schwabl eine große Vertrautheit in der alpinen Touristik, auch verriet die Art, wie er die Tour besprach, daß er die örtlichen Verhältnisse ziemlich genau kannte.

In Croning schwand schließlich auch die letzte Spur von Mißtrauen gegen die alpinen Fähigkeiten seines Reisegenossen, und die Aussicht auf eine, wenn auch nicht ungewöhnliche und anstrengende, so doch frohe und vom schönsten Wetter begünstigte Bergfahrt stimmte ihn außerordentlich vergnügt.

Er erzählte Schwabl, wie er gestern den armen, leidenden Zippelmann zur Bahn gebracht hätte, und wie der Kleine ihn ängstlich gefragt hätte, ob er denn wirklich diese „närrische Tour" auf die Zugspitze unternehmen wolle.

Schwabl sah ihn erstaunt an.

„Was, Zippelmann ist fortgefahren? Ja, wohin denn — hat er ein Engagement an das Hoftheater in Trudering oder Feldmoching angenommen?"

Beide lachten. Das „Hoftheater von Trudering oder Feldmoching“ galt als der Inbegriff einer vollendeten Schmiere am Komödiantentisch.

„Nein, Zippelmann ist krank, sehr krank —“ nahm Croning wieder das Wort, wobei ein leichter Schatten über sein Gesicht glitt. „Ich glaube, es fehlt ihm auf der Lunge —“

Schwabl nickte.

„Er ist nach Bozen gereist, die Luft dort wird ihm gut thun. Hoffentlich kommt er doch noch um das böse Eck herum —“

Croning sah nachdenklich zum Fenster hinaus.

„Nach Bozen —“ wiederholte Schwabl ungläubig. „Ja, ja — wie kommt denn das Zippelmännlein zu den Geldern, um nach Bozen fahren zu können?“

Croning zog die Schultern in die Höhe und vermied es, Schwabl anzusehen. Er hatte das Gefühl, als könnte ihm Schwabl ins Herz sehen.

Schwabl rückte aufgeregt auf den Polstern hin und her und schüttelte immerfort den Kopf.

„Der Zippelmann nach Bozen —! Das ist ja — das ist ja phänomenal! Na, na! Hat er denn eine Erbschaft gemacht —?“

„Möglich!“ sagte Croning leichthin. „Ich weiß es nicht! Ich weiß nur, daß er drei oder vier Wochen in Bozen bleibt — das heißt, wenn er überhaupt über den Berg hinüberkommt!“ fügte er stirnrunzelnd hinzu. „Es geht auf den Frühling zu, da hat es diese Sorte von Kranken meist verdammt eilig. Aber er muß gesund werden — er muß!“ rief er laut aus, wie wenn er eine innere Stimme übertönen wollte. „Es wär' schade um ihn. Denn ich halte ihn für einen Menschen, aus dem noch was Großes wird. Es steckt ein mächtiges Feuer in ihm — eins, in dem Siegfriedschwerter geschweißt werden, wissen Sie —“

Im nächsten Augenblicke schon bereute es Croning,

diesen Vergleich gebraucht zu haben. Wie mit einem Zauberschlage war der Tourist Schwabl in den Musiker und Künstler Schwabl wieder verwandelt.

Starnberg — Tutzing — Weilheim! Pustend und stampfend legte die Lokomotive die ganze lange Strecke zurück — Schwabl merkte es nicht. Von den Siegfriedschwertern, die man brauchte, um all die Neidlinge niederzuschlagen, die der modernen, der Musik der Zukunft Prügel in den Weg schmeißen, kam er in schier endlosen Darlegungen über das vorsündflutliche Prinzip der Melodie in der Musik, das sich längst überlebt habe, auf das Programmatische in der Musik zu sprechen, das Wagner in seinen Leitmotiven gewissermaßen vorgeahnt, aber bei seinem verhältnismäßig engen, weil immer nur auf die dramatische Wirkung gerichteten Gestaltungsvermögen nicht zu sieghaftem Durchbruch geführt hatte.

„Die Programmmusik ist die Musik der Zukunft! Da giebt's gar keine Würschtln!" setzte Schwabl dem ihm gegenüber sitzenden Croning, der vergnügt lächelnd durch das Coupéfenster auf die vorübertanzende, im Sonnenlichte glitzernde Schneelandschaft blickte, mit tönender Emphase auseinander. „Ja, ja, Sie lachen, Doktor! Aber — da giebt's gar nichts zu lachen. Warum sollen gerade wir bei der Musik Wagners stehen bleiben? Warum sollen wir zugeben, daß über den Meister hinaus es keine Entwicklung mehr giebt? Der Mensch ist ja doch nur ein Gewohnheitstier. Das geben S' doch zu? Die Kunst darf sich nicht nach ihm richten. Sonst hört sie überhaupt auf. Haben sich die Menschen nicht an Beethoven gewöhnt? Wo giebt's heut noch einen Menschen, der den Beethoven nicht verhimmeln würde? Die Menschenohren haben sich auch an die Wagnermusik gewöhnt. Heut schwärmt alles von Wagner! Warum sollen wir die Musik nicht weiter entwickeln?"

„Zur Kakophonie, nicht wahr?“ ulkte Croning, den der lodernde Eifer Schwabls amüsierte.

„Kakophonie —! bah! Eine Fuge von Bach ist für den auch eine Kakophonie, der kein musikalisch geübtes Ohr hat. Und eine Symphonie von Beethoven auch und der Ring von Wagner auch — alles Kakophonie! Das ist auch so ein dummes Schlagwort —!“

„Wie die Programmmusik!“ fiel ihm Croning lachend in die Rede.

„Bitte sehr, bitte sehr!“ protestierte Schwabl, „die Programmmusik beruht auf einem ganz bestimmten Prinzip. Sie verhält sich zu einem einfachen Lied wie ein lyrisches Gedicht zu einem philosophischen Axiom —“

„Also philosophische Musik —“

„Nicht philosophische, sondern philosophierende Musik —“

„Famos!“ spottete Croning, den das Gespräch immer mehr belustigte, „also demnächst wird der Kantsche kategorische Imperativ in Musik gesetzt. Und einer von den großen Musikern der Zukunft beschenkt uns endlich mit der welterlösenden Philosophie in Tönen, die alle Buchstabenphilosophen bisher vergeblich zu konstruieren versuchten. Ja, ja, es ist alles möglich unter dieser Sonne,“ fügte Croning ernsthaft hinzu, als er bemerkte, daß ihn Schwabl mißtrauisch anblickte.

Der Zug hielt. Die Waggonthür wurde aufgerissen.

„Murnau! Sieben Minuten Aufenthalt!“ rief der Schaffner ins Coupé herein.

Schwabl schnellte auf.

„Donnerwetter, schon Murnau! Da könnte man sich ein Glas Bier kaufen. Was meinen Sie, Doktor?“ rief er und stieg aus.

Croning folgte ihm. Er war auch durstig geworden. Aber es gab kein Bier. Die Bahnhofrestauration war geschlossen.

Schwabl schimpfte.

„Sieben Minuten Aufenthalt und kein Bier!“

Er stieg ins Coupé und holte aus dem Rucksack seine Cognacflasche, die er entkorkte und Croning darbot.

„Prosit, Doktor! Es lebe die Programmmusik!“

Croning faßte die Gelegenheit beim Schopfe.

„Gut, sie soll leben, meinetwegen! Aber jetzt keine Programmmusik mehr, hören Sie, Schwabl!“ Er trank und reichte Schwabl die Flasche. „Da sehen Sie mal — dieses herrliche Panorama!“

In unvergleichlicher Schönheit lag das ganze Gebirge vor ihnen, blendend weiß, in strahlendem Glanze. Das Kreuz auf dem Heimgarten konnte man mit bloßem Auge sehen, und jeder Zacken des pittoresken Grates zwischen Heimgarten und Herzogstand hob sich scharf von dem tiefblauen Himmel ab. Rechts aber, aus der duftigen Ferne, grüßte das mächtige Wettersteinmassiv in blauschimmernder Pracht herüber, aus dem sich dominierend die majestätische Pyramide der Alpspitze in die Lüfte reckte, diese kokette Bergschöne, die bei denen, die zu ihr zum ersten Male staunend emporschauen, immer und immer wieder die Täuschung erweckt, sie sei die Beherrscherin dieser gigantischen Felsriesen, die stolze Zugspitze.

Der graubärtige Oberkondukteur des Zuges, der schon mehreremal, mit neugierigen Blicken Schwabl und Croning musternd, an ihnen vorübergegangen war, hatte sich jetzt an sie herangemacht.

„Schön's Wetter, meine Herren! Ja, da geht oan 's Herz auf! Sie woll'n g'wiß auf d'Zugspitz'n? Vor drei Tag san aa vier Herren von München drob'n g'wesen —“

„So!“ rief Croning, den dies lebhaft interessierte. „Haben Sie die Herren gesprochen?“

„Natürli! Um die Jahreszeit san die Touristen was ganz Rar's. Da interessiert man sich natürli

ganz b'ſonders dafür, wo ſ' hingangen und wo ſ' herkommen! Im Sommer, wann ſ' haufenweis da herin umanandalauf'n, in an Aufzug, als wollt'n ſ' Maſchkerer gehn, da kümmert man ſich nimmer drum. Dös ſan ja aa gar kane Touriſten. Dös ſan Bergwanzen —"

Croning lachte. Der Alte war amüſant.

„Sie können ſie wohl nicht leiden, dieſe — Bergwanzen —?"

„O nein!" brummte der Oberkondukteur. „Unſer Herrgott hat an groß'n Tiergart'n —! Man hat ja a Zeitlang ſein Spaß an dene Bergkraxler, die mit 'n Maul auf alli Gipfel umanandag'ſtieg'n ſan, währenddem 's auf'n Herzogſtand grad no g'langt hat. Wia zu mir amal a Berliner Herr g'ſagt hat, der wo vom Herzogſtand 'runter kommen is und ſeine ſpindeldürr'n Boana da auf'm Bahnhof zählt hat, ob er ſ' aa no alli mitbracht hat: ‚Aber hören Sie man, Schaffner, das bayriſche Jebirge is man doch ſehr uneben!'"

Es klang ungemein komiſch, wie der Alte mit ſeiner ſchweren bayriſchen Zunge den Berliner Jargon zu imitieren ſuchte.

„Aber entſchuldig'n S', meine Herr'n, es is Zeit zum Einſteig'n —! I wünſch' Ihnen halt recht viel Vergnüg'n — und kommen S' g'ſund wieder 'runter von der Zugſpitz!"

Croning bot dem Alten noch ein paar Zigarren an, die dieſer dankend annahm. Dann legte er die Hand an ſeine Mütze und trat an die Coupéthür:

„Derf i bitt'n, meine Herr'n —!"

Schwabl und Croning ſtiegen ein, und der Zug rollte langſam auf Partenkirchen zu.

*

In der „Poſt" in Partenkirchen wurden die beiden von der Poſthalterin, einer hübſchen, ſtattlichen Frau, freundlich empfangen.

„Sie woll'n auf d' Zugſpitz, meine Herr'n?"

„Ja!"

„Da werden S' wohl an Führer woll'n —?"

Schwabl und Croning beratſchlagten. Sollten ſie einen Führer nehmen? Croning erinnerte daran, daß der Oberkondukteur in Murnau geſagt habe, es ſeien erſt vor drei Tagen die vier Mitglieder von der Sektion Bergland auf der Zugſpitze geweſen. Es hatte inzwiſchen nicht geſchneit, die Witterungsverhältniſſe waren im Gegenteil ſogar günſtiger geworden. Man konnte alſo den jedenfalls noch unverwiſchten Spuren der Vorgänger folgen. Zudem entſprach es der ſelbſtändigen Natur Cronings, ſo lange auf die Hilfe eines Führers zu verzichten, als nicht die dringende Notwendigkeit vorlag. Der Führer ſtörte ihn in ſeinem Naturgenuß und ſchmälerte ſeine Freude an der Bergarbeit, je mehr er auf den Führer angewieſen war.

„Ich denke, wir verſuchen es ohne Führer?" ſagte Croning endlich.

Schwabl zögerte mit der Antwort. Eine leichte, kaum bemerkbare Unruhe ergriff ihn. Cronings ſcharfes Auge erfaßte ſofort die Situation. Schwabl wollte offenbar einen Führer. Und Croning war kein blinder Draufgänger, der in den Bergen andre zwang oder überredete, das zu thun, was er ſich ſelbſt zutraute oder vor ſich ſelbſt verantworten zu können glaubte. Er wartete gar nicht Schwabls Antwort ab, ſondern ſagte zu der Poſthalterin, die eben wieder ins Zimmer trat:

„Alſo, Frau Wirtin, ſorgen Sie, bitte, daß ein tüchtiger Führer hierherkommt!"

„I hab' ſchon nach 'm g'ſchickt. Er wird glei kommen. Allein hätt'n S' ja doch net gehn können!"

„So, warum meinen Sie —?" fragte Croning empfindlich.

„Ha, weil dös a große Dummheit waar bei dera Jahreszeit!" erwiderte ſie reſolut.

Sie war weit und breit im Werdenfelserland wegen ihrer offenherzigen Derbheit bekannt, die „resche Posthalterin z'Partenkirch'."

Jetzt mußte Schwabl laut auflachen, als er das verblüffte Gesicht Cronings sah.

„Ja, ja, Doktor! Man traut eben auch Ihrem norddeutschen Dialekt nicht recht viel zu! Was hat der alte Schwede in Murnau gesagt? ‚Das Jebirge is man doch sehr uneben!'"

„Na, na!" mischte sich die Posthalterin ein, „Sie dürf'n mi net falsch verstehn, meine Herr'n! I kenn' den Herrn Doktor da" — sie deutete auf Croning, der erstaunt aufschaute — „ganz gut. Sie san doch vorig's Jahr im Herbst auf der Dreithorspitz'n g'wesen?"

„Allerdings —"

„Und auf der Zugspitz war'n S' schon a paarmal —"

„Jawohl. Ich hätte nicht gedacht, daß Sie sich meiner noch erinnern!" sagte Croning, der sich über das gute Gedächtnis der Wirtin freute.

„No ja! Sie san jetzt schon so oft zu uns kommen. Man sieht die echt'n Bergkraxler immer wieder gern. Und sehg'n S', deszweg'n sag' i, es wär' a Dummheit, wann S' jetzt ohne Führer gangen! I woaß ja, daß S' net mit an Knieschnakler z'ruckkommen, wann S' zum Risserbauern 'nauflauf'n — Sie kennen unsre Berg —, aber jetzt — im Winter, da is' halt doch so a Sach! Man kann sich nur oamal 's G'nack brech'n —"

„Jawohl, Frau Wirtin! Sie haben recht! Aber seien Sie nur zufrieden! Wir haben ja beschlossen, daß wir einen Führer mitnehmen!" lachte Croning. „Und jetzt, bitte, möchten wir unsre Sachen auf unser Zimmer bringen!"

Als Croning und Schwabl wieder in das Herrenstübchen traten, kam ihnen eine mächtige, knorrige Männergestalt entgegen.

Der Mann lüftete das grüne Hütl, an dem das Führerzeichen des Alpenvereins blinkte. Es war ein prächtiger, hochstämmiger Bursche. Eine scharfe, kühne Hakennase ragte aus dem glattrasierten Gesicht, und die kleinen blauen Augen blitzten stolz und trotzig in die Welt hinein.

„Wir wollen morgen früh auf die Zugspitze," sagte Croning.

Der Führer nickte.

„Wollen Sie uns führen?"

Einen Augenblick ruhten die klaren Augen des Führers auf den beiden Touristen. Es schien, als prüfte er sie auf ihre Fähigkeiten.

„Jawoll!" antwortete er dann kurz.

Croning machte nun das Nötige mit ihm ab. Es wurde die Zeit des Aufbruchs bestimmt und eine Reihe von Einzelheiten noch besprochen. Darauf verabschiedete sich der Führer mit einem kräftigen Handschlag von Croning und Schwabl.

*

Mit dem Glockenschlag drei Uhr marschierte die kleine Gesellschaft vom Gasthof ab. Schwabl, der seine Patentlaterne angezündet hatte, löschte sie alsbald wieder. Der Vollmond, der in leuchtender Klarheit am wolkenlosen, sternenbesäten Himmel stand, verbreitete eine intensive Helligkeit, die durch die Ausstrahlung des Schnees noch erhöht wurde.

Straße, Bäume, Berge — alles stand in einem seltsamen, zauberischen Glanz. Der Schnee auf den Berggipfeln gleißte wie flüssiges Silber, und die Schatten, die die Berge warfen, fluteten über die Landschaft wie tiefe, blaue Schleier.

Es wurde kein Wort gesprochen. In tiefem Schweigen gingen Croning und Schwabl hinter dem Führer einher. Nur das leise Knirschen des

Schnees unter den Tritten der drei Männer war hörbar.

Eine gewaltige, ernste Ergriffenheit bannte die Zunge der beiden Freunde. Was war das menschliche Wort gegenüber der ewigen, erschütternden Sprache, die diese erhabene Natur redete! Und was war der Mensch selbst in dieser grandiosen Natur!

So kühl und praktisch Croning sonst dachte — der geheimnisvolle Zauber der Berge übte auf ihn immer eine tiefe, sein innerstes Wesen aufwühlende Wirkung aus. Er war ein andrer, wenn er, wie jetzt, im Schweigen der Nacht dahinwanderte, jede Muskel gespannt und jeder Nerv vibrierend in dem Bewußtsein, daß jeder Schritt ihn der heiligen Majestät der Bergwelt näher brachte.

Hier hatte er sich selbst wiedergefunden. Da droben auf diesen scheinbar unnahbaren Gipfeln, um die die Fittiche der Unendlichkeit schweben, hatte er erkennen gelernt, daß die Welt und das Leben noch mehr zu bieten hatten, als lockende Weiber und wüste Gelage. Und wenn die Hydra großstädtischen Genußlebens ihm zu gefährlich ward, dann flüchtete er in seine Berge, warf er sich hilfesuchend an die ewige Felsbrust und klomm er empor zu den schwindelnden Höhen, über die im zitternden Aether der Aar seine königlichen Schwingen breitet.

Wenn er es in den letzten Jahren so weit gebracht hatte, daß er nun hoffen durfte, seine Studien in wenigen Wochen abzuschließen, — so dankte er es den geliebten Bergen. Croning war keine Natur, die sich mit Grundsätzen und Maximen meistern ließ. Seine unverwüstliche Gesundheit, seine robuste Begierde, zu leben und zu genießen, kannte nicht die Furcht, die andre, Schwächere zu Sklaven sogenannter guter Vorsätze machte. In den Bergen erst fand er seinen Meister. Er pflegte es seine „praktische Philosophie“

zu nennen, dieſes tage- und wochenlange Umherſchweifen in den Bergen, dieſes Wagen an immer ſchwierigere Probleme, dieſes kühne, jauchzende Klettern über ſchwindelnde Grate und in ſtarrenden Felſen, dieſes volle Sichausleben, ſchwebend zwiſchen dem höchſten Glücksgefühl, das die Erkenntnis der eignen Kraft, die Anſpannung aller Energie auslöſt, und der aus gähnenden Abgründen mit lauerndem Auge ihn anſtarrenden Todesgefahr.

All dieſe Gedanken wurden jetzt wieder in ihm wach, als Croning ſchweigend den Spuren des vor ihm wandelnden Führers folgte. Und eine tiefe Wehmut überkam ihn. Wenige Wochen noch — und er brach ſeine Zelte in München ab, zog, das Doktordiplom in der Taſche, hinunter, wo der märkiſche Sand in unendlicher Melancholie ſich dehnt, und kurierte dort in irgend einem kleinen Provinzneſte alte Weiber und gichtiſche Philiſter zu Tode!

Ob er jemals ſeine lieben, ſchönen Berge wiederſehen würde? Er ſtreckte ſeine Arme weit von ſich, als wollte er ſie zu ſich herziehen, ſie an ſeine Bruſt drücken . . .

Tiefer und tiefer drangen die drei in die ſtarrende, ſchweigende Eiswelt des Wetterſteins ein.

Nach dreiſtündigem energiſchem Marſch war die Blaugumpenhütte erreicht. Der Marſch war verhältnismäßig glatt von ſtatten gegangen. Der Schnee, der immer tiefer und tiefer wurde, trug gut. Es herrſchte eine angenehme, eigentümlich milde Temperatur. Die blaue Gumpe, ein kleiner Bergſee, der im Sommer in wunderbar tiefblauer Farbe aus dem durch furchtbar ſteil abfallende, himmelhohe Felswände gebildeten Thalſchluſſe aufleuchtet, war vollkommen ausgetrocknet. Seine Mulde war tief mit Schnee überdeckt.

Der Tag war angebrochen. Die kalten, violetten Schatten wichen wärmeren Tönen. Noch ſah man

die Sonne nicht. Aber droben an den Rainthaler Schroffen, diesen gigantischen Felstürmen, die über zweitausendfünfhundert Meter hoch in stolzem Aufbau in die Lüfte ragen, erglühte ihr purpurner Wiederschein. Wie wehende Fahnen hoben sich einige langgestreckte, in glühendem Rot schimmernde Wolken von dem strahlenden Firmament ab. Und jetzt klomm die Sonne höher und höher. Schon warf sie ihre zitternden Lichter in die eisstarrenden Schrunde des trotzigen, wilden Hochwanner, schon kletterte sie an den furchtbaren Felshängen des Gatterls herab und goß ihre goldene Flut über die mächtigen Abstürze der Zugspitze, die sich noch den Blicken der Rastenden entzog.

„Ein herrlicher Morgen!“ murmelte Croning entzückt, der in stiller Bewunderung zu den der Sonne entgegenwachsenden Gipfeln emporsah.

„Werd' schon schön sein!“ nickte der Führer. „Aber wir müaß'n uns tummeln — der Schnee is schon sakrisch woach — bis wir 'naufkommen —“

„Also vorwärts!“ rief Croning. Und rüstig schritt die kleine Karawane davon, am Partnachfall vorüber, der zu grotesken, blauleuchtenden Eisgebilden erstarrt war.

Die Sonne machte sich mehr und mehr fühlbar. Schwabl, der weniger trainiert war wie Croning, pustete ordentlich hinter dem Genossen einher.

„Saperdi!“ rief er ein Mal über das andre, „dös is ja so warm wie im Sommer!“

Croning lachte. Je höher es ging, um so elastischer wurde sein Schritt. Es war, als ob ein Magnet ihn anzöge.

Der Führer lugte forschend nach dem Himmel. Mehr und mehr häuften sich dort die Wolken, lauter langgestreckte weiße Gebilde, die langsam, Schiffen ähnelnd, durch den zitternden Aether schwammen.

Jetzt fuhr auch ein leiser, eigentümlich warmer Windstoß von den Höhen hernieder.

„Ah, das schöne Lüfterl!“ rief Schwabl und nahm den Hut ab. Auf seiner Stirne perlten die Schweißtropfen.

„Na, na!“ machte der Führer. „Dös Lüfterl sollt' net sein. Da giebt's anders Wetta!“

„Uns wird's ja wohl noch aushalten!“ bemerkte Croning.

„Woll, woll! Kann schon sein!“ antwortete der Führer lakonisch.

Und weiter ging's, schweigend, stampfend und pustend.

So wurde die Angerhütte erreicht, die halb im Schnee begraben lag. Schwabl sandte einen Jodler hinüber zum Schachen, von dem das Königshaus, in dem einst König Ludwig II. so manche weihevolle Stunde, umschwebt von den Geistern der Bergeinsamkeit, verlebte, herübergrüßte.

Auch der Führer stieß einen kräftigen Juhschrei aus und schwenkte sein Hütl. Dann meinte er wehmütig:

„Dös hätt' der Ludwigl aa nit denkt, daß er amal a solchenes End' nehmen thät! Dös war a König — so aner kummt nimmer wieder, solang als d' Welt steht.“

„Haben Sie den König gesehen?“ fragte Croning.

Der Führer reckte sich stolz in die Höhe, und aus seinen klaren Augen leuchtete die Erinnerung an die schönste Stunde seines Lebens.

„G'sehn! Mehr als oamal, Herr! Aber i hab' aa mit eahm g'redt — siehgst — akrat so wia i mit Eahna redt!“ rief er enthusiastisch aus, und der starre, knorrige Mensch wurde mit einemmal beweglich. „Sie! Dös war a grüebiger Herr — koa bißl Stolz hat er net g'habt — d' Hand hat er mir geb'n — hint' in da Ramsau, wia er amal mit sein' Schlitt'n samt die sechs Roß in 'n Grab'n neig'fahr'n is — viel hot

nit g'seit, nachert wear er aa im Schnieb drinnet g'leg'n — der König — vastand'n! Nachert ham mir den Schlitt'n wieder außizog'n auf d' Straß'n — i und noch a paar Mannerleut — und an jed'm von uns hat er zehn Markl geb'n — siehgst — Herr — da hab' i's no —" er deutete auf seine Uhrkette, an der das Goldstück in der Sonne funkelte —, „und nachert is er davon g'fahr'n — g'fahr'n is er wie no mal der Teufi!"

Wie oft mochte der biedere Gebirgler dieses kleine Abenteuer schon erzählt haben!

Es war für ihn eine unversiegbare Quelle freudigen Stolzes und Glückes, an der sich sein treues Bayernherz erlabte, solange es ihm noch warm unterm rauhen Hemde schlug.

Einen Augenblick stand er in Erinnerung versunken, dann aber fuhr er plötzlich auf und lugte nach dem Himmel aus, der sich mehr und mehr mit dicken, grauen Wolkenballen überzogen hatte.

Croning folgte seinen Blicken und fragte dann: „Na — was ist's — die Wolken sind doch nicht bedenklich?"

Er zog die Schultern in die Höhe und sah forschend zu den Bergen hinüber, deren vor kurzem noch blendend weiße Schneehülle in tiefe, blaukalte Farben getaucht erschien. In wenigen Minuten hatte sich das glänzende, strahlende Bild der grandiosen Winterlandschaft, die die Touristen umgab, seltsam verändert. Ein drohender Schatten hatte sich über die leuchtenden Berggiganten gelegt, und um den wilden, zerklüfteten Hochwanner flatterten weiße Wolkenfetzen wie Leichentücher, die sich tiefer und tiefer herabsenkten.

Das warme, wohlige Lüftchen, das das ziemlich beschwerliche Steigen in dem weicher werdenden Schnee erleichtert hatte, war kurzen, scharfen Windstößen gewichen, die von den eisigen Felshöhen herabwehten

und den Hauch ewigen Todes, der da oben herrſchte, ins Thal trugen.

„A ſchiachs Wetta!“ murmelte der Führer endlich nach langer, ſchweigender Ausſchau. „Werd' ſchon guat ſein, wann wir uns a bißl tummeln.“

„Alſo vorwärts!“ kommandierte Croning. „Wir müſſen doch wenigſtens die Knorrhütte erreichen.“

„Woll, woll!“ antwortete der Führer und fügte ſein ſtereotypes „Kann ſchon ſein!“ hinzu.

Weder Croning noch Schwabl ſprachen mehr ein Wort. Der ſteile Zickzackweg, der zwiſchen tief verſchneiten Latſchen höher und höher führte, erforderte alle Kräfte der Lungen.

Je höher die Karawane kam, um ſo mehr machte ſich der kalte Wind fühlbar, der ſchon zu ziemlicher Stärke angewachſen war und da und dort den jetzt feinen und pulverigen Schnee in kleinen Wirbeln aufjagte und in wilden Kreiſeln hinabtrieb, während er droben von den Gipfeln und Kämmen ganze Schneewolken aufſtöberte und in die Abgründe warf.

„Da droben ſcheint es ſchon ganz hübſch zu ſtürmen!“ rief Croning, der dieſe Schneewolken ſchon eine Weile beobachtet hatte.

„Woll, woll! Kann ſchon ſein!“ erwiderte der Führer trocken und bahnte den Weg weiter. Immer heftiger wurden die Windſtöße, die vom Brunnthalkopf herabkamen. Eine beklemmende Dämmerung hatte ſich auf die Eiswildnis herabgeſenkt. Der Schnee leuchtete nicht mehr. Er hatte eine fahle Farbe angenommen, die alles ringsumher ſtumpf und tot erſcheinen ließ.

Kein Laut belebte die furchtbare Einſamkeit. Nur das kurze Atmen der Aufwärtsklimmenden war hörbar, wenn die ſummenden und pfeifenden Windſtöße ausſetzten.

Endlich nach vierstündigem hartnäckigem Steigen kam die Knorrhütte in Sicht. Es war gegen die Mittagszeit. Der Führer und Croning entfernten den Schnee, der die Thüre der Hütte halb verweht hatte, dann schloß der Führer auf, die völlig vereiste Thür krachte klirrend in ihren Angeln. Eine eisige Grabesluft wehte den Eintretenden aus der dunkeln Hütte entgegen.

Aber bald wurde es gemütlich. Der Führer hatte in der Küche Feuer gemacht und einen heißen, gliederbelebenden Thee zubereitet. Dazu gab's treffliche Wurst aus Cronings Provianttasche.

„Das soll uns einmal einer nachmachen von denen am Komödientisch!" scherzte Croning, der so frisch war, als hätte er einen kleinen Spaziergang zurückgelegt.

Schwabl nickte und lachte. Aber es war ein gezwungenes Lachen. Ihn hatte die Tour ordentlich angegriffen. Er sah müd und abgespannt aus. Dem scharfen Auge des Führers entging es nicht, und er meinte:

„Is Eahna net ganz extra, Herr?"

Schwabl schüttelte heftig den Kopf und raffte sich auf.

„Ah! Nein, nein! Was soll mir denn fehlen? Hab'n S' keine Sorge — ich halt' aus!"

Auch Croning drang in ihn, es doch einfach zu sagen, wenn er sich müde fühle. Dann sei es besser, die Nacht in der Hütte zuzubringen und erst morgen den Aufstieg zum Gipfel zu versuchen. „Freilich," fügte er hinzu, indem er zum Fenster hinaussah, „wer weiß, wie das Wetter morgen ist und ob wir dann überhaupt noch den Gipfel erreichen können."

Schwabl protestierte energisch dagegen, daß man wegen ihm eine Aenderung des Planes eintreten lasse.

Es sei beschlossen worden, die Zugspitze zu erklimmen, und dieser Beschluß müsse durchgeführt werden.

Sein Ehrgeiz war geweckt worden, und er selbst drängte, nachdem die Mahlzeit beendet war, zum Aufbruch.

Als er ins Freie trat, sang er ein schallendes „Hoiodohoh!" in die Luft. „Da, seht, das Wetter wird auch wieder besser!"

Er deutete gen Himmel. Es hatte den Anschein, als teilten sich die Wolken. Sogar ein flüchtiger Sonnenstrahl irrte über die grausigen Abstürze des Gatterl hin. Der Wind hatte fast ganz nachgelassen und einer tiefen, düsteren Stille Platz gemacht.

„Also wagen wir's?" fragte Croning, zu dem Führer gewendet, der schweigend nach den Höhen emporsah.

Er warf einen Blick auf Schwabl.

„Wenn's der Herr dermach'n kann —"

„Zum Donnerwetter! Vorwärts!" rief Schwabl ärgerlich und schritt weit ausholend voran. „Ich will heut abend im Münchnerhaus, auf dem Gipfel der Zugspitze meinen Grog trinken!"

Nach mehrstündigem Marsch wurde der Schneeferner erreicht. Das Wetter, das bis dahin ganz gut gewesen war, verschlechterte sich mit einem Male. Mit erneuter Kraft sauste der Wind über den Ferner herüber und trieb den Touristen spitze Eisnadeln ins Gesicht.

Es war, als wenn plötzlich alle Elemente der Natur entfesselt wären und auf dem Ferner ihre wilden Orgien feierten.

„Soll man zurück?" schrie Croning, um sich dem vor ihm am Seile gehenden Schwabl in dem Sturmgeheul, das sie umtoste, vernehmlich zu machen. Aber Schwabl schien nicht zu hören, oder er wollte nicht hören. Mit mächtigen Schritten stampfte er weiter,

halbverwehten Fußspuren folgend, die offenbar von den vier Herren herrührten, die vor einigen Tagen die Zugspitze ebenfalls erklommen hatten.

Einen Augenblick überlegte Croning, ob er nicht stehen bleiben sollte, um so Schwabl aufmerksam zu machen und ihn zur Umkehr zu veranlassen.

Aber warum auch sollte man umkehren? Warum die Flucht ergreifen? Was war denn geschehen? Nun ja — das Wetter spielte ihnen einen bösen Streich. Mochte doch der Sturm heulen, soviel er wollte — wie oft hatte er dieser gewaltigen Symphonie der Lüfte schon gelauscht, mit ehrfürchtigem Schauern gelauscht, wenn er mit seinem Führer in den Felsen hing und unter ihm die Welt in Trümmer zu brechen schien!

Solange zu dem Sturm sich der Schnee nicht gesellte, war keine Gefahr vorhanden. Allerdings — dort über dem Schneefernerkopf stiegen gewaltige blau-graue Wolkenberge empor. Aber die verjagte der Sturm auch wieder so schnell, wie er sie hertrug.

Und schließlich — würde der Führer, der Wind und Wetter in den Bergen und ihre Launen genau kannte, den Weitermarsch riskiert haben, wenn er eine Gefahr im Anzug sah? Er sah unwillkürlich nach dem Führer um, der, die Hand am Seil, ruhig und gleichmäßig, die Augen auf Schwabl geheftet, dahinschritt.

Beruhigt schritt Croning weiter. Endlich war der Ferner überquert und die große Reißen, ein steil abfallendes Geröllfeld, erreicht. Hier wurden die Steigeisen angelegt, und nun ging's langsam im Zickzack aufwärts.

Der Sturm wuchs zum rasenden Orkan an. Heulend und pfeifend, donnernd und grollend sauste er die Geröllhalde herunter. Croning hatte das Ge-

fühl, als könnten er und seine Genossen im nächsten Augenblick hinabgeweht werden.

Jetzt waren die Felsen erreicht, an denen stellenweise die Drahtseile, die den Aufstieg erleichtern, vom Schnee verweht waren. Und jetzt brach mit einmal ein furchtbarer Schneesturm los. Wirbelnd, in wilder Flucht, jagten die dichten Schneeflocken daher. Es war völlig Nacht geworden. Kaum vermochte Croning seinen Freund mehr zu erkennen, der vor ihm aufwärts klomm, hastig, in fiebernder Eile, so schnell es das schwierige, zum Teil vereiste Terrain nur gestattete. Croning trat der Schweiß auf die Stirn. Was war nur mit Schwabl? Trieb ihn der Wahnsinn vorwärts? So unvorsichtig wie er, ohne erst festen Tritt zu fassen, aufwärts kletterte, war es beinahe Gewißheit, daß Schwabl stürzen mußte. Und stürzte er, so stürzten sie alle. Denn jetzt erinnerte er sich erst: sie waren ja aneinander geseilt. Er selbst hatte es, bevor sie den Ferner betreten hatten, gewünscht, um Schwabl, der ihm nicht mehr ganz zuverlässig erschien, mehr Sicherheit einzuflößen.

Und Schwabl stieg immer weiter. Croning konnte ihn, obwohl er nur wenige Schritte ihm voraus war, kaum erkennen. Das Schneegestöber legte sich wie ein Schleier zwischen ihn und den Freund.

Den Musiker schien nur ein Gedanke vorwärts zu treiben: das Haus erreichen, um jeden Preis das Haus erreichen!

Hinter Croning kam jetzt der Führer heraufgekeucht.

Er hörte seine mächtige Stimme. Sie klang in dem Orkan, der sie umbrauste, wie Flüstern.

„Was is denn mit dem Herrn! Wann der fallt — san mir verlor'n!"

Er hatte sich vom Seil losgemacht und kletterte an Croning vorüber. Offenbar wollte er Schwabl erreichen.

Croning glaubte schon den Grat zu sehen, der zum Gipfel hinüberführt. Dort oben mußte Schwabl doch Halt machen. In diesem Tempo konnte es nicht weitergehen über den Grat — das war der sichere Tod.

Jetzt war der Führer dicht hinter Schwabl. Croning sah, wie er den Arm nach ihm ausstreckte. Da geschah das Schreckliche. Die Berührung des Führers oder seine Stimme mußten Schwabl erschreckt haben. Er strauchelte, wankte — Croning sah noch, wie der Führer ihn zu halten versuchte —, im nächsten Augenblick sauste an ihm eine kollernde Gestalt vorüber — Croning tastete mechanisch nach dem Drahtseil und wollte sich festklammern, um den stürzenden Freund zu halten — aber er griff fehl — ein fürchterlicher Ruck, der ihm die Brust zusammenschnürte — ein Schrei — und er stürzte mit Schwabl in die Tiefe. Er hörte das Klirren seiner Steigeisen, die auf den vereisten Felsen aufschlugen — wie ein Blitz in finsterer Nacht jäh die ganze Landschaft beleuchtet, so sah er plötzlich sein ganzes Leben erhellt im Geiste vor sich — da stand er auf der Mensur — da saß er mit seiner Melanie auf der Düne von Helgoland — da zechte er am Komödiantentisch — dann wurde es Nacht — er verlor die Besinnung . . .

Und zu der Katastrophe brauste der wütende Schneesturm seine gewaltige, felsenerschütternde Totensymphonie . . .

Der Führer stand noch immer auf der Stelle, die er vor dem Sturz Schwabls erklommen hatte. Es schien ihm unfaßbar, daß das, was sich eben vor seinen entsetzten Blicken abgespielt hatte, Wahrheit, Wirklichkeit sein konnte. Hier, wo im Sommer Hunderte von Touristen heiter lachend und sorglos emporklettern zum Gipfel! Wie konnte es nur geschehen?

„Der Herr is krank word'n!" murmelte er in einem fort vor ſich hin, wie um ſich zu beruhigen. Allmählich fand er die Herrſchaft über ſich ſelbſt wieder. Was war zu thun? Den beiden nachklettern? Es war unmöglich — jetzt, in dieſem furchtbaren Unwetter. Er würde ſie nicht finden. Und ſchließlich, wenn er noch lange nach ihnen ſuchte, war ihm durch den koloſſalen Schnee, den der Sturm über die Berge herabtrieb, der Weg zum Münchnerhaus vollſtändig abgeſchnitten.

Das war noch das Beſte, ſo ſchnell wie möglich dorthin zu eilen — es war ja nur noch der Grat zwiſchen ihm und dem Haus — und nach Partenkirchen hinunter zu telephonieren und die Leute von dem Unglück in Kenntnis zu ſetzen. Morgen früh konnte eine Hilfsexpedition oben ſein.

Er machte ſich nach kurzer Ueberlegung auf, ſeinen Plan auszuführen. Er wußte — der Marſch über den Grat bei dieſem entſetzlichen Sturm und in die raſch hereinbrechende Nacht hinein konnte auch ihm den Tod bringen. Ein Fehltritt, ein Schritt auf eine den Grat trügeriſch verbreiternde Schneewächte — und auch er war verloren.

Aber es galt, ſeine Pflicht zu erfüllen! Und ſo ſtieg er aufwärts und taſtete ſich über den Grat mit dem Mute der Verzweiflung. Er mußte alle Kraft zuſammennehmen, um ſich auf dem ſchwindelnden Pfad zu halten. Der Sturm ſauſte mit wilder Gewalt über den Grat weg und drohte mit jedem Augenblick den Mann in die Tiefe zu ſchleudern. Mehrere Male mußte ſich der Führer platt hinlegen. Es war nicht möglich, aufrecht zu ſtehen. Da unten zu ſeiner Linken lag in gähnender Tiefe der Eibſee. Hunderte von Metern fielen hier die Felſen ſenkrecht ab. Ein grauſiger Abgrund — den der Schneeſturm gnädig verhüllte. Wenn er da hinabſtürzte . . .

Der Mann erbebte. Aber nur eine Sekunde lang. Dann kletterte er wieder mit eiſerner Energie vorwärts — und endlich — endlich — tauchte vor ihm aus dem Schneegeſtöber das Haus auf. Keuchend, ſchweißtriefend ſprengte er mehr, als er ſie öffnete, die wohlverſchloſſene Thüre. Einen Augenblick gönnte er ſich Ruhe. Dann trat er an den Apparat und telephonierte . . .

Draußen ſchaufelte der grollende Sturm einen Schneehügel über zwei junge, ſterbende Menſchen . . .

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Zwölf Tage brachte Geiger in Partenkirchen zu, bis er endlich Cronings und Schwabls Leichen geborgen wußte. Der Katastrophe, die seinem besten Freunde das Leben gekostet hatte, verdankte er seine allmählich wiedererwachende Energie. Es war bewunderungswürdig, mit welchem Eifer, mit welch unerschütterlicher Ausdauer er Expedition um Expedition bildete und leitete, um seinen Freund und dessen unglücklichen Schicksalsgenossen zu bergen.

Es waren Tage voll heißer Arbeit, voll drohender Gefahren. Der Eiswelt der Zugspitze mußten die beiden Opfer unter harten, verzweifelten Kämpfen abgerungen werden.

Endlich gelang das ernste, traurige Werk. Am elften Tage — die von Geiger aufgebotenen Führer hatten schon erklärt, sie hielten es für unmöglich, die Leichen vor dem Sommer aufzufinden — stieß man auf die beiden Verunglückten.

Der Bezirksarzt, der die Leichen untersuchte, konstatierte, daß Croning und Schwabl nicht durch den Sturz getötet worden seien, sondern daß sie, unfähig, der Schneewildnis zu entrinnen, erfroren wären.

Es war ein herrlicher, warmer Märztag, an dem die beiden Bergsteiger auf dem kleinen, stillen Partenkirchener Friedhofe bestattet wurden. In wunderbarer Schönheit erstrahlten ringsum die majestätischen Berge.

Die beiden schlichten Särge wurden von Führern in ihrer schönen, heiteren Gebirgstracht getragen. Die robusten, stattlichen, wettergebräunten Männer, die sonst die bergfrohen Wanderer mit sicherer Hand und sicherem Auge hinaufführen zu lichten Höhen, dahin kein Erdenlaut mehr dringt, — sie trugen jetzt die ihrem Schutze Befohlenen auf starken Schultern schweigend dem Grabe entgegen.

Hinter den Särgen schritt Geiger. Ihm folgten einige Münchner Herren, Alpenvereinsmitglieder, die sich an den Bergungsexpeditionen beteiligt hatten, und eine kleine Anzahl Partenkirchener Einwohner.

Nachdem der Geistliche eine kurze, tiefempfundene Ansprache gehalten und die üblichen Gebete gesprochen hatte, trat Geiger an das Grab Schwabls und warf einen Edelweißkranz, den die trostlose Verlobte des Musikers gesandt hatte, auf den Sarg. In Cronings Grab aber warf er einen Strauß duftender Reseden und leuchtender Astern.

Die Trauergäste hatten sich längst schon entfernt. Geiger stand allein noch an den beiden Gräbern. Und über die offenen Hügel hinweg sah er thränenden Auges hinauf zu den Bergen. Und er gedachte der frohen Stunden, da Croning sein Lieblingsgedicht citierte:

„Stell auf den Tisch die duftenden Reseden,
Die letzten roten Astern trag herbei,
Und laß' uns wieder von der Liebe reden,
Wie einst im Mai . . .!"

*

Als Geiger nach München zurückgekehrt war, fand er einen Brief von Leonie vor. Sie schrieb ihm aus Brüssel:

„Lieber Freund! Ich möchte Ihnen noch einmal im Geiste die Hand drücken, bevor ich Europa den Rücken kehre, und Sie bitten, dem armen Weibe zu verzeihen, das Ihnen durch seine Unerfahrenheit und kindische Eitelkeit so schweres Leid zugefügt hat. Ich hoffe, daß Sie meine Bitte erfüllen, und daß Sie die Kraft finden, mich zu vergessen. Sie haben mich einmal nach einer Ibsen-Vorstellung im Münchner Residenztheater — o, wie herrlich ist doch dieses München! — auf das Ibsensche Wort aufmerksam gemacht: ‚Der stärkste Mann ist der, der allein steht!‘ Darf ich Sie heute an dieses stolze Wort erinnern? Ich denke, daß es keine leere Phrase ist. Verzeihen Sie, wenn ich das sage. Aber ich bin in diesen letzten Wochen an so vielem irre geworden, was die Menschen groß und edel und erhaben nennen.

„Ich habe in meinem Elternhause keinen Vater und keine Mutter vorgefunden. Nur einen Mann, der mich in seinem grenzenlosen Egoismus mit Vorwürfen überhäufte, daß ich ihn ruiniere, und eine herzlose Frau, die mich reif für das Irrenhaus erklärte, weil ich ihr erklärte, ich könne nicht die Gattin eines Mannes sein, den ich nicht liebe.

„Gestern ist von Herrn Hubmaier ein Brief eingetroffen, der diese beiden Menschen in einen exaltierten Glückstaumel versetzte. Hubmaier wünscht alle Beziehungen zu meinem Vater aufrecht zu erhalten. Die Eltern sollen es nicht entgelten, was die Tochter verschuldet.

„Vielleicht hofft er, mich durch diese Großmut — die ich gerne dankbar anerkenne — zur Rückkehr zu veranlassen. Vielleicht auch will er mich beschämen. Dann würde er auch jetzt noch nicht begreifen und

verstehen, warum eigentlich ich ihn verlassen habe: weil ich ihn zu sehr achte, um ihn betrügen zu können ..."

Geiger sah eine Weile tiefbewegt vor sich hin. War das, was ihm Leonie schrieb, nicht eine Anklage, die sich auch gegen ihn richtete? Hatte nicht auch er von diesem Weibe etwas begehrt, was es ihm nie gewähren durfte, nie, nie, — wenn es ihm nicht verächtlich erscheinen sollte —?

Er las den Brief zu Ende:

„In meinem Elternhause kann ich nicht bleiben. Jetzt, nachdem ja alles gesichert erscheint, will man mich allerdings halten. Aber das schmeckt nach Gnade. Und ich will keine Gnade von Leuten, die selbst auf die Gnade andrer angewiesen sind. Ich gehe zu meiner verheirateten Schwester nach Amerika. Ich hoffe, dort so lange bleiben zu können, bis ich eine Stellung gefunden habe, die mich ernährt. Ich werde niemand zur Last fallen. Und dann will ich mich selbst erziehen, da mich niemand erzogen hat.

„Nun leben Sie wohl, teurer Freund! Und vergessen Sie mich. Uebermorgen geht das Schiff, das mich nach Amerika bringt. Ins Land der Freiheit?! — Auch eine Phrase. Aber wenigstens nicht in dem Sinne, wie ich es meine: denn für mich ist es das Land der Freiheit, der Selbstbestimmung. Dort kann ich mein eignes Leben leben ... Ein neues Leben!"

Geiger faltete den Brief zusammen.

„Arme kleine Leonie!" murmelte er. Er ging im Zimmer auf und ab. Mehr und mehr waren in den letzten Wochen die schmerzlichen, bitteren Empfindungen, die sich an sein Erlebnis mit Leonie knüpften, einer stillen, kühlen Resignation gewichen, einer Resignation, die weder verzeiht noch anklagt. Er glaubte so allmählich die richtige Stellung gegenüber seinen Erinnerungen an Leonie gefunden zu haben. Aber

dieser Brief der unglücklichen Frau tilgte in ihm nun auch noch den Rest der selbstgefälligen Stimmungsschwelgerei, die ihn von der belebenden, stärkenden, echten Arbeit weg in ein Labyrinth von falschen Gefühlen und Empfindungen gelockt hatte, in dem er beinahe untergegangen wäre.

Ja, Leonie war seine Retterin, seine Erzieherin! Ihr Brief, den er mit gemischten Gefühlen und nur widerstrebend geöffnet hatte, erschien ihm jetzt heilig wie das Testament eines Toten. Die Frau, die er so oft in einsamen Stunden ein unvernünftiges Kind genannt hatte, das ihn getäuscht, genarrt, — diese Frau mußte ihn lehren, groß zu denken, stark zu handeln. Er, der am Komödiantentisch immer Selbstbefreiung, Selbstvervollkommnung predigte, wurde durch ein Weib beschämt. Und was blieb ihm übrig von dem Leben der letzten Jahre? Ein paar Dutzend schön gedrechselter Verse, Worte, schöne Worte, leere Worte — und nicht eine starke, männliche That. Diese Abrechnung war bitter.

Geiger war ans Fenster getreten und starrte hinaus auf die Theresienwiese, auf der sich unzählige Kinder in heiterem Spiel tummelten. Noch einmal Kind sein können! Noch einmal von vorn anfangen können...! Ein neues Leben beginnen können!

Ein neues Leben! — Schrieb das nicht Leonie in ihrem Briefe? Wenn sie es konnte — warum nicht auch er?

In Geiger erwachte jäh eine glühende Sehnsucht nach Arbeit. Ja — Arbeit — das war's, was ihn wiedergebären würde, — ernste, anstrengende Arbeit. Nicht mehr dieses kindliche Tändeln mit Phrasen und Ideen, dieses Predigen am Biertisch, — sondern praktische Arbeit, energisches Hingeben an einen bestimmten Zweck, an eine greifbare Aufgabe — an einen Beruf...

Geiger griff diese Gedanken immer begieriger auf, und je mehr er sie erwog, um so freier fühlte er sich. Die Vergangenheit rückte immer weiter und weiter von ihm fort — und vor seinen Augen dämmerte die Zukunft herauf wie ein rosiger Morgen, frisch, herb und kräftig und hoffnungsvoll . . .

*

Es war überraschend gut gegangen. Geiger hatte schon am nächsten Morgen mit klopfendem Herzen den Gang unternommen, der seinem Leben eine entscheidende Wendung geben sollte. Der Chefredakteur der großen Münchner Tageszeitung, in deren Redaktion Geiger eintreten wollte, hatte ihn sehr freundlich empfangen und ihm gute Aussichten eröffnet. Zwar könne er ihn nicht sofort anstellen, doch wolle er ihn gerne als externen Mitarbeiter beschäftigen, sagte er Geiger, der sich freudig zu allem bereit erklärte. Er möge sich noch ein bis zwei Wochen gedulden, dann wolle er ihm die Entscheidung über seine Verwendung mitteilen.

Noch am gleichen Tage traf Geiger mit Hauptmann Lauth zusammen, den er seit der Katastrophe Croning-Schwabl nicht mehr gesprochen hatte. Er teilte ihm in froher Erregung seinen Entschluß mit, sich der journalistischen Laufbahn zu widmen.

„Famos! Sehr gut! Sehr gut!“ rief Lauth aus. „Mit der Schriftstellerei allein is's wie mit dem Malen. Man kann dabei verhungern!“

„Ja — was ist denn, Herr Hauptmann — was macht die Kunst?“ fragte Geiger.

Lauth blieb stehen und fuchtelte mit den Armen in der Luft herum.

„Nix is! Nix is! I bring' halt die richtigen Tön' net 'raus —!“

Geiger lachte.

„Apropos, Doktor! Was is denn mit unserm Ausflug nach Bozen? Ham S' keine Schneid mehr? I hätt' jetzt grad a paar Tag Zeit. Nachher muß i wieder 'naus an die Osterseen und mal'n!"

Geiger überlegte einen Augenblick.

„Und unsern Zippelmann müssen wir doch auch aufsuchen. Der arme Kerl wird noch gar nix wissen von dem Unglück an der Zugspitz'n," meinte Lauth.

Zippelmann! Das Schicksal des kranken Mimen fiel Geiger plötzlich schwer aufs Herz.

Ja, was würde Zippelmann zu dem jähen Ende seines treuen Freundes sagen! Das war ein furchtbarer Schlag für den Kleinen, der wohl alle seine Hoffnung auf Croning setzte.

Geiger erinnerte sich jetzt, daß Croning ihm noch am Abend vor der unseligen Bergfahrt mitteilte, er habe Zippelmann einstweilen dreihundert Mark mitgegeben und im Hotel Badl in Gries ein Zimmer für vierzehn Tage vorausbezahlt. Wenn er wiederkäme, wolle er sehen, wie die Nachrichten über Zippelmann lauteten. Er hatte einen Bozener Militärarzt, mit dem er im vergangenen Jahre im Batzenhäusl vergnügte Stunden zugebracht hatte, brieflich gebeten, sich des Kleinen anzunehmen und ihm Bericht zu erstatten, ob Hoffnung vorhanden sei, ihn durchzubringen. Je nachdem dieser Bericht ausfiel, wollte er sich dann über eine Verlängerung von Zippelmanns Aufenthalt in Bozen entscheiden.

Croning war nicht mehr zurückgekommen. Was war aus Zippelmann geworden? Der Kleine befand sich sicher in der schlimmsten Verlegenheit, zumal er von Croning keine Nachricht erhielt.

Geigers bemächtigte sich eine große Unruhe. Hatte er vorhin noch gezögert, auf Lauths Vorschlag einzugehen, so war er es jetzt, der zur schleunigen Reise nach Bozen drängte.

Lauth suchte Geiger zu beruhigen und erklärte sich bereit, mit ihm schon am nächsten Morgen abzureisen.

Als sie sich getrennt hatten, überlegte Geiger, ob er nicht in Zippelmanns Wohnung gehen sollte. Vielleicht hatten seine Mietsleute Nachricht von ihm.

Rasch entschlossen setzte er sich in eine Droschke und fuhr hin. Die Leute hatten nur eine Postkarte von Zippelmann erhalten. Schon vor etwa zehn Tagen. Er teilte ihnen darin mit, daß er sich ganz wohl fühle. Seitdem hatte er nicht mehr geschrieben.

Geiger hatte die Droschke am Hause warten lassen und fuhr jetzt zur Frau Müller, bei der Croning gewohnt hatte.

Die gute Frau, der er die Botschaft von dem Absturze Cronings zuerst überbracht hatte, hatte sich noch immer nicht über das Ende ihres „lieben Herrn Doktors", wie sie ihn nannte, getröstet.

Als sie Geigers ansichtig wurde, brach sie in Thränen aus.

Auch Geiger stand einen Augenblick erschüttert. Dann fragte er beinahe atemlos, ob an Croning noch Briefe eingelaufen seien.

„Ja," antwortete Frau Müller, „noch drei Brief' san kommen!"

Sie brachte sie Geiger, der sie klopfenden Herzens und mit zitternden Händen öffnete.

Einer war von Zippelmann. In überschwenglichen Worten dankte er Croning für die Opfer, die er ihm, dem armen, elenden Komödianten bringe, und berichtete über seinen Gesundheitszustand, der sich bedeutend gebessert habe, so daß er hoffe, in den nächsten Tagen schon wieder nach München zurückreisen zu können, vollständig hergestellt und mit der brennenden Sehnsucht im Herzen, sein Studium zu vollenden, um Croning so bald wie möglich all das wieder zurückgeben zu können, was er ihm schulde.

Die beiden andern Briefe waren von dem Militärarzte, der Zippelmann behandelte. Sie lauteten sehr ungünstig. In dem ersten Briefe sprach der Arzt noch von einer möglichen, wenn auch sehr unwahrscheinlichen Besserung. Im zweiten Briefe, der vier Tage danach geschrieben war, äußerte sich der Arzt über Zippelmanns Zustand hoffnungslos. Es sei eine neue Erkältung hinzugekommen, und das sei bei Lungenleidenden in diesem vorgeschrittenen Stadium der Erkrankung gewöhnlich der Anfang vom Ende. Zippelmann nehme rapid ab. Er habe aber von seinem trostlosen Zustand keine Ahnung, sondern sei heiter und beschäftige sich mit allen möglichen Gastspielplänen, die er, sobald er wieder gesund sei, ausführen wolle, um seinem Freund Croning nicht länger zur Last fallen zu müssen. Der Arzt schloß: „Seien Sie versichert, verehrter Herr Kollega, daß ich alles thue, was in meiner Kraft steht, Ihrem Freund den Rest seines Lebens so erträglich als nur irgend möglich zu gestalten. Ich habe Ihren Freund von ganzem Herzen liebgewonnen. Wäre es ihm beschieden gewesen, die Bühne zu betreten, so würde aus ihm zweifellos ein großer Künstler geworden sein. Ich bewundere an ihm sowohl seine große, vornehme Bescheidenheit, die immer die Mitgift eines echten Talents ist, wie seine glühende, hinreißende Begeisterung, mit der er von seiner Kunst spricht. Schade, schade um ihn!"

Es kostete Geiger Mühe, sich zu beherrschen. Das tragische Schicksal, das die beiden Menschen, Croning und Zippelmann, in den letzten Stunden ihres Lebens zusammengeführt hatte, wühlte sein Innerstes auf.

Mit kurzem Gruß verließ er Frau Müller. Als er wieder in der Droschke saß, um nach seiner Wohnung zu fahren, überwältigte ihn der Schmerz, der in ihm tobte, und er weinte . . .

*

Es war ein prächtiger, echt Bozener Morgen, erfüllt von leuchtendem Sonnenschein und dem jungfräulichen zarten Duft der in voller Lenzesschönheit prangenden südlichen Natur, als Geiger und Lauth, die Talferbrücke verlassend, gegen das Hotel Badl einbogen, dessen Eingangsthor wie zum Willkomm von herrlich blühenden Oleanderbäumen überschattet war.

Eben trat ein stattlicher Mann in der kleidsamen, dunkeln Uniform der österreichischen Militärärzte in die Sonne heraus, eifrig mit einer älteren Frau sprechend, auf deren Gesicht sich tiefes Bedauern ausprägte.

Geiger wollte an den beiden vorüberschreiten, als er den Namen Zippelmann hörte.

Hastig eilte er auf den Militärarzt zu, der, die Hand an das Käppi legend, einen Schritt zurücktrat und Geiger erstaunt ansah.

Geiger stellte sich und Hauptmann Lauth vor und klärte den Arzt über den Zweck ihrer Anwesenheit auf.

Ueber das Gesicht des Arztes huschte ein tiefer Schatten.

„So! Die Herrn san Freunde des Herrn Kollegen Croning!“ rief der Oesterreicher und reichte ihnen die Hand. „Aber, i bitte — warum schreibt denn der gute Doktor net? — Zwa Brief' hab' i ihm jetzt schon gesandt —“

Geiger teilte ihm mit zuckenden Lippen die Ursache von Cronings Schweigen mit.

„Ja — alsdann —!“ rief der Arzt tiefbestürzt aus und ließ sich von Geiger erzählen. Dann drückte er ihm und Lauth herzlich die Hand, und einen Augenblick sahen die drei Männer schweigend zu Boden.

„Wie steht es mit Zippelmann?“ brachte endlich Geiger mühsam hervor. Er sah ängstlich zu dem Arzt empor, der die Schultern in die Höhe zog und den Kopf schüttelte.

„Is nix mehr z' mach'n! Zwa — drei Tag' noch — alsdann is der liebe Klane dahin —!"

„Weiß er's?" fragte Lauth tonlos, während Geiger sein Gesicht in den Händen vergrub.

Der Arzt lächelte wehmütig.

„Na! Na! Er studiert jetzt den Franz Moor — damit will er debütieren, wann er wieder g'sund sein wird!"

„Können wir zu ihm?"

„Wohl! Wohl! Aber — erschreck'n S' net, wann S' den Klanen sehn. Und natürlich — sag'n S' ihm nix von unserm Doktor Croning — sag'n S' ihm —"

Er wollte weitersprechen, aber der Schmerz übermannte ihn. Er reichte Geiger und Lauth die Hand und schluchzte:

„Sie wer'n's schon recht mach'n! Der Klane ist mir ans Herz g'wachs'n!" fügte er hinzu, als müßte er seine Bewegung entschuldigen.

„I hoff', die Herrn heut abend im Batzenhäusl z' sehn. — Servus!"

Er grüßte und schritt eilig davon.

Geiger und Lauth traten in das Hotel. Dieselbe Frau, die sie bei ihrer Ankunft mit dem Arzt sprechen sahen, kam ihnen entgegen und stellte sich als die Besitzerin des Hotels vor.

Sie hätte schon erraten, weshalb die beiden Herren kämen, und sie sei bereit, sie zu Zippelmann zu führen.

Während sie die Treppe hinaufstiegen, erzählte die Frau, wie außerordentlich sich der Arzt des armen Zippelmann angenommen habe. Seit es so ganz schlecht mit ihm ginge, käme er jeden Tag zweimal. Er habe seit einer Woche für ihn eine Krankenschwester bestellt, und er thue alles, um Zippelmann die letzten Tage seines Lebens zu verschönen.

„Es giebt noch Menschen!" murmelte Geiger erschüttert.

Jetzt waren sie vor Zippelmanns Zimmer angekommen. Die Frau verabschiedete sich, und Geiger und Lauth traten ein.

Blendend strömte ihnen die Frühlingssonne entgegen, die durch die beiden weitgeöffneten Fenster ungehindert hereinflutete und das hübsche Zimmer mit ihrem warmen Odem erfüllte.

Die Krankenschwester, die gerade einen mächtigen Fliederstrauß auf den Tisch stellte, den der Arzt mitgebracht hatte, kam auf sie zu.

„Zwei Freunde," flüsterte Lauth.

Sie deutete nickend auf das Bett, das in einer Ecke des Zimmers, nahe den Fenstern, stand, und von dem her jetzt eine schwache Stimme erklang.

„Geiger! Geiger! Herr Hauptmann —!"

Die beiden Freunde waren an das Bett getreten, aus dem ihnen sich zwei magere, zitternde Hände entgegenstreckten.

Die Schwester half Zippelmann sich in den Kissen aufrichten. Er sah furchtbar aus.

Geiger war unfähig, ein Wort zu sagen. Er strich mit bebenden Händen dem Freunde die Locken zurück, die ihm wirr in die Stirne hereinhingen.

„Was macht Croning? Der edle Doktor? Der herrliche Mensch?" war Zippelmanns erste Frage.

„Es geht ihm gut, Zippelmann! Viele Grüße von ihm!" antwortete Lauth, während Geiger sich abwendete.

„O — wie ich mich freue, ihn wiederzusehen!" rief Zippelmann, mit einem heftigen Hustenanfall kämpfend. „Der verdammte Husten!" keuchte er. „Aber es geht schon bedeutend besser. Der Doktor sagt's auch! Kinder — das ist ein Doktor! Ein herrlicher Mensch! Er und Croning — wie soll ich das wett machen! Und nun seid ihr auch noch gekommen —!"

Seine heißen Augen leuchteten auf.

„So viel Liebe! So viel Freundschaft! Aber — Kinder — ich werd's euch vergelten! Laßt mich nur erst wieder auf den Beinen stehen! Ihr sollt einmal sehen, was Zippelmann kann! So eine Krankheit hat auch ihr Gutes! Man lernt sich kennen, wenn man so einsam daliegt. Man geht mit sich ins Gewissen! O, was hab' ich alles versäumt und verbummelt! Aber das wird jetzt eingeholt! Ich darf ja nicht viel studieren — aber —" er deutete auf seine Stirne — „aber da drinnen arbeitet es trotzdem mächtig — mächtig — sag' ich euch! — Was macht denn der Palanka — der Organprotz? Schreit er immer noch wie ein Verrückter? Ah! Wenn's nur darauf ankäme — wär' er ein großer Künstler! — Aber da muß es sitzen" — er klopfte auf seine Brust —, „hier! Im Herzen! Und aus dem Herzen muß es kommen! Das macht den Künstler!"

Er sank matt und keuchend zurück. Die Schwester trocknete ihm den Schaum vom Munde und den Schweiß von der Stirne. Ein besorgter Blick aus ihren stillen Augen schien die beiden Freunde aufzufordern, den Kranken allein zu lassen, der erschöpft die Augen schloß. Geiger und Lauth verstanden den Blick und zogen sich zurück.

Als sie auf dem Korridor standen, sank Geiger an die Brust des Hauptmanns und schluchzte wie ein Kind.

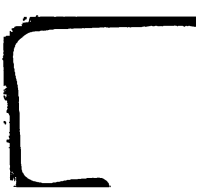
„Beruhigen Sie sich, Doktor! Und gönnen Sie dem armen Zippelmann das Ende!" —

Sie verließen das Hotel und gingen über die Talferbrücke wieder zurück nach Bozen. Auf der Brücke blieb Geiger stehen und sah schweigend in die sonnige Ferne. Vom wolkenlosen Himmel hoben sich in violettgrüner Färbung die Dolomiten ab. Der breite Schlern, die kühnen Felszinnen der Vajolettürme, der sagen-

umwobene Rosengarten — ein wunderbarer Kranz gigantischer Berge. Und ringsum im Bozener Thal prangte der Frühling, blühten die Veilchen, die Mandelbäume, und duftete der Flieder.

Lauth, der allmählich seine heitere Stimmung wiedergefunden hatte, rief in komischer Verzweiflung aus:

„Tadellos! Tadellos! Aber sehn S', Doktor — wie soll man das jetzt mal'n? Es is doch ganz unmöglich, daß man diese Tön' 'rausbringt? Das giebt's einfach nicht!"

Er zündete seinen Zigarrenstummel an, den er in seinem Etui sorgsam aufbewahrt hatte, als sie das Hotel betreten hatten, und wippte in seinem Manegetritt, pustend und blasend, an der Seite Geigers nach Bozen hinein.

DEC 20 1932